<36616401530011

<36616401530011

Bayer. Staatsbibliothek

~~Vgl. W. dürtschr. p. 69.~~

8° O germ 1540

(2)

~~Cf. 3504!~~

Wach

Berthold von Urach.

Eine wahre, deutsche, tragische

Rittergeschichte

aus den Zeiten

des Mittelalters.

Nebst

einer Abhandlung über die Kreuzzüge, ihren Ursprung, ihre Geschichte und Folgen.

Zweyter Theil.

Mit vier Kupfern.

Leipzig,
verlegts Adam Friedrich Böhme,
1789.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

— — Succus loliginis —
aerugo mera! quod vitium procul afore chartis
atque animo prius, ut si quid promittere de me
possum aliud, vere promitto. Liberius si
dixero quid, si forte jocosius, hoc mihi juris
cum venia dabis.

Horat. Sat. IV.

— — Blackfisch-Blut und Schusterpech! —
Wenn
ich was von mir versprechen kann, so ists
daß meine Schriften (wie mein Herz zuvor)
stets rein von diesem Gifte bleiben sollen.
Entwischt zuweilen mir im Scherz vielleicht
ein allzufreyes Wort, so wird es mir
doch wohl zu übersehen seyn. — —

Horazens Satyren von Wieland.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Vorbericht.

Wenn es wahr ist, was ich neulich las, daß die Verlagshandlung gewöhnlich das Organ sey, wodurch das Publikum dem Schriftsteller zu verstehen gebe, ob er eine angefangene Schrift fortsetzen solle oder nicht — so darf ich ohne Furcht diesen zweyten Theil des Bertholds von Urach dem Publikum übergeben, denn mein Herr Verleger verlangte ihn. Ob ihn auch die Herren Rezensenten verlangt haben, weiß ich nicht; denn außer der allgem. Litt. Zei-

tung lese ich keine Rezensionen, und diese hat, so viel ich mich erinnere, von meinem Urach keine Notiz genommen; warum nicht? — weiß ich eben so wenig. Wie dem auch sey! Genug der zweyte Theil erscheint hier, wie der Augenschein lehret, und zwar nach einem etwas langen Zwischenraum; denn sein Zwillings-Bruder, der erste Theil, kam schon im Jahr 1787. zur Welt. Es wäre lächerlich, mich wegen dieses langen Verzugs entschuldigen zu wollen, da ihn, die Wahrheit zu sagen, niemand (einige vielleicht partheyische Freunde ausgenommen) als mein Herr Verleger, den ich freylich, wie gesagt, für das Organon des Publikums nehme, von mir verlangt hat, theils aber auch meine Entschuldigungs-Gründe von meiner individuellen Lage, und der mancherley in jenem Zwischenraum mich betroffenen Lebensveränderungen hergenommen werden müßten; welches alles freylich für mich äußerst wichtig, für das Lesepublikum aber eben so unwichtig ist. Man hält es für unanständig,

und das mit Recht, ohne Hosen oder in der Nachtmütze auf öffentlichem Markte seine Nothdurft zu verrichten; aber eben so unschicklich, dünkt mich, sey es, wenn ein Schriftsteller seine ganze häusliche Verfassung, persönlichen Verhältnisse, Lagen und Verbindungen, Bewegungsgründe, warum er etwas that, oder Hindernisse, warum er es nicht that, vor dem Publikum auskramt, und seine Leser vom Keller bis auf den obersten Boden seines Hauses, und wieder zurück führt.

Ueberhaupt denke ich, daß ein gutes Buch noch immer früh genug, und ein schlechtes immer noch zu früh erscheine. Bey meinem Herrn Verleger habe ich mich längst gerechtfertiget — mehr braucht es nicht. Und so wäre denn dieser Punkt abgethan.

Auch über den Ton, worinnen dieser Theil geschrieben ist, werde ich nichts sagen. Jeder Mensch hat seinen eigenen Ton, und jeder spielt sein Instrument auf seine eigene

Manier. So auch ich. Andere zu überzeugen, daß diese Manier, dieser Ton, wo nicht der beste und reinste, wenigstens nicht der schlechteste sey, ist meistentheils vergebliche Arbeit, die ich bey nothwendigern und dringendern Geschäften scheue.

Von der Abhandlung über die Kreuzzüge aber, die mit dem Gegenstande dieses Buches in der genauesten Verbindung sind, könnte man vielleicht sagen, daß sie überflüssig sey, denn man finde das alles weit ausführlicher in bessern und größern Werken. Ich antworte: Ganz recht; man findet es dort, denn auch ich habe das, was ich hier liefere, dort gefunden, und hier gebrauchet; aber eben weil diese Werke größer und ausführlicher sind, interessiren sie meistentheils nur Geschichtforscher von Profession, und kommen nur selten in die Hände solcher Leser, die ein Buch, wie Berthold von Urach ist, lesen; und daher habe ich geglaubt, nichts überflüssiges zu thun, wenn ich einen lesbaren Auszug aus je-

jenen Schriften machte, und ihn durch das Vehikel meines Bertholds in größern Umlauf brächte. *) Ich wünsche, daß mein Auszug wirklich etwas lesbares und nützliches für die Classe von Lesern, die ich wahrscheinlich erhalten werde, seyn möge. Mehr verlangt mein bescheidener Wunsch nicht, und weiter ging daher auch meine Absicht nicht.

Sind übrigens meine Leser und Kunstrichter mit meinem Buche nicht zufrieden, so werden sie es doch damit seyn, daß ich versichere, meine schriftstellerische Laufbahn habe, wenigstens in diesem Fache, mit diesen zweyten Theil des Bertholds ihr Ende er-

*) Die Werke, die ich dazu gebrauchte, sind: Gesta Dei per Francos, Voltaire Histoire des Croisades, du Chesne 4 Tom. rer. script. franc., Moully Geschichte der Kreuzzüge, Maiers Versuch einer Geschichte der Kreuzzüge, und viele andere bekannte Werke der allgemeinen Welt- und besondern Staaten-Geschichte, nebst einigen kleinern Aufsätzen, die hie und da in Journalen und Zeitschriften zerstreut herum lagen.

erreichet. Mehr kann ein ehrlicher Mann in guter Gesellschaft nicht thun, als daß er aufhört, so bald er merkt oder vermuthet, daß sein Gespräch der Gesellschaft lästig werde.

Ergo cave liber et timida circumspice mente,
Ut satis a media sit tibi plebe legi;
Dum petit infirmis nimium sublimia pennis
Icarus, Icariis nomina fecit aquis.

— — — — — — —

Tantum ne noceas, dum vis prodesse, videto:
Nam spes est animi nostra timore minor.

— — — — — — —

Plura quidem mandare tibi, si quaeris, habebam;
Sed vereor tardae causa fuisse morae.

Ovid. Lib. Trist.

Ver-

Berthold von Urach.

Eine wahre, deutsche, tragische

Rittergeschichte

aus den

Zeiten des Mittelalters.

Zweyter Theil.

I.

„Sie verließen Frankfurth, giengen „durch Frankreich nach Genua, „und von dort aus auf einem genuesischen „Schiffe in Gesellschaft anderer Ritter nach „dem heiligen Lande.„ — —

Da war es, liebe Leser und Leserinnen, wo wir am Schlusse des ersten Theils unsern Berthold von Urach und den jungen Steinheim verließen. — Wenn Ihr nicht gar zu misanthropisch, oder mit Freund Wieland zu reden — gar zu sultanisch denket und empfindet, das heißt verdolmetschet: — wenn ihr für das, was des Lebens süßeste Freuden ausmacht, Geschmack, Sinn, und Gefühl habt, und wenn ihr das nicht habt, so ist die-

ses ganze Büchlein für euch nicht geschrieben, und jedes Blatt darinnen eine Tabula rasa, so könnet ihr eure Zeit besser anwenden, wenn ihr statt dessen, jeder nach seines Herzens Gelüsten, entweder Höferi verbesserten Himmelsweg leset, oder Doctor Fausts Höllenzwang, oder Johann Caspar Lavaters berüchtigtes Lobgedicht auf den katholischen Gottesdienst, oder seinen Pontius Pilatus, oder seinen Nathanael, oder auch, welches einerley ist, des Pfarrers Stolz zu Bremen Joseph, oder auch dessen in usum Delphini herausgegebene Fibel vulgo A. B. C. Buch, oder des berühmten Physicus in Bremen, D. A. Wienholts Beytrag zu den Erfahrungen über den thierischen Magnetismus, oder auch das weltbekannte wassersüchtige Buch des Herrn Hofprediger Starck: Ueber KryptoKatholicismus, Proselytenmacherey, Jesuitismus, geheime Gesellschaften, und besonders die ihm selbst von den Verfassern der Berlin. Monatsschrift gemachte Beschuldigungen mit Actenstücken belegt — oder so ihr lieber wollt, die Lappenbergische Apologie Lavaters, die ein Erzbösewicht und Heide, Jocosus Gerontodidascalus Serius genannt, mit fester und klarer, obgleich nicht sanfter Wahrheit herausgegeben hat — oder

ihr

ihr könnt euch auch, welches wohl dem alten Adam noch besser behagen möchte, bestreicheln, bekrabbeln, manipuliren, magnetisiren lassen, oder wie ihr es nennen wollet — — Wenn ihr also (um doch endlich einmal wieder einzulenken *) nicht gar zu sultanisch denket, so müßt ihr gestehen, daß die Lage und Stellung einer manipulirten Demoiselle, und die eines in actu manipulationis sich befindenden Magnetisörs zehntausendmal besser, behaglicher und ungleich wonniger seyn müsse, als die Lage und Stellung Bertholds und seiner Erwine war.

Welche gefährliche Folgen die Hitze des jungen Grafen von Urach, die ich, so gern ich ihn auch entschuldigen möchte, doch unbesonnen nennen muß, für ihn und die gute sanfte Erwi-

*) Aus dieser, für einen schwindsüchtigen Leser etwas beschwerlichen langen Tirade, kann man, denk' ich, schließen, was für Leser dieses Büchlein eigentlich nicht haben wolle; was für Leser es aber bekommen werde, mögen Zeit und Kunstrichter bestimmen. Die letzten mögen auch ohnbeschwert dem Verf., wegen seines kauderwälschen, mit hundert Zwischensätzen durchschnittenen Stils, die nöthige Zurechtweisung geben, — wenn die folgenden Blätter nicht besser werden.

Anmerk. des Setzers.

wine hatte, und welche ungleich gefährlichere sie hätte haben können, aber durch des Grafen Hennebergs freundschaftliche, obgleich nicht ganz uneigennützige Verwendung nicht hatte, das alles müssen meine Leser aus dem ersten Theile dieser Geschichte sich erinnern, oder auch, denn es ist lange her, daß wir einander dort sprachen, im ersten Theile wieder nachlesen.

Bey aller Strebsamkeit des erfindungsreichen Genies unsers Zeitalters, wodurch Luftschiffahrt, Goldmachen, und Divinationsgabe, drey höchst schätzenswerthe Göttergeschenke, unter den Menschen in Umlauf gebracht wurden, hat man es doch bis auf diese Stunde, so viel ich weiß, noch nicht so weit bringen können, zu gleicher Zeit im heiligen Lande und auch in Quedlinburg zu seyn. Wir müssen uns also wohl, so lange, bis man auch diese verborgene Kraft, die gewiß noch irgendwo im Menschen steckt, wird aus ihren Schlupfwinkeln, so wie das magnetische Fluidum, hervorgezogen und wirksam gemacht haben, gefallen lassen, entweder dem Grafen Berthold zu folgen, oder bey Erwinen in Quedlinburg zu bleiben. Ich wähle aus natürlicher Anhänglichkeit an das weibliche Geschlecht das letzte, in Hofnung,

daß

daß meine Leser und Leserinnen mit meiner Wahl zufrieden seyn werden, und wären sie es nicht — je nun! so mögen sie die folgenden Blätter überschlagen.

Wir lassen also unsern Berthold und Steinheim im gelobten Lande ihr Wesen mit den unheiligen feindlichen Köpfen treiben, so gut als sie können oder wollen, und sehen, was aus Erwinen, nach der Trennung von ihrem Urach, geworden ist.

Erwine, das sanfte gute Geschöpf, die einmal von Mutter Natur so reizbar gebildet war, daß sie nicht nur die Last, die in diesem Augenblicke sie drückte, doppelt empfand, sondern die auch gewöhnlich alle trübe Wolken, die am fernsten Horizont sich zeigten, mit ängstlicher Kümmerniß fürchtete, sah diesmal doch ein, daß das Ungewitter, das so fürchterlich über ihr und ihrem Urach hinrollte, ungleich schrecklicher hätte werden können, als es bis jetzt geworden war. Der Schlag, der sie getroffen hatte, war hart genug, aber doch fand sie noch einigen Trost darinnen, daß er nicht so hart war, als er hätte werden können, und — hätten Urachs Feinde, die Höflinge, ganz gesiegt, gewiß geworden wäre.

Es ist eine herrliche Sache für einen Leidenden, wenn er noch Besinnungskraft genug hat, sich an diesen, obgleich schwachen Strohhalm zu halten; er gewinnet wenigstens Zeit, sich nach einer festern Stütze umzusehen, und läuft nicht Gefahr, sich zu frühzeitig der Verzweiflung in die Arme zu werfen. Die Trennung von ihrem Gemahl war eine tiefe Wunde, die man ihr geschlagen hatte; aber kaum hatte sie sich von der ersten Betäubung ihres Schmerzes erholet, so dankte sie der Vorsehung, daß sie wenigstens Urachs Leben ihrem Gebete geschenkt hatte.

Wenn ihr, liebe Leser, euch in Erwinens Lage zu versetzen fähig seyd, und ich wollte gern, daß ihr es wäret, so werdet ihr so billig seyn, eure Bewunderung ihr nicht zu versagen. Es war wahrer Heldenmuth, dessen nur wenige fähig sind. Sie war ein Weib, ein zärtliches, tiefverwundetes, und ihren Schmerz ganz fühlendes Weib — empfindsam, ohne empfindelnd zu werden. Möge dein Geist, edles Weib, einst zwiefältig auf dem Mädchen ruhen, das sich mein Herz erkiest, *) dann bin ich

*) Hier giebt der Verfasser einen Fingerzeig, daß er noch unbeweibt sey —

Anmerk. des Setzers.

ich für die Mühe, die ich auf die Erzählung deiner Geschichte verwende, hinlänglich belohnt!

Die Beschäftigung mit ihren Kindern, die sie bey sich hatte, und der fromme, obgleich irrige Gedanke, daß der Himmel die Ritter, die ihr Schwerdt zu Befreyung des heiligen Landes zögen, in seinen besondern Schutz nehme, und daß die Bravheit und Rechtschaffenheit ihres Urachs dieses Schutzes doppelt werth wäre, minderte wenigstens in etwas den Schmerz der Trennung von ihrem Urach. Ihre tiefe Traurigkeit änderte sich nun in jene sanftere Melancholie um, die für weichgeschaffene Seelen oft sogar gewisse Annehmlichkeiten enthält, die sie für alles glänzende Glück nicht vertauschen würden. Dies war bey Erwinen der Fall.

Oder vielleicht gern wieder seyn möchte — denn auch dieser mögliche Fall, guter Freund, läßt sich, wie ich meyne, aus jenem Fingerzeig schließen.

Anmerk. des Verfassers.

Und ich meyne, es lasse sich aus dem allen schließen, daß der Verf. ein loser Schalk sey.

Anmerk. eines Rezensenten.

Diese sanftere Melancholie fand gerade im Kloster, ihrem jetzigen Aufenthalte, so viel Nahrung und Unterhaltung, daß die Einsamkeit des Klosters, und die mancherley Anlässe, die sie da fand, sich ihrer Melancholie zu überlassen, ihr diesen klösterlichen Aufenthalt wirklich jezuweilen angenehm machten. — So findet der unschuldige, edle, seine Würde fühlende Mann oft in dem dunkelsten Kerker Beruhigung, das Klirren seiner Ketten ist ihm Jubelklang, und die Gesellschaft einer Spinne angenehmer, als die steife Unterhaltung am Gallatage mit einer Hofdame.

Es gehört eine besondere Stimmung der Seele dazu, um zu fühlen, was und wie sie fühlte, wenn sie in den einsamen Klostergängen, wo jeder Fußtritt in einen hohlen dumpfen Wiederhall sich verlor, ihren melancholischen Betrachtungen sich überließ. Wie Fieberfrost den Körper des Kranken, so durchschütterte dann der Gedanke an ihren Urach ihre bekümmerte Seele. Wenn sie der vorigen Zeiten gedachte, wo in ihres ehrwürdigen Vaters Hause leichter, froher Sinn ihr jugendliches Blut geschwinder fließen machte, dann sank eine schwarze Wolke von Schwermuth auf sie herab — ihr Blut stockte — ihre Kniee zitterten —

ten — ihr Tritt war unsicher, sie mußte stillstehen, oder sich setzen — und dann verlor sie sich in grämlichen Sorgen.

Die Aussicht ihres Zimmers (und man hatte es wohlbedächtig also gewählt) ging ein breites großes Thal entlang, das von waldichten Bergen begränzt wurde. Vor ihren Augen lag die schöne Natur — so schön, als sie vor Erwinen lag, wenn die Morgendämmerung den dunkeln Tannenwald lichter machte, und durch einzelne lichte Stellen, wo in ungestörter Sicherheit flüchtige Rehe und Hirsche sich ätzeten, die Morgensonne strahlte, oder der Mond freundlich durch die Tannen blickte — mahlt sie schwerlich ein Dichter. Aber sie sah sie nicht diese schöne Natur, wenn ihre Blicke auf ihre verwaiseten Kinder fielen; sie war taub für die schmelzenden Melodieen der Nachtigal, die doch sonst eine vertraute Freundin der Liebenden und Leidenden ist. Unter ihrem Fenster dufteten blühende Bäume ihre Würze aus; der Garten, obgleich nicht mit Hirschfeldscher Gartenkunst angelegt, noch in Bremisch Wichelhausenscher Manier vergoldet und verschnitzelt, prangte mit bunten wohlriechenden Blumen aller Art — aber nicht für sie; ihr war das alles eine wüste Einöde, denn ihr Urach nahm ja

nicht

nicht Theil daran. Ein Strom heißer Zähren entquoll öfters beym Anblick dieser Schönheiten, die sie allein genießen sollte, ihren schönen Augen.

Vergeblich sprachen ihre Jungfrauen und Zofen ihr Muth ein, vergeblich suchten sie ihre grämliche Gebieterin durch Rede und Gegenrede aufzuheitern.

„Ihr seyd Alltags-Geschöpfe, sprach sie,
„habt nicht verloren, was ich verlor,
„wie könnt ihr empfinden, was ich empfinde? Es ist nur ein Urach, und
„das ist der meinige; auch nur eine Erwine kann um ihn trauren, und das
„bin ich.„

Nun ist es freylich eine eigene Sache über Empfindungen eines andern urtheilen zu wollen, und man sollte sich billig alles Urtheils in solchen Fällen enthalten. Denn niemand weiß besser, was und wie viel er empfindet, als der, der es empfindet.

Erwine mag also immerhin viel Recht auf ihrer Seite gehabt haben. Ich inzwischen, der ich viele geheime Papiere, diese Geschichte betreffend, eingesehen habe, weiß besser, als Erwine es wußte, oder wissen konnte, daß un-

ter ihren Jungfrauen doch manche war, die ihr Herz nur noch halb das ihrige nennen konnte, denn von einigen hatte die andere Hälfte mancher junge Knappe in Urachs Gefolge mit nach dem heiligen Lande genommen, und so that Erwine diesen Jungfrauen Unrecht, wenn sie glaubte, sie könnten nicht empfinden, was Trennung von Geliebten sey. Sie empfanden es wirklich, obgleich vielleicht nicht in dem Grade, und mit einer andern Modification.

Inzwischen, weil Erwine hievon keine Kenntniß noch Ahndung hatte, und die Jungfrauen keinen Beruf in sich fanden, ihr Kenntniß davon zu geben, so konnten sie nichts thun, als schweigend ihre Thränen mit den Thränen ihrer Frau zu vermischen. Erwine — die gute sanfte Seele, glaubte, diese Thränen würden ihrem Urach geweint, aber — — meine Leser und ich wissen besser, wem sie geweint wurden.

Nur dann, wenn bedeutsame Vorbilder von verlornen Zähnen, von Eulengekrächze, von gesehenem blutigen Schild und Waffen, von Leichenzug und Grabessang und Todtenbahren, vom Todtengräber in der Wand, ihre fromme Gebieterin in nächtlichen Träumen geängstiget

hat:

hatten — dann fanden die geschwätzigen Zungen der Zofen eine Gelegenheit, beym Morgengruß ihre weisen Tröstungen in einem Strome von wässerichten Deutungen über die arme Erwine sich ergießen zu lassen. Dann lag ihr der Gedanke an ihren Berthold näher, als jemals, und auch dann nur brach sie in laute ungeduldige Klagen aus —

„Du bist gefallen, mein Berthold, wie ein „Edler fällt! ich sah im Traum deine blutenden Wunden — deine kalte Hand lag „in der meinigen — du bist gefallen, „und ich bin Wittib, und deine Kinder „sind Waisen!„

Ein andermal begann sie eine lange Zeitrechnung von da an, bis zum Ablauf der sechs Jahre, die der Graf, zufolge kaiserlichen Befehls, im heiligen Lande zubringen sollte. Sechs Tage sind schon eine Ewigkeit für ein liebendes Herz voll Sehnsucht und Verlangens, und nun gar sechs Jahr!! — Wenn ihr, liebe Leser und Leserinnen, je geliebt und gefühlt habt, was es heiße, so lange von dem geliebten Gegenstande, der das ganze Herz erfüllet, getrennet zu seyn, oder ihn gar, wie es hier der Fall war, in Lebensgefahr zu wissen; so werdet ihr gestehen, daß diese Zeitrechnung von sechs Jahren

ren eine schreckliche Ewigkeit für das sanfte schmachtende Herz Erwinens seyn mußte.

„Ach! seufzete sie, wie oft wird noch die „schöne Apfelblüte, die meinen Urach „und mich sonst so herzlich erfreuete, vom „Winde verweht werden? wie oft wird „der Weinstock noch Augen gewinnen, „und Trauben bringen, wie oft der Wind „durch die leeren Fruchtfelder wehen, und „im Haselbusch rasseln? wie oft der hohe „Brocken sein Haupt in Schnee und Eis „hüllen, ehe er wiederkehret zu seinem „traurenden Weibe und lallenden Kin„dern? Wohl mag er jetzt siegreich auf „dem Schlachtfelde stehen, und im Blu„te ungläubiger Barbaren sich baden — „aber was nützen mir seine Siege, was „mir ganze Ströme unheiligen Blutes, „wenn ich einsam, voll Furcht und Sorge „ihn zu verlieren, in meiner Zelle schmach„te? Ach Urach! Urach! meine Angst „ist die Angst verdammter Missethä„ter, womit verschuldete ich diese Lei„den?„ —

Es gehörte gewöhnlich etwas Zeit dazu, ehe sie Anfälle und Ausbrüche ihres Schmerzes von der Art überwinden und vergessen konnte. Doch

die

die Beschäftigung, die ihr die Erziehung ihrer Kinder gab, und die frommen Uebungen der Religion, denen sie sich im Kloster in Gesellschaft der andächtigen Nonnen widmete, halfen ihr gewöhnlich über ihren Schmerz siegen. Zwischen beyden theilte sie ihre Zeit.

Wenn das Kloster-Glöcklein die heiligen Jungfrauen zum Gebet rief, und sie in frommen Liedern mit heiliger Andacht den Himmel um Segen für die Waffen der heiligen Krieger anfleheten, oder wenn die Nachricht von einem über die Ungläubigen erfochtenen blutigen Siege einlief, und dann das hohe Gewölbe der Klosterkirche von frohem Jubel der Andächtigen wiederhallte — dann lag Erwine am Fuße eines Altars, inniger Dank und verdoppelte Andacht erhob ihr Herz, und ergoß sich in fromme Gebete und Lieder — ein himmlisches Feuer flammte aus ihren schönen Augen, und erhob die sanfte Röthe ihrer Rosenwangen — ihr schöner Busen schlug heftiger — ihre Stimme schien tonvoller, melodischer zu werden, sie glaubte dem Himmel nicht innig und herzlich genug danken zu können.

Schärfere und geübtere Kenner, als ich vielleicht seyn mag, haben längst die Bemerkung gemacht, daß Klosterandacht ein hübsches

Mädchen noch mehr verschönere, und ein gewisses Schmachten in ihren Blick und Augenaufschlag zaubere, das ein ächt orthodoxes lutherisches oder reformirtes Mädchen nimmer hat, noch haben kann. Gewiß ist es, laut den vor mir liegenden geheimen archivalischen Nachrichten, daß es einen herrlichen Anblick gewährte, die Klosterjungfrauen samt und sonders beten zu sehen. Der heilige Antonius würde, wie ich sicher weiß, Mühe gehabt haben, seinen wüthigen Diabolum fornicationis (das heißt für keusche Leserinnen verdollmetschet **Unzuchtsteufel** *) im Zaum zu halten.

Die guten Kinder mochten es wohl herzlich gut meynen — denn Gott bewahre mich, daß ich

*) Unzuchtsteufel — Ich habe diese etwas indiscreten Worte mit größern Lettern drucken lassen, um züchtigen Augen und Ohren dadurch einen Wink zu geben, die ganze Stelle entweder zu überschlagen, oder der indiscreten Nudität ein decentes Gewand umzuhängen, oder wenn beides nicht beliebt, sie gütigst zu verzeihen, und dann zweymal zu lesen. Das letzte wäre wohl das billigste. Denn erstlich ist es doch der Unzuchtsteufel eines Heiligen, der sich hier in naturalibus zeiget, und zu seiner Zeit bey den Damen wohl gelitten war; zwey-

ich an der Reinigkeit ihrer Herzen auch nur den geringsten Zweifel haben sollte; aber das mögen sie mir immer verzeihen, wenn ich glaube, daß Erwinens Andacht wohl die reinste unter allen gewesen sey, rein — um mit Herder zu reden, von aller Vergeistung des Körpers, oder auch umgekehrt — rein, von aller Verkörperung des Geistes.

Wenigstens verdiente sie mit eben so viel, und auch wohl mit mehrerem Fug und Recht die Glorie einer Heiligen, als die heilige Maria Crescentia von Kaufbeuern, oder die heilige Armelle, oder die heilige Johanna von Cambray, oder die heilige Angelina von Foligny, oder die heilige Mechtildis aus Sachsen, oder die heilige Maria de l'Incarnation, oder die heilige Maria

zweytens aber auch, weiß ich in der That dem Kinde keinen andern Nahmen zu geben, wenn es diesen meines Erachtens ganz expressiven nicht haben soll — Nichts für ungut! — sagt Meister Wunderlich in der Comödie.

Wer Lust und Belieben hat, mehr über dergleichen indecente Teufeleyen zu lesen, findet es bey einem unserer elegantesten, obgleich nicht immer discretesten deutschen Schriftsteller — Zimmermann von der Einsamkeit 2. Theil.

ria Magdalena von Pazzis, oder die heilige Catharina von Genua, oder auch selbst die heilige Ursula mit allen ihren elftausend angeblichen Jungfern, oder welche andere gebenedeyte Jungfrau ihr lieber wollt — sie verdienet haben mögen.

II.

Der Graf von Henneberg — denn es ist doch wohl Zeit, den jungen Mann auch wieder einmal auftreten zu lassen — war, wie die Leser aus des ersten Theils S. 263. wissen, weder ein heiliger Antonius, Ammonius oder Evagrius — das heißt, keinesweges, wie diese gebenedeyten Heiligen mit dem spiritu fornicationis geplagt;*) noch ruhete der engelreine Geist des guten ehrlichen Doctors Gmelin zu Heilbronn auf ihm, der Tagelang die Mädchen manipuliren kann, ohne — laut seiner Versicherung — auch nur die geringste unreine Fleischeslust zu empfinden, ja der sogar durch anhaltendes Manipuliren, der sinnlichen Freuden der ehelichen Liebe sich beraubt sie-

*) S. Zimmermanns belobtes Buch von der Einsamkeit 7. Kap. Nur erwarte man kein Antidoton, sondern ein Confortativum des Spiritus Fornicationis.

siehet; *) — sondern er war ein mit allen guten und bösen Lüsten und Trieben reichlich begabtes Adamskind, wie wir alle sind — seinen übrigen Brüdern, den Menschen in allen gleich, den nicht unwichtigen Unterschied etwa ausgenommen, den er (will's Gott!) nur mit den wenigsten meiner Leser, oder auch wohl, welches noch besser wäre, mit gar keinem gemein hatte, — daß er nemlich am Hofe gebildet, und der Minister und Liebling eines bey mir nicht sehr beliebten Kaisers war; wo also, wenn er wollte, seine guten und bösen Eigenschaften einen ungleich größern Spielraum hatten,

*) Gmelin über thierischen Magnetismus 1. Stück, S. 27, 28. 2. Stück, S. 89, 94. Man höre, was er 2. Stück, S. 126. sagt: „bey meiner Ehre versichere ich hier öffentlich, daß es mir eben so interessant war, ein für thierischen Magnetismus empfängliches altes Weib zu berühren, als 17jährige Mädchen.„ Welch ein ungeheurer Abstand und Contrast zwischen D. Gmelin zu Heilbronn, und dem heiligen Antonius, Ammonius und Evagrius!! O! heiliger Gmelin, bitte für uns und alle Heiligen, denen alte Weiber und junge Mädchen in puncto manipulationis bis jetzt nicht gleich interessant sind. O! ter quaterve sancte — sanctissime Gmelin! ora pro nobis!

ten, als ich und meine respective Leser wahrscheinlich haben.

Wir haben im ersten Theile dieser Geschichte auch schon Proben gesehen, auf welche Art der Graf von Henneberg sein Terrain zu benutzen wußte und pflegte, und wie er die Kunst verstand, allen alles zu werden, Zeit und Gelegenheit am Schopf zu fassen, und welchen Gebrauch er davon machte. Ich hoffe, den Grafen von Henneberg als einen wackern, bey allem seinem Jugendfeuer biedern und herzlichen Mann meinen Lesern dargestellet zu haben, der Hoffreundschaft von Menschenfreundschaft richtig unterschied, der bis auf den Zeitpunct, worinnen wir in unserer Geschichts-Erzählung nun sind, auf der äußerst feinen Zwischenlinie, die hier zwischen Recht und Unrecht durchlief, immer geraden Schritt gehalten hat. Wir kennen seine herzliche Freundschaft für den Grafen Berthold, wir kennen seine brennende Leidenschaft für Erwinen. Jetzt kommen beyde, wenn ich nicht sehr irre, wieder sehr ins Gedränge.

Berthold war weit genug entfernt, um Hennebergs Leidenschaft nicht hindern zu können, und diese war heftig genug, um mit Hennebergs Freundespflichten davon laufen zu

können. Erwine war einsam und verlassen, mit Menschen umgeben, zu denen sie kein Zutrauen fassen konnte, wenigstens nicht gefaßt hatte. Nur Henneberg hatte es, ihn schätzte sie als den Freund ihres Mannes, von ihm erwartete sie viel — von ihm alles. Wie, wenn nun Henneberg, der schlaue Höfling, Erwinens Einsamkeit benutzte, wie, wenn er ganz die Rolle eines Höflings spielte? Man weiß, ohne eben den Siegwart gelesen zu haben, und mit ihm zu sympathisiren, wie gefährlich für weichgeschaffene Seelen die todte stille Einsamkeit eines Klosters in Sachen der Liebe ist, wie tief sich da die Bilder eingraben, wie heftig jede Empfindung wird, und wie leicht es also dem Grafen von Henneberg seyn mußte, mit etwas Hofintrigue und Ausdauerung Bertholds geliebtes Bild aus Erwinens Gesichtspunct zu rücken, und das seinige dafür einzuschieben, — man weiß endlich, wie leicht dankbare Erkenntlichkeit und Hochachtung eines Frauenzimmers für eine Mannsperson — und die hatte Erwine in hohem Grad für den Grafen von Henneberg — in Liebe übergehet.

Und nun denke man sich Hennebergs Empfindungen, wenn er bey Besuchen, die er Erwi-

winen im Kloster gab, und die sich doch wohl mit seiner Freundschaft für ihren Mann entschuldigen und vereinigen ließen, die ihm vielleicht gar Pflicht waren, — wenn er bey solchen Gelegenheiten das junge liebenswürdige Weib, mit allen Reizen, die klösterliche Andacht ihr gab, erblickte, wenn sie vor ihm ihr kummervolles Herz aufschloß, in seinen Busen ihre Thränen weinte, und er dann mit Freundes Hand, die heimliche Liebe leitete, diese Thränen trocknete — man denke sich diese ganze Lage mit allen Umständen, die für einen Liebhaber, der ein Hofmann, oder für einen Hofmann, der ein Liebhaber ist, so lockend, so verführerisch, so leicht zu benutzen waren; so wird man gestehen müssen, es sey eine mißliche Sache um Hennebergs Freundschaftspflichten und Erwinens eheliche Treue gewesen. Es war ein Strauß, den zu bestehen, mancher Ritter, selbst Lancelot vom See, der doch in Ermangelung eines Bettes, ohne die Treue gegen die Dame seines Herzens zu verletzen, bey einer andern Dame, die noch überdieß in ihn verliebt war, im blanken Hemde schlafen konnte, nicht ehrenfest genug gewesen wäre. Der heilige Antonius wäre sicherlich in diesem Scharfstechen von seinem Teufel aus dem Sattel gehoben worden, da er wohl, wie wir von Athanasius wissen,

sen, weit schwächern Versuchungen unterlag. Man wird bekennen müssen, um dieses Abentheuer glücklich zu bestehen, muß man kein heiliger Antonius, noch irgend ein anderer Heiliger seines Gelichters — muß man Doctor Gmelin zu Heilbronn selbst seyn. Nun war freylich der Graf von Henneberg kein Antonius, aber zum Unglück auch kein Doctor Gmelin. —

Was nun hiebey zu thun? — Das eben, lieber Leser, war der Knoten, der aufzulösen war, und den Henneberg nicht anders zu lösen wußte — als daß er ihn zerhieb; das heißt — er besuchte Erwinen nach der Abreise ihres Mannes in ihrer Einsamkeit gar nicht. Mich dünkt, das war Rechtschaffenheit. Nun fielen alle die feinen Schlingen, die seine Hofintrigue ihr hätte legen können, alle die mißlichen Lagen, worein die Einsamkeit den Grafen und Erwinen gebracht haben würde, weg, — nun gab es kein Anschauen klösterlicher Andacht, das für Hennebergs feurige Leidenschaft gefährlich hätte werden können, nun gab es keine Thränen abzutrocknen, — kurz der ganze Berg von Schwierigkeiten, der sich vorhin zwischen Erwinen und dem Grafen aufzuthürmen schien, war nicht da. Und so hätten wir also unsern

sern Grafen noch so ziemlich, wie einen Brand aus dem Feuer, auf einige Zeit gerettet.

Ich sage — auf einige Zeit. Denn wer will für einen so feurigen jungen liebenden Mann, der in einer Sphäre war, wo tausend verborgene Triebfedern ihm zu Gebote stunden, die er mit dem leisesten Druck der Hand, bald so, bald anders wirken lassen konnte — wer will für eine zärtliche weichgeschaffene Seele, wie Erwine war, zu einer Zeit Bürgschaft stellen, wo ihr Gemahl mehrere Jahre lang viele hundert Meilen von ihr entfernt war?

III.

Henneberg kam also nicht zum Besuch, weil er sich vielleicht zu schwach fühlte, die Folgen eines Besuches verantworten zu können. Und dieses Gefühl seiner Schwäche macht ihm Ehre. Anders dachte Erwine:

Sein Ausbleiben zu einer Zeit, wo sie Freundes Trost so nöthig hatte, und gerade keinen andern Freund kannte, als ihn, fiel ihr auf — und that ihr wehe. Ihr schuldloses Herz, keiner Intrigue und Verstellung sich bewußt, das an dem Grafen nicht mehr Antheil

nahm, als der Freund ihres Urachs, der auch der ihrige war, billigerweise verdiente, konnte sich die wahren Ursachen seines Wegbleibens nicht enträthseln. Es war ihr sehr verzeihlich, wenn sie ihn im Verdacht der Menschenfurcht hatte.

„Er ist des Kaisers Favorit, sagte sie, wie „kann er, oder wie darf er der Freund „einer Familie seyn, die sich dem Kaiser „so geradezu entgegenstellt? Sich als den „freundschaftlichen Rathgeber, den lindernden Tröster einer vom Kaiser Verbanneten aufzustellen, hieße des Kaisers „Gunst aufs Spiel setzen — wie vermag das ein Hofmann? Und wozu könnte es auch nützen? Ich bin elend, könnte es mir mein Elend mindern, wenn „auch Henneberg es würde?„ —

So suchte Erwinens gutes Herz des Grafen scheinbare Furchtsamkeit, so gut es möglich war, zu entschuldigen. Indessen war Hennebergs Furchtsamkeit wirklich nur scheinbar. Die Ursache seines Wegbleibens war, wie wir wissen, nicht Furcht vor des Kaisers Ungnade. Sie lag tiefer, und war redlicher, als Erwine glaubte. Wäre sie dieses aber auch nicht gewesen, so würde ein so erfahrner Höfling, als

Hen-

Henneberg war, immer Mittel und Wege zu finden gewußt haben, zwischen beiden Extremen unversehrt hindurch zu gehen. Die Linie, auf der er hätte Schritt halten müssen, wäre freylich sehr schmal gewesen, aber der Fürsten Lieblinge sind gewohnt, auf dergleichen schmalen Linien mit eben so großer Dreistigkeit, als wir andern Alltagsmenschen auf breiter Fahrstraße zu wandeln. Sie gleichen hierinnen den Seiltänzern. Ihre Kunst konzentrirt sich in der einzigen Geschicklichkeit — Balance zu halten. Bisweilen verlieren sie sie wohl; dann kommt es aber nur darauf an, Gegenwart des Geistes genug zu haben, um aus einem faux pas das große Meisterstück der Kunst — ein salto mortale zu machen, oder wenigstens dafür auszugeben. Das ganze betrogene Publicum klatscht mit beiden Fäusten, und lacht aus vollem Halse ihnen Beyfall zu. — Das war jedoch der Fall nicht ganz beym Grafen Henneberg.

Er war immer Urachs wärmster Freund bey aller Verschiedenheit ihrer Meinungen gewesen, war es geblieben, da es Urachs Leben galt, und war es noch. Mehr als einmal hatte er ziemlich laut erklärt, was er an seinem Freund Urach schätze, und worinnen er ihn anders geformt wün-

wünsche. Auch nach Urachs Entfernung blieb Henneberg derselbige biedere Freund von ihm, der er vorhin war. Die histoire scandaleuse des kaiserlichen Hofes hatte sich schon an ihm und seiner Freundschaft für Urach zu Tode gelästert, und so hätte er immer die Gräfin im Kloster besuchen mögen, man würde diesen Besuch ganz in der Ordnung gefunden haben, worinnen die Sachen zwischen der Gemahlin eines exilirten Grafen, und dem Minister zu seyn pflegen.

Ich bitte meine Leser, diesen Umstand nicht aus der Acht zu lassen. Er ist nicht unwichtig, um Hennebergs redlichen Charakter noch mehr zu heben. Er blieb weg von der Gräfin, da er sie ohne Gefahr hätte besuchen und — verführen können; und das ist, denk' ich, für Leute seines Standes, eine eben nicht sehr alltägliche Enthaltsamkeit, in unserm Jahrhundert wenigstens ganz unerhört und unglaublich.

Indessen wissen die Leser, die jemals geliebt haben, welch eine wunderliche Sache es um die Liebe sey, und diejenigen, die noch nicht geliebt haben, müssen, so lange bis sie die Erfahrung selbst gemacht haben, es auf unser Wort glauben — es ist mit der Liebe, wie mit dem Fieber. Vertreiben läßt es sich, aber

heu=

heute nicht sogleich, morgen vielleicht auch nicht. Man muß sich oft lange genug davon schütteln lassen, ehe China ihre Wirkung thut. Auch ist es nicht immer rathsam, es zu schnell zu unterdrücken. Leicht wirft es sich irgendwohin, und dann entstehen Skrofeln und Schwindsuchten und hysterische Zufälle und Nervenschwäche, gegen welche nun die belobte Manipulationscur ein specifikes Mittel seyn soll, obgleich einige hyperkluge Aerzte und Philosophen wähnen, und sich's sogar öffentlich zu sagen, und zu schreiben, erdreistet haben, daß das Mittel schlimmer sey, als die Krankheit selbst, und statt Nerven zu stärken, sie nur noch mehr schwäche, wie die darauf erfolgten Convulsionen und Deliria beweisen sollen. Dem sey aber wie ihm wolle — denn ich bin unschuldig an allen Sünden, die hier im Pro und Contra begangen werden — ich halte dafür, daß wir am Ende doch dahin zurück müssen, wo wir ausgingen, denn auch Manipulation nutzt und frommt nichts ohne — Liebe. *)

Dem

*) So erkläre ich mir nemlich den Ausdruck der Magnetisörs — sich mit der zu manipulirenden Person *en rapport* setzen. Und wenn es diesen Sinn nicht hat, so weiß ich nicht, welchen andern vernünftigen Sinn es haben könne.

Dem Grafen von Henneberg ging es um nichts besser oder schlimmer, als andern vom Weibe Gebohrnen. Liebe hatte einmal tief in seinem Herzen ihren Thron aufgeschlagen, da hausete und rumorte sie, was auch immer Hennebergs Kopf und Verstand dagegen protestirte; Liebe mischte sich in alles, was er begann, was er für Urach that; Liebe trieb ihn bald hierhin, bald dorthin — sie trieb ihn endlich auch zur Gräfin von Urach. Seine Standhaftigkeit dauerte nur so lange, bis der Kaiser seinen Römerzug antrat.

Deutschland zu verlassen, ohne Erwinen zu sehen, und aus ihren schönen Augen Gift oder honigsüße Wonne, Leben oder Tod zu saugen, schien ihm unmöglich zu seyn. Auch sey es, meinte er, gegen alle Gesetze der bürgerlichen Höflichkeit, nach welcher man doch wenigstens eine Karte pour prendre congê abgiebt. *) Das lezte war nun freilich wenn

ne. Es soll mir lieb seyn, darüber belehrt zu werden. Ein practischer Unterricht, von einer desorganisirten nicht ganz häßlichen Demoiselle, wäre mir in solchem Fall der liebste.

*) Ob diese sehr bequeme Art, seinen Freunden Besuche zu geben, schon damals Sitte gewesen, oder ob sie nicht vielmehr eine neuere Erfindung

wenn es auf Untersuchung der wahren Ursache ankam, eine fallacia non causae, ut causae. *)

Bekanntlich aber wissen diejenigen, die mit dergleichen Trugschlüssen getäuschet werden, immer am wenigsten von der Betrügerey, und unter

dung unseres auf Bequemlichkeit und Komplimenten-Kram immer raffinirenden Zeitalters ist, dürfen die Leser nicht streng untersuchen, weil ich sonst auf tausend nicht eines antworten könnte. Auch kommt es hier nicht bloß auf die Karte an, sondern darauf, ob man sich damals nicht auch, wenn man ausreisete, ein Lebewohl gesagt habe — welches doch wohl schwerlich, ohne den Deutschen jenes Zeitalters alle Urbanität abzusprechen, in Zweifel gezogen werden kann.

*) Unlateinischen Lesern, denen schulgerechte Logic ein unbekanntes Land ist, kann ich diesen Beweis meiner logicalischen Pedanterey glücklicherweise mit einem sehr treffenden Beyspiel erläutern. Es sey folgendes: Wenn gewisse magnetisirende Aerzte sich immer auf das Gesundwerden ihrer magnetisirten Kranken berufen, so ist das, — mit Gunst dieser Herrn — eine fallacia non causae, ut causae. Wir wollen glauben, daß ihre Kranken völlig wieder hergestellt sind, welches doch wohl erst einer Untersuchung bedarf; aber glauben können wir nicht,

ter allen sind sie gerade die letzten, die die Täuschung bemerken. So ging es auch dem Grafen Henneberg.

Deutschland zu verlassen, ohne Erwinen zu sehen, schien ihm unmöglich, nicht, weil es eine

nicht, daß ihr Manipuliren dieses bewirket habe. Denn gewisse Krisen der Natur, und so gute Arzneymittel, als wir in den vor uns liegenden Krankheitsberichten angezeigt finden, könnten das wohl leichter und sicherer bewirken. Der gesunde schlichte Menschenverstand (eine ungleich schätzbarere Gabe Gottes, als der Deliria erregende Magnetismus —) bleibt bey Erklärung natürlicher Phänomene lieber bey natürlichen, oft erprobten Mitteln stehen, ehe er in die Regionen des Außerordentlichen überspringt.

Im Vorbeygehen bitte ich hier, wenn es nöthig seyn sollte, meine Leser ein für allemal um Vergebung, daß ich sie so oft mit magnetistischem und antimagnetistischem Schnickschnack bewirthe. Es ist jetzt, da ich dieses schreibe, die Lieblingsspeise an der öffentlichen Tafel Deutschlands und Frankreichs, und ich schreibe an einem Orte, wo man diese Schüssel in allen Gesellschaften zu kosten bekommt, ohngeachtet sie hier mehr als irgendwo Indigestionen, Bauchgrimmen, Coliken, und wer weiß, was noch mehr, schon verursacht hat.

eine Unhöflichkeit gewesen seyn würde, sondern das Wahre von der Sache war, weil es seinem liebekranken Herzen wohl däuchte, Erwinen wenigstens im Stillen anzubeten, und sich mit der Hofnung besserer Zeiten zu trösten. Unser Herz ist, wie jeder weiß, wenigstens wissen könnte und sollte, nur gar zu oft ein Schalk, gegen den man nicht genug auf seiner Hut seyn kann, denn ehe wir es uns versehen, läuft es gewöhnlich mit dem besten Verstande davon, und wir stehen dann etwas albern da, und sehen ihm nach. **Werther**, seligen Andenkens, sagte bey seinen vielen Narrheiten, doch gewiß auch viele treffende Wahrheiten. Gewiß war es eine der letzten, als er sagte: **ich lache über mein eigen Herz — und thue ihm seinen Willen.** Wir machen es in den meisten Fällen, mit Ehren zu melden, um nichts besser oder klüger, als dieser ehrliche Werther. Wir mögen nun lachen oder zürnen über unser Herz, so — thun wir ihm doch seinen Willen. Auch Henneberg that es. Einige Tage vorher, ehe er nach Italien ging, erschien er an dem Gitter des Besuchsaales.

Und nun, lieber Leser, ist mir im Ernst um unsern wackern Henneberg bange. Denn mit diesem liebekranken Herzen in Erwinens Einsiedeley zu treten, mit ihr einerley Luft zu ath-

athmen, mit ihr unter einem Dache zu seyn, bey ihr als der vertraute Freund ihres Mannes, sich vielleicht mancher, selbst nach dem conventionellen Wohlstand erlaubten Freyheit, bedienen zu dürfen, und dann doch noch als der ehrliche unversehrte Mann wegzugehen, wie man gekommen war — das, liebe Leser, war aufs gelindeste geurtheilt, eine Vermessenheit, die ich an Henneberg, den ich, wie der Augenschein lehrt, schon längst gegen manche schiefe Deutung, die man seinem Charakter hätte geben können, in Schutz genommen habe, mit nichts entschuldigen kann, als — mit dem Feuer seiner Liebe.

Sagen Sie nicht, meine Herrn und Damen, das sey eine sehr sonderbare Entschuldigung, denn eben das Feuer seiner Liebe sey das, was Entschuldigung bedürfe. Ich fühle es selbst wohl, daß meine Entschuldigung nicht die Probe hält; aber — ich kann keine bessere geben. Und ultra posse nemo obligatur, welches verdolmetschet bekanntlich eben so viel ist, als: wo nichts ist, kann man nichts nehmen.

IV.

Die Gräfin Erwine empfing ihn, mit einer Freude, die sie nicht verbarg. Nicht gewohnt,

wohnt, ihre Empfindungen zu verheelen, oder zu verschnitzeln, ließ sie ihr Gesicht den Sprecher ihres Herzens seyn. Jede Miene, jedes sanfte Lächeln drückte die Dankbarkeit aus, die sie dem Retter ihres Gemahls schuldig zu seyn glaubte. Ach, es war ihr so wohl in Hennebergs Gesellschaft, mit dem sie sich von ihrem Urach unterhalten konnte; das Vertrauen, das sie in ihn setzte, machte sie so offenes Herzens gegen ihn, daß sie von nichts, als von ihren Verbindlichkeiten gegen Henneberg sprach. Der Dank, den ein Frauenzimmer einer Mannsperson sagt, hat immer ungleich mehr gefälligeres, sanfteres, als die wortreichste Dankaddresse eines Parlaments an den König — er hat mehr Ausdruck, als die steife Dankrede, womit ein Deputirter des hochedlen und hochweisen Raths irgend einer freyen Reichsstadt sein hohes und erlauchtes Auditorium durch alle rhetorische Figuren hindurch Stundenlang quält.

Erwine sprach von der Dankbarkeit, die sie dem Grafen schuldig sey, in so zärtlichen Ausdrücken, sie erhob die großmüthige, uneigennützige Freundschaft des Grafen mit so feurigem Lobe, daß der arme Graf, anstatt aus seiner Verwirrung, worein ihn Erwinens Anblick schon gebracht hatte,

te, gerissen zu werden, nur immer tiefer darinnen versank.

Uneigennützige Freundschaft — sagte sie. Dieses Beywort fiel ihm auf, denn sein Gewissen sagte ihm, daß er dieses Wort nicht in seinem ganzen Umfange verdiene. Und meine Leser und ich wissen, daß das Gewissen Hennebergs hierinnen völlig das Recht auf seiner Seite hatte. Wo aber das Gewissen einmal anfängt mitzusprechen, da ist es schwer, Stillschweigen aufzulegen, es wird gewöhnlich immer lauter, und verräth uns, ehe wir es uns versehen. Dem armen Grafen ging es so. Er konnte seine Verlegenheit vor Erwinen nicht verbergen.

Sie bemerkte an ihm eine niedergeschlagene Miene, die dem Hofmann, und vornehmlich dem begünstigten Hofmann eben nicht natürlich ist. Keckheit und Effronterie, auch da, wo er Ursach hätte, am niedergeschlagensten zu sein, liegt eher in einem solchen Charakter; aber Hennebergs Herz war, wie wir aus allem sehen, wirklich noch unverdorben, und nicht durch Hofluft verpestet. Erwinens truglose Seele, die nichts von alle dem ahndete, was in Henneberg vorging, sah er weit über sich erhaben, ihre Rede, die ein genauer Abdruck ihrer

rer Seele war, beschämte ihn, er fühlte, daß er in Gefahr sey, oder gewesen sey, etwas schurkisch zu handeln, und dieser Gedanke drückte ihn tief nieder, und gab ihm eine bedenkliche matte Miene, wie sie der Kranke hat, dessen Krankheit sich zum Leben oder Sterben brechen will.

„Was ist Ihnen, lieber Graf? Sie se„hen verstört aus? Sind Sie krank? „und woran, am Leibe oder an der „Seele?„ —

So fragte sie ihn mit theilnehmender Besorglichkeit, und Henneberg wurde wider seinen Willen durch diese liebevolle Frage von seiner Leidenschaft so sehr überrascht, daß er ihr mit einem Blick und Seufzer antwortete, worinnen sein ganzes Herz offen lag. Hätte Erwine auch nur auf die entfernteste Art etwas von Liebe in Hennebergs Herzen geargwohnet, so hätte ihr dieser Blick und dieser Seufzer mehr sagen müssen, als die förmlichste, wohl ausstudirteste Liebeserklärung. Sie aber las und fand in diesem Blick und Seufzer nichts, als — einen Blick und Seufzer, wie tausend andere, die täglich und stündlich sich von Herzen und Augen der Menschen loswinden, und sich in dem großen Magazine aller Blicke und Seufzer — im

Luftraume verlieren, wo sie wahrscheinlich sich in ihre ersten Bestandtheile, in Luft oder Wind auflösen, und von der Mutter Natur wieder aufs neue verarbeitet werden. *)

Der Graf von Henneberg erhielt unterdessen Zeit, den Streich zu bemerken, den ihm sein krankes Herz gespielt hatte, er faßte sich, und half sich aus der Verlegenheit, so gut er konnte — das heißt, durch eine Lüge. Denn er müßte ein schlechter Hofmann gewesen seyn, und der von ihm gemachten Schilderung wenig entsprechen, wenn er dieser Verlegenheit unterlegen, oder an der Lüge erstickt wäre. Ein Fall, der bey Hofleuten äußerst selten eintritt.

Man

*) Der Verfasser hat, wie die Leser schon hieraus sehen können, eine besondere Theorie von den Blicken und Seufzern der Verliebten, die auf besondern Hypothesen beruhet. Diese Hypothesen aber abstrahirte er sich aus vieljährigen Beobachtungen und Erfahrungen, und daher hält er sie für eben so gegründet, als die Hypothese vom fluido nerveo magnetico. Er wird sie dem Publicum vorlegen, so bald er mit einigen noch anzustellenden Beobachtungen desorganisirter Blicke und Seufzer ins Reine ist, zu welchem Ende er jetzt auf einer Reise nach Lyon, Straßburg, Carlsruhe und Bremen begriffen ist.

Man kann sich ja so sehr an Gift gewöhnen, daß kein Arsenik mehr schaden kann, warum nicht auch daran, im Verlegenheit zu kommen, und sich wieder herauszuhelfen? Am Hofe geschieht es täglich und stündlich.

Henneberg gab, ich weiß nicht, was für eine schwere Krankheit an, von der er sich erst seit kurzem wieder erholt habe, die aber noch jezuweilen Spuren ihres Dagewesenseyns von sich gebe.

Die Leser, die zu schicaniren Lust haben, werden sagen, daß dieses doch nichts weniger als Lüge, daß es vielmehr die strengste Wahrheit gewesen sey, denn Henneberg war, wie wohl nicht zu leugnen ist, im höchsten Grad verliebt. Die Liebe aber ist eine Krankheit, gefährlicher, als irgend eine, die man daher auch schon längst wie Blatterngift behandelt, und von der Inoculation der Liebe geschrieben hat. Folglich konnte Henneberg mit Bestand der Wahrheit sagen, er sey schwer krank gewesen.

Ich begehre keinesweges mit Lesern, die also schließen, zu zanken, denn ich liebe den Frieden über alles. Ich gebe also gern zu, daß Henneberg freylich an der Liebe krank — sehr krank war, nur dünkt mich, daß er das eben nicht habe sagen wollen. Liebe ist Krankheit,

 aber

aber moralische Krankheit, er aber sprach von körperlicher. Ich könnte also wenigstens antworten, daß jener Schluß vier Terminos oder Füße habe, und wenn meine Leser einmal durch eine logicalische Schule gelaufen sind, so werden sie wissen, daß ein Schluß mit vier Füßen nichts tauge, sondern ganz wider den gewöhnlichen Gang menschlicher Dinge besser und sicherer auf dreyen, als auf vieren gehe. Doch das sind Schulpedantereyen — Valeant! — Mir bleibt noch eine andere Antwort übrig. Hennebergs Blick und Seufzer war doch wohl ein Beweis seiner Liebe? Diesen Beweis hatte er so eben gegeben, ob er gleich Erwinen nicht einleuchtete — wie konnte er denn sagen, daß er sich von seiner schweren Krankheit wieder erholt habe? — Mit nichten, er hatte gerade einen der heftigsten Paroxysmen.

Aber da ich Ursach habe, mit meinen Lesern so säuberlich als möglich zu verfahren, weil ich ihre Gedult noch lange brauche, so will ich mich wohl hüten, um des verliebten Grafen willen mit ihnen zu streiten. — Genug Erwine nahm die Entschuldigung als baar und richtig an, versicherte ihr herzliches Mitleiden, empfahl ihm Sorgfalt für seine Gesundheit, und dergleichen mehr, und machte mit alle

dem

dem den Grafen nicht gesünder, sondern vielmehr kränker.

V.

Der Kaiser war keinesweges Willens, sich lange in Italien aufzuhalten. Italien war immer für die deutschen Kaiser ein Fegfeuer, woraus jeder gute Christ so bald als möglich zu kommen sucht. Sie wußten, die Wahrheit zu sagen, nicht, wie sie mit den Italienern daran waren, denn bald waren diese gut kaiserlich, bald päpstlich gesinnt, je nachdem sie hier oder dort ihr Interesse oder auch das Uebergewicht von Gewalt fanden. Diese Unbeständigkeit der italiänischen Staaten mußte sie nothwendig den Kaisern verhaßt machen. Diese kamen daher gewöhnlich immer mit dem starken Gefolge einer Armee zum Besuch dahin, und gingen, wenn die Ruhe wieder hergestellt war, gern wieder zurück. So auch dießmal. Doch hielt es der Kaiser für nothwendig, auch nach seinen Abzug einen treuen Diener in Italien zu haben, der in des Kaisers Abwesenheit die kaiserlichen Vortheile in Obacht nehmen könnte. Und wer war hiezu geschickter, als der Graf von Henneberg? Es war also beschlossen, daß er auch nach der Zurückkunft des Kaisers in Italien bleiben sollte.

Das war nun für Erwinen eine erwünschte Gelegenheit, ihre Correspondenz mit Berthold durch diesen Kanal gehen zu lassen. Posten hatte man damals noch nicht, denn unsere jetzigen Postanstalten sind viel spätern Ursprungs, *) es war also äußerst schwer, Briefe von einem Ort zum andern sicher zu bringen, wenn man nicht einen eigenen Boten dahin schicken wollte; um wie viel größer mußten nicht die Schwierigkeiten seyn, in so entfernte Länder Briefe zu brin-

*) Es versteht sich, daß ich deswegen mit niemanden um Worte streiten werde, der mich vielleicht an die postähnlichen Institute der Perser und Römer erinnern will, deren Diodor, Cäsar, Sueton und der jüngere Plinius von Cyrus, Xerxes, August u. s. w. gedenken. Auch ich bin einmal durch die Schule gelaufen, und kenne jene Schriftsteller und Anstalten wohl. Es waren aber doch nur Staatsposten, Estafetten, die übrigens für das große Publicum unnütz waren, weil es nicht nach Belieben Gebrauch davon machen, und für einen bestimmten Preis Nachrichten, Sachen oder Personen auf gesetzte Zeit von einem Ort zum andern bringen konnte. Zwar legte Karl der Große im Jahr 807. drey Haupt-Stationen nach Frankreich, Italien und Deutschland an, weil es wahrscheinlich bey seinen ungeheuren Staaten für ihn eben so wohl, wie für den persischen König Cyrus, Staatsbedürfniß war, aber auch die-

bringen. Der fast einzige Weg nach den Morgenländern blieb immer Italien, denn die italänischen Freystaaten hatten damals den ganzen Handel in die Morgenländer allein zu führen.

Erwine konnte also mit Grunde hoffen, daß sie durch Hülfe ihres Freundes, des Grafen von Henneberg, nicht nur Nachrichten von ihrem Berthold über Italien erhalten, sondern auch

Brie-

dieses blieb immer nur eine Anstalt für die Despotie, nicht für das gemeine Wesen, und mit der Theilung des Reichs fiel wahrscheinlich auch diese Anstalt weg. Wenigstens schweigt die Geschichte ganz davon. Erst im Jahr 1464. finden wir wieder unter Ludwig XI. Postanstalten in Frankreich, von woher sie Franz von Taxis im Jahr 1516. unter Maximilian I. nach Deutschland, oder vielmehr erst in die Niederlande brachte. Es ist bekannt, daß die Taxische Familie seit Kaiser Karl des fünften Zeiten, der sie zuerst mit dem niederländischen Generalpostmeister-Amte privilegirte, nach vielem nicht ungegründeten Widerspruch von mancherley Seiten endlich Mittel fand, seit 1615. das Reichsgeneralpostamt unter gewissen Bedingungen erblich, und seit 1621. sogar zu einen Weiberlehen zu machen. Gewiß aber ist es, daß das ganze Mittelalter hindurch keine bestimmten Posteinrichtungen in Deutschland waren.

Briefe auf eben demselben Wege dahin würde senden können. Es war natürlich, daß sie diese günstige Gelegenheit begierig ergriff. Sie bat ihn aufs dringendste, sich bey jedem aus den Morgenländern zurückkommenden Schiffe nach ihm zu erkundigen, und ihr die erhaltenen Nachrichten mitzutheilen, und zugleich zu erlauben, daß ihr Gemahl und Bruder so wohl als sie selbst, ihre Briefe an ihn senden dürften, um ihre richtige Ueberkunft durch seine Besorgung derselben zu sichern.

Was konnte der Graf anders thun, als seine innige Freude darüber bezeugen, daß er auch nach seiner Entfernung von Erwinen, doch noch in Italien Gelegenheit finde, zu zeigen, wie bereitwillig er sey, ihr Beweise von Dienstfertigkeit und Freundschaft zu geben. Daß dieses kein leeres modisches Hofcompliment war, dafür steht der Verfasser mit seiner ganzen Autor-Ehre ein, die ihm nichts geringes zu seyn dünket; aber er kann auch, von seinem Autor-Gewissen (das, unter uns gesagt, eben so zärtlich, als seine Autor-Ehre ist) nothgedrungen, nicht unterlassen zu sagen, daß die leidige Liebe hier abermals dem Grafen einen hämischen Streich spielte, wie das seit Adams Apfelbiß gewöhnlich immer ihre Art gewesen ist, mit Adamskindern umzuspringen.

Seit der Erfindung der Schreib- und Druck-kunst, sind davon so viele Beweise durch Handschriften, und gedruckte große und kleine Bücher zu Tage gefördert worden, daß man glauben sollte, die Menschen würden endlich einmal gegen die Betrügerin mißtrauisch geworden seyn, aber nein! Wir sind sammt und sonders so gutherzige Geschöpfe, daß wir eher an alles in und außer unserm sublunarischen Planeten glauben, es sey so abentheuerlich als es wolle, ehe wir uns überreden lassen, wir wären von der Liebe betrogen. Und doch ist dieses letztere bey weitem nicht so abentheuerlich, und gewiß alltäglicher, als **Swedenborgs Geister-Commerz, Hirschensches und Semlersches Luftsalzwasser und Luftgold, Lavatersche Gebetskraft, manipulirter Mädchen Propheten-Gabe**, und wie die Steckenpferde unserer aufgeklärten Zeiten alle heißen mögen.

In der That hat nach meinem ohnmaßgeblichen Dafürhalten, der berühmte Menschenmacher Prometheus seiner plastischen Kunst damit eben keine Ehrensäule errichtet, daß er in den Thon, woraus er seine Menschen knetete, eine so starke Portion Leichtgläubigkeit und Hang zur Selbsttäuschung mit einmischte. Da es, wie nicht zu zweifeln ist, bey ihm stand,

sei-

seine Menschen zu formen, so gut oder so schlecht er wollte oder konnte, so hätte er wohl etwas härtern Thon dazu nehmen können, als er wahrscheinlich genommen hat. Aber, mich dünkt, daß es mit dem Ehrenmann selbst in diesem Puncte nicht aller Dinge richtig gewesen seyn müsse, und daß — — doch wozu können uns alle diese Kritteleyen über den ehrlichen Prometheus nützen? Wir können doch dadurch, wie alle hunderttausend Sittenlehren, die schon geschrieben sind, und wahrscheinlich noch werden geschrieben werden, beweisen, und noch beweisen werden — kein Fäserchen am Menschen anders machen, als er es zu machen, gut gefunden hat. Und so kommen wir am Ende doch immer wieder auf das alte Brocardicum zurück: — die Menschen zu nehmen, wie sie sind, ohne erst langweilige tiefe Untersuchungen anzustellen, ob sie auch so sind, wie sie seyn sollten.

VI.

Das eigentlich hieher gehörige — um der langweiligen Episode doch endlich einmal ein Ende zu machen — ist dieses. Als der Graf von Henneberg die fürchterliche Entdeckung machte, die vor ihm schon alle Hofschranzen mit Lachen und Flüstern gemacht hatten, daß nemlich

lich sein Herz an der Gräfin Erwine etwas mehr Antheil nehme, als ihm von Gott und Rechtswegen gebühre — erschrack er, wie ein ehrlicher Mann. Das klügste, obgleich nicht das leichteste, was er thun konnte, war, die Gräfin Erwine in seinem Herzen zu dethronisiren. In der Nähe von ihr ging das schwerlich an. Jede Nennung ihres Namens, jeder Blick ihrer Augen, war gleich einer Bombe, die in ein Pulvermagazin fällt. Man kann tausend gegen eines wetten, daß das Pulvermagazin davon in die Luft fliegen werde. Für ihn blieb also nichts übrig, als Entfernung. Er war vernünftig genug, dieses selbst einzusehen, und daher war des Kaisers Reise nach Italien ganz in seinem Plane. Es war ihm sogar angenehm, daß er Befehl erhielt, in Italien zu bleiben, denn er hoffte, daß Abwesenheit von Erwinen ihn von seiner Leidenschaft heilen sollte.

Der Graf schloß, dünkt mich, hierinnen als ein guter Psycholog ganz richtig, ohngeachtet ihm nie ein Magazin der Seelen-Erfahrungskunde vor Augen gekommen war. Zeit und Entfernung haben schon, wie tausend und aber tausend Ehen und — Romane lehren, so oft die Ewigkeit der Liebestreue geendiget, so viele Liebschaften, wo beyde Theile es gewiß ehrlich

und ernstlich meynten, so viele unauflöslich scheinende Bande getrennet, so viele Träumende aus süßem Schlummer geweckt, daß der Graf Ursach genug hatte, etwas Aehnliches im vorliegenden Falle zu hoffen, der um so viel leichter war, da das Feuer hier blos an dem einen Theile brannte, und der andere nur eine sanfte Wärme spürte.

Italien ist überdieß von jeher das Vaterland der Liebes-Intriguen gewesen, und die italiänischen Schönen sind rühmlichst dafür bekannt, daß sie deutsche Kraft und Mannheit zu schätzen — und zu nützen wissen, wie hätte nicht der junge rüstige Graf von Henneberg in Italien eine Erwine wieder finden können, die vielleicht mehr Empfänglichkeit für seine Liebe gehabt hätte, als die deutsche Erwine? Und hätte sich diese gefunden, woran wohl nicht gezweifelt werden kann, so war beyden Theilen und einer Italiänerin noch dazu geholfen.

Ich will damit nicht sagen, daß der Graf von Henneberg damals dergleichen Betrachtungen bey sich angestellet habe, nein! er war wohl noch zu fest an Erwinen gekettet, und war eigentlich gar keiner Ueberlegung fähig; aber uns ist es doch erlaubt, zu sagen, was für ein Ausgang nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge

uns

uns wahrscheinlich dünket. So viel hoffte er, daß seine Leidenschaft, von der er sich gern losmachen wollte, durch seinen Aufenthalt in Italien keinen geringen Stoß leiden würde. Daß er dieses hoffte, macht seiner Menschenkenntniß und seinem Herzen Ehre.

Sollte dieß aber geschehen, so durfte in Italien ihn nichts an Erwinen erinnern, so mußte er alle Verbindung mit ihr ganz aufgeben. Ich glaube sagen zu dürfen, daß er dieß selbst als ein ehrlicher Mann wünschte, und gethan haben würde, wenn nicht der unglückliche Umstand nun eingetreten wäre, daß ihn Erwine zu ihrem Brief-Spevitör ernannte. — Da lag nun der ganze schöne Plan von Ausrottung seiner Leidenschaft, vom Vergessen Erwinens zertrümmert. Er konnte bey seinem besten Willen, es vor sich selbst nicht leugnen, daß sein Herz eine heimliche Freude empfand, da ihn Erwine um eine Gefälligkeit bat, die freylich in jeder andern Lage sehr gut zu leisten gewesen wäre, in seinen Umständen aber äußerst gefährlich war.

Sein Verstand sah ein, daß es hochnöthig sey, die Bande zu zerreißen, die ihn an Erwinen fesselten; aber sein Herz sträubte sich mächtig dagegen, und suchte sie immer fester an-

anzuziehen. Dennoch würde der Verstand über das Herz vielleicht die Oberhand erhalten haben, aber nun gab Erwinens Bitte der Waagschaale seines Herzens so viel Gewicht, daß der arme Verstand, viel zu leicht dagegen, schnell in die Höhe flog. Nun fand er die schönste Gelegenheit, mit Erwinen in Verbindung zu bleiben, welche auszuschlagen, doch nichts geringeres als Grobheit gewesen wäre; nun konnte das trügerische Herz diese Verbindung so scheinbar entschuldigen, daß er sich derselben ferner nicht zu schämen brauchte; nun konnte er sie beybehalten, ohne sich zu gestehen, daß sie ihm lieb und werth wäre — alles kam nun auf Rechnung der bürgerlichen Höflichkeit.

Das ist unzähligemal der Irrweg des menschlichen Herzens gewesen, und wird es bleiben; unzählige haben sich schon auf diese Art getäuschet, und werden sich ferner täuschen. Immer fällt mir der ehrliche Werther wieder ein, der unstreitig ein großer Thor war, als er sagte: ich lache über mein eigen Herz — und thue ihm seinen Willen; aber seine Zeichnung ist unwidersprechlich wahr und treffend. Wir lachen vielleicht, und vernünfteln kalt über ihn, aber kaum haben wir ausgelacht, so begehen wir dieselbige Thorheit. Wer sich frey

da=

davon weiß, und es vor competenten Richtern durch triftige Gründe darthun kann — der werfe den ersten Stein auf ihn. Ich kann es nicht.

Der Graf von Henneberg verließ endlich Erwinen, aber ungleich kränker, als er hingegangen war. Liebe sprach jeder Blick, Liebe zeichnete jede seiner Mienen, Liebe machte ihn bey seinem Weggehen so verwirret, daß diese traurige Zerstreuung, die sich auf seinem Gesicht ausdrückte, selbst der truglosen Erwine auffiel. Wäre sie ein Hoffräulein gewesen, und hätte sie die Künste der Coquetterie in dem Grade verstanden, als sie sie nicht verstand, so hätte sie in dem ganzen Betragen des Grafen ganz etwas anders gelesen, als sie nun darinnen las. Sie fand darinnen nichts als Freundschaft, und hielt es unglücklicherweise für Pflicht, dem Grafen so viele Merkmale ihrer Hochachtung zu geben, als sie wirklich für ihn empfand. Ihr ganzes Herz lag offen vor ihm. In ihm war keine einzige Falte, die sie zu verbergen Ursach zu haben glaubte, warum hätte sie es vor ihm verschließen sollen? Sie glaubte, daß er ihre Achtung und Dankbarkeit verdiene, sie empfand sie innig, und so gab sie ihm alle ihre Empfindungen ungekünstelt und unverstellt bey seinem Weggehen zu erkennen. Sie sah und schätzte

in ihm den Freund, nicht den Liebhaber, mehr las sie in seinem Betragen nicht. — Daß doch Erwine das Lesen etwas besser verstanden hätte!!

Er benetzte ihre Hand mit seinen Thränen, und ging betrübt von dannen.

VII.

Lange genug haben wir dem Grafen Berthold und dem jungen Steinheim Zeit gegeben, als brave Ritter und Kreuzfahrer, zu Eroberung des heiligen Grabes ihre Schwerdter zu schwingen, und in Türkenblute zu färben; wenn es also meinen Lesern nicht zuwider ist, welches ich kaum vermuthen darf, so sehen wir uns einmal wieder nach ihnen um, damit wir sie nicht ganz im Getümmel der Schlachten aus dem Gesichte verlieren.

Ich setze voraus, daß meine Leser die Einleitung dieses zweyten Theils, welche eine kurze, gedrängte und räsonnirende Geschichte der Kreuzzüge vorstellen soll, gelesen haben. Zu diesem Behuf, und nicht um den Setzer und Drucker zu beschäftigen, schrieb ich sie nieder. Sollten sie sie aber wider mein Vermuthen, Wünschen und Hoffen (denn es wäre eine schreckliche Beleidigung meiner Autorehre) nicht gelesen

sen haben, so bleibt mir nichts übrig, als die Achseln zu zucken, und zu bitten, diese Einleitung wenigstens nun noch zu lesen, wenn sie verlangen, daß das Folgende für sie lesbar seyn soll. Der Himmel verhüte, daß hierüber zwischen uns kein Streit entstehe, denn ich wüßte in der That nicht, wie ich mich mit Ehren aus einem so delicaten und verworrenen Handel wickeln könnte, oder wie ich mich darüber trösten sollte, etwas geschrieben zu haben, was meine Leser nicht lesen möchten, noch weniger, wie es anzufangen sey, jemanden zehen zählen zu lehren, der nicht von eins bis neune mit zählen wollte. Es wäre wenigstens mehr als sultanisch, so etwas zu fodern. Mein Trost ist, daß nicht alle Sultane meine Leser, oder nicht alle meine Leser Sultane seyn werden.

Vorausgesetzt also, daß die Leser wissen, in welchen Umständen sich das Land befand, wohin Berthold von Urach und Steinheim wallfahrteten, mag die Erzählung ihrer Abentheuer von nun an ihren Gang ehrbar fortgehen. —

Auf dem Throne zu Jerusalem, dessen Grundfesten so schwankend waren, daß die geringste Erschütterung seinen Einsturz befürchten ließ, fanden sie Balduin II. Es ist leicht zu

vermuthen, daß unter solchen Umständen das Königsleben eben nicht das angenehmste seyn müsse, weil es nicht das sicherste ist. Ihm droheten täglich und stündlich Gefahren, die seine Königswürde in einen leeren Titel verwandeln konnten, und dann König in partibus infidelium zu seyn, ist eine eben so nahrlose Sache, die so wenig nutzet und frommet, als König im Saturn oder Uranus zu seyn, und auf diesem Erdplaneten leben zu müssen. Balduin II. war in dem Fall, ein König in partibus infidelium, oder im Saturn und Uranus zu werden.

Gasi, turcomannischer Sultan von Damas, und **Debeis**, ein mächtiger arabischer Scheik, konnten so wenig als ich begreifen, was für Fug und Recht jene Christen-Despoten hatten, in den Morgenländern nach Belieben zu sengen und zu brennen, sich in fremder Menschen Blute zu baden, die ihnen nichts zu Leide gethan hatten, und andere Menschenkinder mit Gewalt aus ihrem Erbe zu treiben. Sie glaubten, die Erde sey allenthalben des Herrn, und ein Araber oder Turcomann habe eben so viel Recht darauf zu wohnen, als ein Gallier, Britte, oder deutscher Christ es haben mögen. Mich dünkt, die Leute hatten Recht, obgleich

gleich die christlichen Kreuzfahrer anderer Meynung gewesen seyn mögen.

Gasi und Debeis sahen, daß die Christen sich täglich weiter ausbreiteten, täglich mehr raubten, und täglich sich ihrer Eroberungen unwürdiger machten. Sie hatten also ein Bündniß zusammen errichtet, das nichts geringeres zum Zweck hatte, als alle Christen aus den Morgenländern zu vertreiben. Und auch daran thaten sie, wie ich glaube, recht und wohl. Denn den Räuber, der mir in mein Haus fällt, darf ich doch wohl, wenn ich kann, hinauswerfen?

Die christlichen Prinzen hatten von diesem Bündniß Kundschaft, und der König von Jerusalem war eben damit beschäftiget, sich zu einem Feldzuge zu rüsten, um die Absichten und den Plan jener Alliirten zu vereiteln, wenn es möglich wäre, woran er unter Gottes und der frommen Ritter Beystand nicht zweifelte. — So lagen die Sachen im heiligen Lande, als Urach und Steinheim dort anlangten. Balduin, der fremde Hülfe und Unterstützung so nöthig hatte, empfing jeden, den man ihm aus Europa zuschickte, mit beyden Armen, denn, wie die Leser noch aus der Einleitung in frischem Andenken haben werden, es war auf dem wei-

ten Wege von Europa bis nach Jerusalem schon so mancher Christenkopf verfault, daß jeder gesunde, der dort unversehrt ankam, in ziemlich hohem Preiße stand. Urach und Steinheim wurden dem König mit ihrem Gefolge vorgestellt, und mit desto größerm Vergnügen empfangen, da ihm eben eine neue Gefahr drohete, die fürchterlicher, als irgend eine war. Es kam dazu, daß er in diesen neuen Ankömmlingen ganz die Leute fand, die er brauchen konnte.

Wir wissen schon aus dem ersten Theile dieser Geschichte, wie sehr unsere beyden jungen Ritter durch ihre äußere Gestalt jeden für sich einnahmen. Urach war ein gebohrner Soldat; die Natur selbst hatte ihn dazu gebildet. Sein großer fest gebaueter Körper versprach viel Stärke, die er auch wirklich besaß. Die ganze damalige ritterliche Erziehung zweckte darauf ab, den jungen Rittersmann an Ertragung aller körperlichen Beschwerden zu gewöhnen. Dieß hatte auch ihm eine dauerhafte Gesundheit gegeben, die durch keine Beschwerde erschüttert werden konnte, und gerade diese Festigkeit seiner Gesundheit und seines Körperbaues unterstützte seinen Muth, der keine Gefahr kannte.

Steinheim war in Ansehung der Bravheit von Urach gewiß nicht verschieden, aber ihm fehlte Urachs körperliche Stärke. Ein nicht unwichtiger Umstand für die damaligen Zeiten, wo gewöhnlich die Soldaten durch einzelne Gefechte Mann für Mann streiten mußten, und wo also körperliche Stärke sehr oft, wo nicht immer entschied; wo ferner der Ritter vom Scheitel bis zur Fußsohle eine eiserne Maschine zu seyn schien, weil der ganze Körper in einem schweren eisernen Harnisch steckte, wo man nicht, wie heut zu Tage, die kleinen pariser Degen zum Putz trug, sondern ein schweres Schwerdt neben sich her schleppte, zu dessen Gebrauch oft beyde Hände nöthig waren. Man sieht leicht, daß für alles dieses unsere heutigen Junker durchaus nicht paßten, und daß ein ganzes Heer derselben dem König Balduin nicht halb so viel werth gewesen seyn würde, als ihm Urach und Steinheim mit ihrem Gefolge waren.

Da die Turcomannen in das Fürstenthum Antiochien eingebrochen waren, so durfte Balduin keine Zeit verlieren, ihnen entgegen zu gehen. Die Nachricht von diesem Einfall beschleunigte also den Zug der christlichen Kreuzfahrer gegen die Feinde. In Antiochien herrsch-

te damals Boemond, ein minderjähriger Fürst, unter der Vormundschaft seines Anverwandten Roger.

Roger war unstreitig ein braver und geschickter Soldat, wenn es darauf ankam, dem Feinde im offenen Felde die Spitze zu bieten. Dann ging er jedem dreist unter die Augen, und scheute keinen Feind. Davon hatte er mehrmals schon Beweise gegeben. Sein Charakter war ungestüm und stolz, daher konnte er die kleinen Balgereyen und Zwackereyen der Feinde nicht ertragen, noch weniger den Trotz eines Feindes, der sich seiner Ueberlegenheit bewußt ist, und daher gern den Gegentheil zu einer Feldschlacht reizt. Indessen mußte er bey alle seinem Ungestüm und Stolz dennoch dießmal dem Feinde ruhig zusehen, weil er ihn zu sehr an Menge übertraf. Sich mit einem feindlichen Heere von 50000 Mann in eine Feldschlacht einzulassen, war gar zu mißlich, er schloß sich also lieber in die Festung Antiochien ein. Die Turcomannen aber hatten nicht Lust, ihre Kräfte an einer Belagerung zu versuchen, sie sengten und brennten also auf dem herumliegenden flachen Lande, und trieben endlich ihre Verwüstungen bis vor die Thore der Stadt, foderten die Christen heraus, sprachen ihnen Hohn, und warfen ihnen Zaghaftigkeit vor.

Das

Das war zu viel für den ungestümen stolzen Roger. —

Es war genug, daß er bisher den Verheerungen des Feindes ruhig hatte zusehen müssen, ohne ihnen entgegen rücken zu können, aber nun gar vor seinen Augen den Trotz des Feindes bis zum Hohnsprechen der christlichen Krieger treiben zu sehen, sich ins Angesicht verspotten zu lassen, wie hätte er das tragen können? Er entschloß sich also, dem Unwesen zu steuren.

Den König von Jerusalem, den Fürsten von Edessa Josselin von Courtenay, und den Grafen Pontius von Tripolis hatte er zwar schon um Hülfe gebeten, und diese waren auch auf dem Wege, und näherten sich in starken Märschen seinen Staaten; da aber die Turcomannen die Boten aufgefangen hatten, die ihm diese Nachricht bringen sollten, so zweifelte er entweder, daß sie ihm Hülfe schicken könnten oder wollten, oder wenigstens wußte und glaubte er nicht, daß ihm die Hülfe schon so nahe sey. Ihm blieb nach seiner Meynung keine andere Hoffnung, als die ihm seine Tapferkeit verlieh. Da nun die Feinde ihre Verheerung und ihren Spott täglich weiter trieben, so konnte er sich, aufs äußerste gereizt, nicht länger halten

ten — er fiel mit 700 Reitern, und 3000 Mann zu Fuß aus seiner Festung, und ging wüthend auf sie los.

Das eben wollten aber die Turcomannen. — Sie flohen, aber nur zum Schein. Roger verfolgte sie hitzig. Auch das wollten sie. So lockten sie ihn endlich so weit, daß er ihnen nicht mehr entwischen konnte. Plötzlich dreheten sie sich, und fielen mit ihrer ganzen Macht über ihn her. Jetzt erst sah Roger, daß er betrogen sey, und gefehlt habe — aber es war zu spät, und der Fehler nicht wieder zu verbessern. Er nebst seinen Leuten fochten wie wüthende Löwen, sie wichen keinen Schritt, aber der Uebermacht der Turcomannen konnten sie nicht widerstehen. — Roger wurde mit allen seinen braven Soldaten erschlagen.

VIII.

Diese unglückliche Niederlage des Fürsten von Antiochien erfuhr Balduin an der Gränze dieser Staaten, zugleich aber auch, daß der Feind sich ihm nähere, um einen Angrif auf ihn zu thun. Im Vertrauen auf die Stärke und Kraft seines Heeres fand er es nicht nöthig, einem Treffen aus dem Wege zu gehen. Der Angriff geschah, — die Schlacht war lang und blutig, und das Zünglein der Waage, das

den

den Sieg entscheiden sollte, stand lange waagerecht, ohne weder auf die eine noch auf die andere Seite sich zu neigen. Endlich schlug es auf die Seite der Christen aus, die Feinde wichen, und zogen sich über eine Brücke zurück. Urach war während der ganzen Schlacht ein donnernder Waldstrom, er riß fort, warf nieder, alles was er auf seinem Wege fand — sein Schwerdt wüthete unter den feindlichen Köpfen umher, als wären es Mohnköpfe, endlich bewies er, daß er nicht bloß sich wegen der Stärke seines Arms zum Krieger qualificire, sondern daß er auch wisse, Zeit, Umstände und Terrän zu benutzen.

Als er nämlich bemerkte, daß die feindliche Retirade über eine Brücke gehen würde, brach er mit Steinheim und andern Rittern durch ihre Flanke, und besetzte die Brücke. Dieß machte die Niederlage der Feinde entscheidend; nur diejenigen, die sich durch Schwimmen über den Strom retten konnten, entkamen, die übrigen alle geriethen todt oder lebendig in der Christen Hände.

Der König sah wohl ein, wie viel er dem Grafen Urach zu danken habe, und daß ohne ihn und seine Entschlossenheit, das Glück — bekanntlich eine Dame — den Ausschlag eben so

gern

gern und leicht den Turcomannen, als den Christen hätte geben können, je nachdem die Dame Laune, Spleen, Vapeurs oder Migräne gehabt hätte, wonach sich, wie die ganze Welt weiß, die Entschließung einer Dame so oder anders formt und bestimmt — daß Urach aber die unentschlossene, wetterwendische Dame gleichsam zwang, ihre Gunstbezeugung den Christen zuzuwenden — kurz der König sah ein, daß er dem Grafen nicht weniger als alles zu danken habe.

Er war keiner der Undankbaren, die, wie es gewöhnlich der Fürsten Art ist, die Arbeit, Mühe und Gefahr gern andern überlassen, die Ehre aber, und den Ruhm dafür höchstselbst einzuerndten, allergnädigst geruhen, oder mit den Worten der Fabel, die Kastanien gern mit fremden Pfoten aus der Asche holen. Er hatte des Grafen Dienste auch noch ferner nöthig, daher hielt er es nicht für undienlich, des Grafen schwärmerische Hitze so viel möglich in Flammen zu erhalten; etwas irdische Ehre, und laute Lobpreisung, glaubte er, würde dem Grafen wohl thun. Er umarmte ihn also nach der Schlacht, und gestand vor der ganzen Armee, daß er ohne den Grafen Urach den glücklichen Erfolg dieses

Tages nicht würde zu genießen gehabt haben.

Ob diese königliche Umarmung dem Grafen wirklich so wohl that, als der König glaubte, oder ob der Graf nur so viel davon hielt, als sichs zu halten gebühret — davon schweigen unsere geheimen Nachrichten. Und bekanntlich ist es eine delicate Sache, von etwas zu reden oder zu schreiben, wovon man keine Nachricht hat. Zwar giebt es unter der so edlen als zahlreichen Schriftstellerzunft viele, die ein Langes und Breites über Dinge schreiben, wovon sie noch weniger wissen, als ich von Urach im vorliegenden Falle weiß, und im Nothfall dürfte ich wohl eben so gut und glücklich conjekturiren, als hundert andere meiner Kollegen; da aber schon der heilige Augustin gestand, daß er in vielen Stücken so unwissend sey, als ein ungebohrnes Kind, und daß er doch diese Ignoranz sich zur Ehre rechne, und ein anderer weiser Mann sogar sich nicht schämte zu sagen, seine größte Weisheit bestehe darinnen, nichts zu wissen, so dünkt mich, dürfe auch ich meinen Lesern frey gestehen, daß ich nicht weiß, wie Urach diese Ehre aufgenommen und empfunden habe.

Indessen war es mit dieser glücklichen Schlacht noch nicht gethan, denn es war im-

mer nur eine Hälfte des Feindes besiegt, die andern — die Araber waren in Edessa eingefallen, und mußten auch noch zurückgetrieben werden, wenn das heilige Grab in der Christen unheiliger Gewalt bleiben sollte. Das Fürstenthum Edessa war ein beträchtlicher Theil von dem ehemaligen Mesopotamien. Josselin de Courtenay regierte da, und war dem Feinde entgegen gegangen. Balac aber, der das arabische Heer commandirte, hatte ihn geschlagen, und gefangen genommen. Balduin brachte also die Sachen in Antiochien eiligst, so gut er konnte, in Ordnung, und eilte Edessa zu Hülfe, welches die Feinde, wie ein reißender Strom, der aus seinen Ufern tritt, überschwemmt hatten.

Urach hatte sich gegen die Turcomannen so brav gehalten, daß der König sein ganzes Vertrauen auf ihn setzte. Er mußte immer an seiner Seite seyn, und ohne seinen Rath that er nichts. Um den Feind aufzusuchen, durchzogen sie mit ihrem Heer das Königreich Jerusalem, gingen über den Jordan, und kamen endlich ins Gesicht der feindlichen Armee.

Der Emir Balac, durch das Schicksal der Turcomannen behutsamer gemacht, hörte kaum von der Annäherung Balduins, so zog er seine

Trup-

Truppen, die bisher das ganze Land über-schwemmt hatten, zusammen. Sein Plan war, einer Feldschlacht mit den Christen so lange als möglich auszuweichen. Er wußte, daß die schwere Reuterey der Christen ihm dann überlegen gewesen seyn würde; er wußte aber auch, daß die Sandwüsten von Mesopotamien der christlichen Armee mehr Schaden thun würden, als ein ungewisses Treffen, dahingegen seine Araber hier gleichsam in ihrem Elemente waren.

Sein Heer war in beständiger Bewegung, bald ließ er es dahin, bald dorthin marschiren. Die Christen folgten ihm immer. Diese höchst beschwerlichen Märsche in dem brennenden Sande, und die beständigen Scharmützel und Angriffe der arabischen leichten Reuter, die sich zehnmal drehten und schwenkten, ehe ein schwer bewafneter, von oben bis unten in Eisen steckender christlicher Ritter nur einmal sich drehen konnte, matteten das Heer der Christen sehr ab. Die Christen, die diese leichten arabischen Reuter, die nie Stand hielten, nie einholen konnten, wurden endlich verdrüßlich, und vielleicht auch sicher, und verachteten diese Art zu kriegen. Der König Balduin vornehmlich verließ sich so sehr auf die Unstätigkeit und Flüchtigkeit der Araber, daß er sich oft mit einer Handvoll

Soldaten ganz nahe an sie wagte. Balac erfuhr diese Unvorsichtigkeit gar bald durch seine Patruillen, und bauete darauf einen Entwurf, der nichts geringeres als den Tod oder die Gefangenschaft des Königs Balduin zum Zweck hatte. Dadurch hofte er zu erhalten, was ihm die Tapferkeit der Christen im Felde verweigerte. Balac erhielt bald was er wünschte.

IX.

Einsmals ritt der König in Gesellschaft des Prinzen Galeran, seines Vetters, des Grafen von Urach, und einiger anderer Ritter aus, um den Feind zu recognosciren. Eine kleine feindliche Parthey griff ihn an. Der König setzte sich mit seinen Rittern zur Gegenwehr. Die Araber wichen, wie gewöhnlich, bald zurück. Aber nicht lange, so kamen sie wieder, wiederholten ihren Angriff etwas hartnäckiger, wichen wieder, und erneuerten zu wiederholten malen ihren Angriff, immer mit mehrerer Tapferkeit als vorhin. Dieses Betragen schien selbst den Christen ungewöhnlich. Sie wurden eifriger, aber auch unvorsichtiger, verfolgten den Feind immer weiter, und so wurden sie endlich in eine Gegend gelockt, wo ein starker Hinterhalt lag, der plötzlich wie ein Bienenschwarm hervorbrach. Die Christen sahen sich

auf

auf einmal von einer dreymal größern Menge umgeben, die ihnen überlegen gewesen seyn würde, wenn auch nicht Mann und Pferd der Christen durch die Verfolgung und kleinen Neckereyen der ersten Parthey, die nun schon einige Stunden gedauert hatten, äußerst abgemattet gewesen wären. Hinter sich und vor sich, auf allen Seiten sahen sie gleichviel Feinde, die alle mit der größten Wuth auf sie eindrangen, und so blieb ihnen nichts übrig, als der Entschluß, zu versuchen, ob sie sich mit dem Schwerdt in der Faust durchschlagen könnten. Hier galt es Sieg oder Tod.

So gefährlich und kritisch auch die Lage war, worinnen sie sich jetzt befanden, so behielt doch der Graf von Urach kaltes Blut. Eine Sache, die in dergleichen Umständen nicht immer bey jedem Statt findet, so nöthig sie auch ist. Er bat die Ritter, sich ihrer Speere nicht zu bedienen, denn dadurch würden sie sich von einander trennen, und dem Feinde es leichter machen, jeden einzeln zu tödten, oder gefangen zu nehmen. Er schlug vor, in geschlossenen Gliedern fechtend sich zurückzuziehen, bis sie einen Platz gewonnen hätten, wo der Rücken frey wäre. Er gab ihnen zu bedenken, daß sie gewiß schon jetzt bey der Armee würden vermißt

 seyn,

seyn, und daß es nicht fehlen könne, daß man ihnen bald Hülfe zuschicken werde.

Diese Aufmunterung Urachs hatte freylich einen Schein von Wahrheit, aber er war so gering, daß er nur bey Leuten Eingang finden konnte, die ohnehin gewohnt waren, jeder Gefahr Trotz zu bieten. Sie hörten sie mit Beyfall und Entschlossenheit an, — aber retten konnten sie sich dadurch nicht.

Zu Ausführung seines Plans hatte Balac meistens Freywillige, die Tapfersten und Entschlossensten seines Heeres ausgesucht. Sie griffen den kleinen Haufen der Christen mit solcher Wuth an, daß der König mit seinen Rittern und Knappen bald sahe, hier gelte es nicht Sieg oder Tod — sondern Tod oder Gefangenschaft. Des Königs Begleiter drängten sich alle an ihn hin, um wo möglich wenigstens ihn zu retten, aber es stürzte einer nach dem andern an des Königs Seite nieder, der eine vom Pfeil durchbohrt, einen andern durchstach der Spieß eines Arabers, einem dritten spaltete ein Säbelhieb Helm und Kopf; mancher war zwar schwer verwundet, hätte aber doch vielleicht gerettet werden können, hätte er frische Luft bekommen, aus Mangel derselben verschmachtete er vor Hitze und Ohnmacht in dem eiser-

Erwine! ach Erwine!

Schubert del: Frenzel sc.

eisernen Harnisch, den er sich zu lösen nicht Kraft genug hatte.

Noch lebte Urach, und fest entschlossen, sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen, wüthete er wie ein grimmiger Löwe gegen jeden, der sich ihm oder dem König näherte. Dreymal hatte er schon das Leben des Königs gerettet, indem er drey nach dessen Kopf gerichtete Säbelhiebe unwirksam machte. Sein Schild stack voll aufgefangener Pfeile, aus seinen Wunden floß stromweis das Blut, schon sank sein starker Arm von der Last des Schildes nieder, aber dennoch wagte es kein Feind mehr sich ihm zu nahen. Eben als noch einmal sein Arm sich hob, und ein kräftiger Hieb eines Arabers Leben endigte, stieß ein anderer ihn mit einem Spieß zwischen der Oefnung des Harnisches und des Helms in den Hals — „Erwine, ach! Erwine,„ rief er, und sank ohne Leben zur Erde.

Balduin, Galeran und die übrigen, die noch am Leben waren, sahen den tapfren Urach sinken, und mit ihm schwand der letzte Strahl von Hoffnung aus ihrer Seele; sie waren alle so heftig verwundet und abgemattet, daß sie sich nicht mehr auf den Pferden halten konnten. Unfähig, sich noch ferner zur Gegenwehr

zu setzen, ergaben sie sich den Feinden, und ließen sich in das feindliche Lager führen.

Urachs Schwager, der junge Steinheim war sonst immer der treue Gefährte und Begleiter Bertholds bey allen Angriffen, Scharmützeln und Ausfällen. Gerade jetzo aber war er nicht gegenwärtig, als Urach sank. Eine Wunde, die er in einem der vorigen Scharmützel erhalten hatte, hielt ihn im Lager der christlichen Armee zurück. Kaum aber erscholl da die Nachricht von des Königs und seiner Begleiter Unglück, so sprang er wüthend auf, und warf sich auf sein Pferd. Das ganze Lager war schon in Bewegung, jeder griff zu den Waffen, um blutige Rache an den Arabern zu nehmen.

Balaç aber kam ihnen zuvor. Er glaubte nicht ohne Grund, die Gefangennehmung des Königes müsse nothwendig in der christlichen Armee eine große Bestürzung verursachen, und dieser müsse man sich bedienen. Zu dem Ende war er mit seinem ganzen Heer aufgebrochen, und den Christen entgegengerückt, um sie während der Bestürzung, worinnen sie waren, anzugreifen.

Steinheim ritt, so bald er die Nachricht von dem Unglück des Königes und seines Schwagers

gers erhielt, sogleich aus dem Lager, um wenigstens seines verlornen Freundes Körper aufzusuchen, und ihn ritterlich zur Erde zu bestatten; aber er stieß bald auf die feindlichen Vorposten, die schon weit über den Ort, wo die unglückliche Niederlage vorgefallen war, vorgerückt waren, und so ward ihm auch der traurige Trost genommen, dem tapfern Urach die letzte Freundes- und Christenpflicht geleistet zu haben. Der Schmerz über den Verlust des Grafen, und die Entzündung, die die Bewegung bey seiner Wunde hervorgebracht hatte, zogen ihm ein Fieber zu, das ihn nöthigte, die Armee ganz zu verlassen, und nach Jerusalem zu gehen. Von da schrieb er an den Grafen von Henneberg, meldete ihm den Tod seines Schwagers, und bat ihn, diese traurige Nachricht der Gräfin Erwine auf die bestmöglichste Art mitzutheilen.

X.

Hätten die geneigten Leser an diesem Büchlein bloß einen Alltags-Roman von gewöhnlichem Schrot und Korn, so wäre der Autor mit seinen Lesern hier am Ende der Geschichte. Alles ist bis jetzt den gewöhnlichen Gang menschlicher Dinge gegangen. Wir haben zwey Liebende, Berthold und Erwinen glücklich zusam-

mengebracht, ein Dritter, der Graf von Henneberg mußte sich in Erwinen verlieben, ihm mußte es schwer werden, seiner Leidenschaft zu entsagen, und ich denke, wir haben es ihm ziemlich sauer werden lassen; endlich, um seine hoffnungslose Liebe doch nach Wunsch zu krönen, haben wir mit Hülfe der Araber den rechtmäßigen Gemahl wie ehrliche Banditen gemordet — was braucht es nun mehr, als daß wir Erwinen um des Wohlstands willen erst einige Zeit sich abhärmen, und Ach und Wehe jammern, endlich aber doch wieder zur zwoten Ehe schreiten lassen, und sie mit dem Grafen von Henneberg verkuppeln. Wir lassen sie dann nach Lust und Belieben Kinder zeugen, und zu seiner Zeit des Lebens müde und satt selig entschlafen — so ist der Roman gespielt, wie er auf unserer sublunarischen Welt täglich und stündlich gespielt, und mit jeder Messe in dieser oder anderer Form dem lesenden Publikum zur Erbauung, Nutz und Frommen, gut oder schlecht, je nachdem der Koch ist, der die Polenta zusammen rührt, mit oder ohne Souce, sauer oder süß aufgetischet wird.

Aber mit Gunst, lieber Leser, mit meinem Büchlein soll das nicht also seyn, oder ich will mein Haupt nicht sanfte legen, und nie in

mei=

meinem Leben wieder ein Jota zu einem Buche schreiben, welches, unter uns gesagt, eine Conditio ab impossibili wäre, die, wie jeder Schulmeister weiß, Vim negandi hat. Zwar kann ich es nicht hindern, wenn die folgende Geschichte wenigstens in etwas diesen Gang nimmt, denn es ist ja eine menschliche Geschichte, und ich habe versprochen, sie so zu erzählen, wie ich sie in den Urkunden und Dokumenten des Steinheimschen und Urachschen Archivs vorfinde, aber so ganz wird sie doch den gewöhnlichen Gang nicht nehmen, denn die Helden der Geschichte sind nicht ganz gewöhnliche Menschen. Aufgeschauet also! es werden noch greuliche und fürchterliche Auftritte kommen, vor welchen die Menschheit schaudert, das Herz bebt, die Kniee zitternd zusammenschlagen, und die Haare zu Berge steigen. Und trifft mich das Glück oder Unglück, daß nervensieche Damen dieses Büchlein lesen, so kann ich nicht Bürgschaft leisten, daß nicht dadurch Konvulsionen, Starrsucht, Ohnmachten u. s. w. erregt werden. Denen kann aber nicht anders gerathen werden, als daß sie entweder dieses Buch von jetzt an auf die Seite legen und ungelesen lassen, oder daß sie bey Zeiten sich aus Lyon, Straßburg, Karlsruhe, Zürich oder Bremen einen wackern, glaubensfesten Magne-

 tisör

tisör verschreiben, sich mit ihm comme il faut en Rapport setzen, und dann mit fest verschlossenen, oder auch mit convulsivisch geöfneten Augen das Büchlein durch die Finger lesen. Des Magnetisörs Sache ist es dann, durch Strich und Gegenstrich die empörten Lebensgeister und Convulsionen zu calmiren, und das fürchterliche Herzklopfen in Wonnegefühl umzuwandeln. Dieß ist mein gutgemeynter ohnmaßgeblicher Rath für jeden, der sich rathen lassen will; jedem, der es nicht will, hafte ich nicht für die Folgen. Dieß sey zu meiner Rechtfertigung gesagt. Mehr kann, wie Fielding ganz richtig bemerkt, ein ehrlicher Schriftsteller nicht thun. Für das Uebrige mögen die Götter und seine Leser sorgen. — Dixi! —

Lebten wir noch in jenen frommen Zeiten, wo kein Schriftsteller Hand an sein Werk legte, er hatte denn zuvor sich in den Schutz irgend einer Muse oder auch wohl aller neun Mädchen zusammen begeben, gleich den Rittern der Tafelrunde, die sich der Dame ihres Herzens gottselig empfahlen, und dann allen Drachen und fahrenden Rittern des Erdenrunds Trotz boten, ihnen, wenn und wo sie könnten, den Hals zu brechen — so würden die Leser hier ein herzbre-

chendes Gebet von mir um hülfreiche Unterstützung an die Musen lesen. Denn in der That bin ich nicht wenig verlegen, auf welche Art ich dem Publikum begreiflich machen soll, wie der Graf von Henneberg die Nachricht von Urachs Tode aufnahm.

Es würde sich gewiß auch nicht übel ausnehmen, wenn ich nun hier begönne: — **„Singe o himmlische Muse in schrecklich frohen Gesängen„** u. s. w. Und wollte dann die himmlische Muse nicht singen, so sähen wenigstens die geneigten Leser, die sehen wollen, offenbar, daß die Schuld nicht an mir, sondern an der Laune eines zwar himmlischen aber höchst eigensinnigen Mädchens läge, und daß die Launen der himmlischen Mädchen so wenig werth sind, als die Launen unserer irdischen Mädchen, daß man also jene wie diese behandeln, und keine Notiz davon nehmen müsse, wenn man vor künftigen Anfällen der Art sicher seyn will — kurz, daß ein Mädchen nichts mehr und nichts weniger als — ein Mädchen sey, es sey übrigens so himmlisch und göttlich oder so irdisch, als es wolle.

Nun aber leben wir leider in einem Zeitalter, wo trotz aller Religions-Edikte der Unglaube mit dem Aberglauben dennoch freundbrü-

brüderlichen Schritt hält, wo eine Anrufung der Musen in dem Munde eines Schriftstellers eben so sonderbar klingen, und von dem freygeisterischen Publikum eben so laut ausgepfiffen werden würde, als wenn D. Bahrd bey der göttingenschen Preisfrage über die Beweise für die Gottheit Christi sich es hätte wollen lassen einfallen, auch mit um den Preiß zu kämpfen. Nicht als ob D. Bahrd nicht eben so gut, als ein Zuckerbecker in Augspurg, *) einen Beweis für

*) Es ist bekannt, daß in Göttingen viel Geld damit zu verdienen war, wenn man vom Jahr 1787 — 1788. die Gottheit Christi so beweisen konnte, daß die hochwürdige theologische Facultät mit den Beweisen zufrieden seyn würde. Die Erwartung von ganz Deutschland war auf das höchste gespannt, nicht sowohl um zu erfahren, wie die Beweise ausfallen, sondern mehr um zu sehen, wie sich die göttingenschen Theologen dabey benehmen würden, und siehe da — ganz Deutschland wurde auf das lächerlichste getäuschet. Und das mit Recht. Denn wer Hans Nord in die Bouteille kriechen sehen will, muß selbst ein Narr oder ein Betrüger seyn. — Das Gerücht sagte, daß unter den Wettkämpfern auch ein Zuckerbecker in Augspurg sein Heil versucht, und statt Zuckerkuchen einen Beweis für die Gottheit Christi gebacken, und zu der Menge eingeschickten Schofels seinen Bey-

für die Gottheit Christi schreiben, und an die hochwürdige theologische Facultät zu Göttingen hät:

Beytrag gegeben habe. Das Gerücht sey wahr oder falsch, so bleibt das Ganze, das dieses Gerücht veranlaßte, eine lächerliche Farce, die vortreflich zu den übrigen Sottisen unseres Jahrzehends passet. Denn es war zu erwarten, daß eine Frage, die seit 1800 Jahren so viele müssige und überspannte Köpfe beschäftiget hat, und noch andere 1800 Jahr beschäftigen kann und wird, entweder schon beantwortet seyn müsse, oder nicht beantwortet werden könne. In beyden Fällen war die Preißfrage unnütz, und man hätte also besser gethan, den Preiß auf die Verbesserung des Kartoffelbaues zu setzen, wobey freylich keine theologische Facultät hätte Richter seyn können, wobey aber auch keine in die Verlegenheit gesetzt worden wäre, worinnen die göttingensche war, die, um sich nicht lächerlich zu machen, sich nicht anders zu helfen wußte, als daß sie allen eingeschickten Plunder auf die Seite warf, und den Preiß gar niemanden zuerkannte. So war freylich der Knoten zerhauen, aber nicht gelöset, und das ganze christgläubige Publikum ist nun so klug, als es vorhin war. Und dabey wird und mag es auch, so Gott will, ferner bleiben. Denn welche theologische Facultät darf sich erdreisten, sich zum Richter in diesem Punkte aufzuwerfen? oder gesetzt, die theologische Facultät zu Göttingen hätte entschie-

hätte einschicken können, sondern weil es der weisen Ordnung der Natur zuwider ist, daß je-
mand

schieden, so wäre, da sie doch nicht Anspruch auf das Donum infallibilitatis machen, und dem heiligen Vater zu Rom ins Amt greifen wird, eine andere theologische Facultät nöthig gewesen, um jener ihr Urtheil zu untersuchen, und nöthigenfalls zu berichtigen, und wo hätte nun das Ende dieser unendlichen Reihe von theologischen Facultäten seyn sollen, die alle hätten richten wollen, und alle mit eben so viel Recht als die göttingensche hätten richten können, da eine doch wohl so gut als die andere gewesen wäre, das heißt, da sie alle zusammen nichts hätten entscheiden können. Und die Wahrheit zu sagen — wozu sollte die ganze gelehrte Preißfrage nützen, an deren Bejahung oder Verneinung doch unendlich wenig gelegen seyn muß? Denn schon seit Jahrhunderten zankt und schilt und streitet man darüber, seit Jahrhunderten hat man sie bejahet und verneinet, und die Menschen sind weder bey der Bejahung noch bey der Verneinung glücklicher oder unglücklicher geworden, und die Religion, die in sich selbst fest genug ist, bleibt immer stehen, man führe Beweise für die Gottheit Christi oder führe sie nicht. Dessen sind Geschichte und Erfahrung Zeugen. — Da nun aber alle eingeschickten Beweise der hochwürdigen theologischen Facultät zu Göttingen unzulänglich ge-

mand andere Kinder zeuge, als welche seinem Bilde ähnlich sind.

Demnach bleibt mir, da ich von den berühmten neun Jungfern keine Hülfe mir verspre-

geschienen haben, so dünkt mich Layen, sey das natürlichste, und das, was die ganze Christenheit mit Recht erwarten, ja fodern könne, dieses: daß entweder die hochwürdige theologische Facultät, die Richter seyn wollte, und die also nothwendig davon überzeugt seyn mußte, es gebe gültige Beweise für die Gottheit Christi, uns diese Beweise, die sie in petto hat, die aber kein andrer Mensch bisher kannte, öffentlich mittheile, oder wenn das nicht der Fall ist, wie zu vermuthen stehet, da die göttingenschen Theologen bis jetzt, so viel ich weiß, nichts besseres geliefert haben, als was wir in diesem Punkte schon hatten und wußten, — daß sie eben so öffentlich gestehn: Wir, der Zeit zur theologischen Facultät zu Göttingen gerechnete Doctoren und Professoren thun kund und fügen hiermit zu wissen jedermänniglich, daß wir zwar die eingeschickten Beweise für die Gottheit Christi nicht befriedigend gefunden haben, daß wir aber auch — keine besseren liefern können. Es ist freylich zu bezweifeln, daß jemals ein solches Proclama erscheinen werde; es erscheine aber, oder nicht, so weiß jeder doch, was er von der ganzen burlesken Farce zu denken habe, und was nicht. —

sprechen kann, nichts übrig, als mit dürrem Worten zu gestehen, daß es mir unmöglich sey, die Gemüthsverfassung des Grafen von Henneberg so zu beschreiben, wie ich gern wünschte. Doch will ich es versuchen, einige Charakterzüge seines Herzens, wie es damals war, fühlte und empfand, als er die Nachricht von Bertholds Tode empfing, hinzuzeichnen. In magnis voluisse sat est. —

Seine erste Empfindung war **Schmerz**. —

Schmerz? — Allerdings, Schmerz. So parador dieses in einem Roman klingen mag, daß ein bisher in hoffnungsloser Liebe schmachtender Liebhaber Schmerz empfinden soll, wenn die Ketten zerrissen werden, die den Gegenstand seiner Liebe an einen andern fesselten, so wahr ist es, in dieser wahren Geschichte. Graf Werner empfand den Verlust seines Freundes mit innigem Schmerz, denn er war nicht lasterhaft. Er war ein zärtlicher Liebhaber der Gräfin von Urach, aber auch ein eben so treuer Freund des Grafen, und seine heftige Leidenschaft für jene hatte seine warme Freundschaft für diesen um nichts geschwächt.

Ich weiß den Zustand des Grafen Werners mit nichts besser zu vergleichen, als mit dem

Zu-

Zustand eines unschuldigen Mädchens, das Liebe für einen Mann empfindet, der durch seinen Stand, sein Vermögen, und seine Verbindungen weit über sie erhaben ist. Die Liebe hatte sich in sein unbewachtes Herz geschlichen, wie sie sich in das Herz eines Mädchens in solchen Fällen schleicht. Die Vernunft tadelt jeden Gedanken an ihn, aber was kann das arme Mädchen dafür, wenn sie ihre hoffnungslose Liebe troz aller Verweise der klugen kalten Vernunft mit jedem Tage stärker werden siehet?

— — — — So pflegts zu gehen,
das süße Gift der Liebe schleicht,
wie eitel Nektar, glatt und leicht
ins Herz hinab; allein die Wehen,
die Wehen, Kinder! folgen nach.
Da geht's euch, wie Dionens Knaben
als ihn versteckt in Honigwaben
ein Bienchen in die Finger stach.
Des Busens wollustreiches Dehnen,
dieß dunkle, nahmenlose Sehnen
wird unvermerkt zum stumpfen Schmerz.
Euch preßt, ihr wißt nicht was, das Herz,
im trüben Auge schwimmen Thränen,
von eurem Lager flieht die Ruh.
Ihr ruft zu Stillung eures Kummers
umsonst den holden Gott des Schlummers
und schließt die Augen schlaflos zu.

Ein innerlich verzehrend Feuer
leckt euer jugendliches Blut,
an eurer Leber nagt der Geyer
des Tityus, der niemals ruht.
Wie Rosen in der Mittagsglut
welkt ihr dahin, wie auf den Matten
gemähtes Gras; und kurz und gut,
wenn Amor nicht ein Wunder thut,
bleibt nichts von euch, als euer Schatten.

Wenn ich nicht ganz irre, hat Wieland, der große Kenner der Symptome der Liebe, die Natur derselben ganz nach dem Leben gezeichnet. Das arme kämpfende Schlachtopfer einer unvorsichtigen Liebe härmet sich, siehet jeden kommenden Morgen öder und freudenloser, hat keine vertraute Freundin, von der sie sich statt Spott, Mitleiden versprechen könnte, und welkt ihre Jugend hin, bis die Hand der Zeit, nicht ihren Schmerz heilet, sondern höchstens nur abstümpft. —

Verhaltne Liebe, sagt Galen,
(sagt's, oder hätt' es sagen sollen)
je mehr wir sie verbergen wollen,
je tiefer frißt sie sich ins Herz.
Ihr Schmerz ist ein zu süßer Schmerz
als daß man gleich an Heilung dächte,
und wenn man denn geheilt seyn möchte
so ists zu spät — — —

Un-

Unser Graf, dem wir sanftes Gefühl der Tugend nicht absprechen können, ohne ungerecht zu seyn, sah Heilung von seiner Leidenschaft als ein Geschenk der Zeit an, das man zwar nicht ertrotzen und erzwingen kann, aber doch geduldig erwarten darf. Wirklich hatte er Fug und Recht, so etwas zu hoffen, da es ihm selbst (und das ist, denk' ich, wohl die Hauptsache bey der ganzen Operation) mit Unterdrückung seiner Liebe ein Ernst war. Und schon hatte er es ziemlich weit in dieser stoischen Apathie gebracht, als der verdammte arabische Spieß, der in Bertholds Hals fuhr, dem Gefühle des Grafen Werners eine ganz andere Wendung gab. Das dachte der Araber wohl nicht, daß sein Spieß so weit in die Entfernung wirken würde; aber so gehet es täglich in der Welt, aus kleinen Ursachen entstehen große und unerwartete Folgen. Steinheims Brief an den Grafen, worinnen er ihm den Tod seines Schwagers meldete, war das Medium, wodurch der Spieß auf den Grafen wirkte. Der erste Gedanke, der unter Herabträuflung einer Freundschaftsthräne in dem Herzen des Grafen von Henneberg trotz seiner Liebe aufstieg, war: — **der arme Urach!** aber der zweyte war auch: — — **die schöne Erwine!**

Hätte irgend ein mechanisches Genie damals schon ein Instrument erfunden, womit man, wie mit einem Weg- und Meilenmesser, die Schnelligkeit oder Langsamkeit bestimmen könnte, mit der der zweyte Gedanke dem ersten beym Grafen folgte; oder könnte man überhaupt die Entfernung zweyer Gedanken von einander eben so richtig berechnen, als man die Entfernung zweyer Oerter misset, so wäre es mir ein leichtes, hier bis auf Sekunden und halbe Sekunden anzugeben, in wie kurzer Zeit jene beyden Gedanken beym Grafen auf einander folgten. Da aber diese Gedankenfolgemessung bis jetzt noch unter die unentdeckten Länder im Reiche der menschlichen Kenntnisse gehört, so wird keiner meiner Leser mir zumuthen, über einer Sache den Kopf mir zu zerbrechen, die um vieles schwerer ist, als die Berechnung der Meereslänge, oder der Quadratur des Zirkels. Genug beyde folgten ziemlich geschwind auf einander, und einige geheime Nachrichten (für deren Authentizität ich aber nicht haften kann) sagen sogar: die Weite jener zwey Gedanken des Grafen von einander wäre so gering gewesen, daß es äußerst schwer zu bestimmen seyn würde, welches der erste, und welches der zweyte war. Wie dem auch sey, so hoffe ich, jeder billige Leser werde diese Gedankenfolge

beym

beym Grafen sehr natürlich finden, und kein Aergerniß daran nehmen. Es war nicht Vorsatz, es war natürlicher mechanischer Gang seiner Gedankenreihe, daß er den Gedanken an die schöne Erwine mit dem Gedanken an ihren gestorbenen Gemahl so genau verband. Was in jenem traurig frohen Augenblick in ihm vorging, zu beschreiben, ist keines Dritten Sache, wenigstens die meinige nicht, und (ich will aufrichtig das Wahre von der Sache sagen) er selbst wäre nicht im Stande gewesen, einem befugten oder unbefugten Frager oder Fragerin davon Rede und Antwort zu geben. Folglich auch ich nicht. Das Beste also, was jedem neugierigen Leser in Ansehung dieses Punkts ohnmaßgeblich anzurathen wäre, würde nach meinem unzielsetzlichen Ermessen vielleicht dieses seyn, sein Urtheil über diese Sachen, so wie über alle andere Sachen der Welt, über die sich nicht urtheilen läßt, klüglich so lange aufzuschieben, und sie an ihren Ort gestellt seyn zu lassen, bis es irgend einem Seher oder Zufall beliebt, ihm Aufschlüsse über Dinge zu geben, über die sich zur Stunde keine geben lassen.

Mit Mühe sammlete er seine Seele aus dem ersten Tumulte, in den sie bey der ihn so nahe angehenden Nachricht gerieth, dann überleg-

legte er, welches die beste Art und Weise sey, den Auftrag des Herrn von Steinheim auszurichten. Nothwendig war es, Erwinen zu Ertragung der traurigen Nachricht vorzubereiten, aber die schicklichste Art dieser Vorbereitung zu finden — — das war die Frage.

Er hielt es für das beste, dieses Geschäft nicht selbst zu übernehmen, sondern eine dritte Person dazu zu gebrauchen. Er fand endlich in der Aebtissin zu Quedlinburg eine dazu taugliche Person.

Warum aber nicht selbst? — Liebe Leser! Obgleich unsere archivalische Urkunden, die wir deshalb rück- und vorwärts durchblättert haben, kein Wörtchen davon gedenken, und wir also mit einem platten — das weiß ich nicht — die Frage beantworten könnten, ohne wegen dieser Ignoranz an unserm Kredit zu leiden; so wollen wir euch doch nicht verhalten, was nach mehrmaligem Ueberlegen uns der Grund dieses Betragens geschienen hat.

Wir wissen alle, daß in Hennebergs Herzen ein geheimes Winkelchen war, wo Erwine dem Grafen zum Possen ihr Wesen trieb, wir wissen auch, daß der Graf freylich einsah, es sey in seinem Herzen nicht alles in der Ordnung,

wie es wohl seyn müßte, daß er aber, weil es ihm wohl that, dieses Wesen, Weben und Leben in seinem Herzen connivirte, und tolerirte, und (denn was können alle Grimassen helfen?) daß er hoffte, und wünschte, die Sache über kurz oder lang in ein ihm fahrbares Gleis zu bringen.

Wer sieht nicht ein, daß unter solchen Umständen ihm daran gelegen seyn mußte, auf Erwinen ja keinen widrigen Eindruck zu machen, sondern ihr immer der Freund zu bleiben, bey dem sie von selbst Trost und Hülfe und Unterstützung und guten Rath zu suchen, kommen könnte; ihr immer der Mann zu bleiben, der ihr nie Leiden mache, sondern immer Leiden lindere. Da seht ihr, daß es eine kitzliche Sache für den Grafen war, vor Erwinen als der Bote einer so traurigen, sie nothwendig im Innersten erschütternden Nachricht zu erscheinen. Man behält immer vor dem Ueberbringer einer solchen Botschaft eine gewisse Scheu, die ihn in unserm Herzen, wenn nicht zurück, doch eben auch nicht vorwärts bringt. Vorwärts aber wollte eben der Graf von Henneberg gern, drum ließ er es wohl bleiben, der Trauerbote zu seyn, der Erwinen den Tod ihres geliebten Urachs ansagte.

 Wir

Wir wollen übrigens dadurch nicht in Abrede seyn, daß es bey veränderten Umständen sehr oft dienlicher seyn könne, von dem Verfahren des Grafen in vorliegendem Falle abzugehen. Wir leugnen nicht, daß die Fälle häufiger sind, wo eine junge Frau sich die Nachricht von dem plötzlichen Ableben ihres Mannes lieber durch einen jungen Herrn, als durch eine Aebtissin ertheilen läßt, ohne daß es der guten Meynung, die sie vielleicht vorher von dem jungen Herrn hatte, Eintrag thut. Wir kennen aber Erwinens zärtliche Gesinnung für ihren Urach zu gut, um sie in dem Verdacht haben zu können, daß dieses bey ihr der Fall gewesen seyn würde.

Der Aebtissin von Quedlinburg war es also überlassen, Erwinen die traurigste aller Nachrichten, die man ihr hätte geben können, zu ertheilen. Sie war eine Dame von großer Klugheit und Rechtschaffenheit, deren Hochachtung und Freundschaft sich die Gräfin ganz erworben hatte. Man durfte erwarten, daß sie am besten mit ihr von einer so delicaten Sache sprechen, am gründlichsten sie trösten, und auf die feinste Art behandeln, so wie Erwine von ihr am gelassensten die Nachricht aufnehmen, und zugleich an ihr eine Freundin finden würde, die sie vorhin schon schätzte und hochachtete,

und

und deren Trostsprüche Erwinens Herz am ersten treffen und beruhigen könnten.

Zu dem Ende sandte er den Brief des Herrn von Steinheim an die Aebtissin, und überließ es ganz ihrer weisern Erfahrung, wie und auf welche Art und Weise die Todes-Nachricht Erwinen beyzubringen sey, nur bat er mit der ängstlichsten Besorgniß, die vermuthen ließ, daß der Graf Henneberg mehr Antheil als gewöhnlich an der jungen Wittwe nehme, daß die Aebtissin in diesem ihr übertragenen traurigen Geschäfte, der Gewogenheit gemäß handeln möchte, die sie Erwinen geschenkt hätte.

An die alten Herren von Urach und Steinheim schrieb er selbst, und übersendete die Briefe des jungen Steinheims. Er ergriff zugleich diese Gelegenheit, um sich dem alten Steinheim von einer Seite zu zeigen, von der er gern betrachtet seyn wollte, und bemühete sich dem Briefe eine Wendung zu geben, die das Herz des Vaters der Erwine für ihn einnehmen konnte. Er schrieb, wie folget:

„Verehrungswerther braver Mann.

„Der anliegende Brief Ihres *) Sohnes, „den ich an Sie zu senden Auftrag habe, „wird

*) Ich habe mir schon im ersten Theile die Freyheit genommen, den Grafen in der dritten Person

„wird Ihnen sagen, welch ein schreck-
„licher Bote ich bin. Unser Berthold
„ist nicht mehr — er ist gefallen, wie
„ein braver Rittersmann, wie ein Edler
„fällt. Die heilige Erde trank sein
„Blut. Möge Gott denen lohnen,
„die sein Blut zu verantworten ha-
„ben! ich habe es nicht. Unser Ber-
„thold, schrieb ich — denn, wissen
„Sie, gebeugter Vater — er war auch
„mein Berthold. Was für Rechte
„Sie auch immer an ihm haben mö-
„gen — auch ich hatte die meinigen.
„Wir waren Freunde, wie sie, ich darf
„es

son Pluralis schreiben zu lassen, ohngeachtet ich weiß, daß man mir den Vorwurf machen kann, es sey gegen das Kostume des Zeitalters, es sey überhaupt höchst abgeschmackt, daß wir Deutsche also schreiben und sprechen. Ich gestehe beydes gern ein. Auf das erste dienet zur Antwort, daß ich mir vorstelle, ich sey ein Uebersetzer, der seinen Lesern im achtzehenten Jahrhundert etwas aus dem Mittelalter lesbar machen, oder verdeutschen soll. Nun machen wir uns kein Bedenken, der Lateiner Tu, der Franzosen Vous, und der Engländer You durch unser deutsches Sie zu verdolmetschen, folglich darf auch ich meine Helden reden und schreiben lassen, wie meine Leser reden und schreiben.
Auf

„es frey sagen, selten gefunden wer-
„den — Freunde und Waffenbrüder von
„der Zeit an, da wir die erste Lanze
„schwangen, und den Rappen tummel-
„ten. Wie sollte ich ihn nicht meinen
„Berthold nennen? sollte ich nicht mit
„Ihnen trauren? — Weinen Sie
„immer, ich weine mit, und er ist der
„Thränen werth — bey Gott! er ist es
„werth. Deutschland verlor an ihm ei-
„nen Mann deutscher Art und Ehrlich-
„keit — schlicht, gerade, fest und hart,
„dem Sturme trotzend, wie die Eiche
„im

Auf das zweyte, daß es überhaupt burlesk sey, eine einzelne Person mit Sie anzureden, weiß ich nichts zu antworten, als daß es doch deutsch sey, und daß ich mich viel zu wenig dünke, um den allgemeinen Sprachgebrauch zu schulmeistern. Ich sehe mich also genöthiget, bis auf bessere Zeiten mit dem Strome zu schwimmen; denn es wäre ohne Zweifel unklug, gegen den Strom schwimmen zu wollen, wenn man dahin will, wohin der Strom fließet. — So viel als ein pardonnez moi für die Kunstrichter, die dieses Buch vielleicht lesen, oder auch nicht lesen. Die Entschuldigung kommt freylich etwas spät, aber sie kommt doch noch, und — vielleicht noch zu früh.

„im heiligen Hayn. O! daß ich bey „Ihnen seyn, und meine Thränen mit „den Ihrigen vermischen, oder sie Ih„nen abtrocknen könnte! Doch Sie sind „ein Mann — ein Rittersmann, an „Unglücksschläge gewöhnt, aber Erwi„ne, Ihre Tochter, Bertholds Weib, „zärtlich liebendes Weib, was soll, was „wird aus ihr werden, wenn sie diese „Nachricht erfährt? Ich fürchte sehr für „sie, und habe, in Hoffnung, daß Sie „es nicht mißbilligen werden, die Aeb„tissin zu Quedlinburg gebeten, die trau„rige Pflicht zu übernehmen, und es „Erwinen zu hinterbringen. Sie ken„nen die Aebtissin als eine Frau, der „man so etwas wohl anvertrauen kann, „und so hoffe ich auch, dadurch etwas „zu Ihrer Beruhigung beygetragen zu „haben. Kann ich Ihnen, oder Erwi„nen, oder ihren Kindern auf irgend ei„ne Art nützlich seyn, es sey beym Kayser „oder irgendwo, so vergessen Sie nicht, „daß Sie an mir einen Mann haben, „der Sie kindlich, wie einen Vater ver„ehrt, und der nichts, was es auch im„mer seyn mag, scheuen wird, wenn er „nur beweisen kann, wie sehr ihm daran

„ge-

„gelegen sey, Ihre Liebe und Freund„schaft sich zu erwerben, und Erwinen „auch nach Bertholds Tode zu zeigen, „wie sehr er des wackern Bertholds „Freund im Leben war. Befehlen Sie, „theuerster Mann, befehlen Sie viel, „und zeigen Sie mir, daß Sie auch „mich der väterlichen Liebe nicht unwerth „halten, die Berthold in so reichem und „verdienten Maaße genoß. So wahr „mir Gott helfe, Sie sollen Sie an kei„nen Unwürdigen verschwenden. Gott „tröste Sie, Erwinen und mich.

Werner
Graf von Henneberg.

So schrieb der Graf. — Die Leser werden es mir ohne Betheurung glauben, daß es ihm mit seinen Diensterbietungen ein rechter Ernst war. Er suchte in der That auf alle Weise sich die Steinheimsche Familie so viel möglich zu verbinden. Dem alten Steinheim hatte er sich auch wirklich sehr dadurch empfohlen. Er kannte ihn als einen wackern jungen Mann, als den Liebling und Minister des Kaysers. Sollte es ihm nicht angenehm seyn, den Mann seiner Freundschaft würdig zu finden? Dem alten Mann gefiel der Enthusiasmus und

das

das Feuer, womit er von Berthold sprach, ihm schien es für die Zukunft nicht undienlich zu seyn, jemanden zu haben, der dergleichen Stürme abwenden könnte, als die waren, die vorhin zwischen dem Kayser und der Urachschen und Steinheimschen Familie getoset hatten — kurz Werner von Henneberg hatte des alten Steinheims Herz getroffen. Dieser antwortete ihm im wahren väterlichen Tone.

Das machte nun dem Grafen von Henneberg die ganze Schöpfung wieder helle, die bisher für ihn in Nebel gehüllet war. Sein trübes melancholisches Auge glänzte von neuem, und jeder Blick war wie sonst ein Blick voll Seelenfeuer. Er fing an zu hoffen, was er bisher bloß gewünschet hatte, und Hoffnung gab seiner Seele, wie allen Verliebten, *) die lange verlorne Ruhe, und seinem Körper sei-

*) Ertappt! Ertappt! Auch du bist einer von denen, denn deine Sprache verräth dich. —

Anmerkung des Setzers.

Infandum, regina, jubes renovare dolorem! das heißt, mit Urlaub zu reden, Herr Setzer, ins Deutsche gedolmetschet, so viel als: gewesen, gewesen (fuimus Troës), aber nun nicht mehr.

Antwort des Verf.

seine natürliche jugendliche Munterkeit und Gesundheit wieder. Denn in der That, hatte an Erwinens Herzen bisher geheimer Kummer genagt, so war dem Grafen Werner nichts besseres zu Theil geworden; ob wir gleich gern gestehen, daß ihr beyderseitiger Kummer aus sehr verschiedenen Quellen floß. Auch er welkte dahin, wie die Rose im brennenden Sande von der Hitze des Sonnenstrahls. Das Feuer seiner Augen verlosch, Munterkeit und froher Muth, die ihm sonst so natürlich und eigenthümlich waren, schwebten ihm nur noch zwischen den Lippen. Nur noch ein vereitelter Wunsch, nur noch eine getäuschte Hoffnung, so waren auch diese weggewehet, wie Morgenduft und Märzennebel im Thal schwimmt, und vor dem geringsten Windstoß und dem ersten Sonnenstrahl verschwindet. Der arme Graf! Sein Leben, seine Freude, seine Ruhe sank und stieg, je nachdem der Windstoß kam. Wenn seine Herzensangelegenheiten einen andern Gang als diesen genommen hätten, so hätte vielleicht Mißmuth seine Seele in ewige Mitternacht gehüllet. *)

XI.

*) Vielleicht — vielleicht auch nicht; wenn er anders ein Mann war, wie andere Männer.

Anmerk. der Frau des Verf. dieser Geschichte.

XI.

Wir kehren wieder zu Erwinen zurück. Der Graf von Henneberg hätte keine glücklichere Wahl treffen können, als die war, als er die Aebtissin von Quedlinburg zu seiner Geschäftsträgerin nahm. Sie verfuhr gegen ihre schöne Geisel bey der Hinterbringung der Nachricht von dem Tode ihres Gemahls mit aller der weisen Freundschaft, die sich der Graf von Henneberg von ihr versprochen hatte. Sie bereitete sie erst einige Tage durch Gespräche mit den Schritten vorsichtiger Klugheit auf den letzten Schlag vor, der sie treffen sollte, und tröstete sie durch Gründe der Religion, als Erwine es endlich erfuhr.

Es war ein schöner wollüstiger Sommerabend, die ganze Natur feyerte ihn mit heiligem Schweigen. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne zitterten das Thal entlang, der Mond stieg mit milchfarbenem Gesicht am Horizont herauf, und vom dunklen Tannenwal-

de

Diesen frommen Seufzer aus einer verunglückten Gardinenpredigt mögen die geneigten Leser meiner Frau verzeihen, wie ich ihn ihr verzeihe.

Anmerk. des Verf.

de her dämmerte Schatten über die Flur. Erwine ging, ihre Abendandacht im Garten zu feyern, langsam die Ulmengänge auf und nieder. Die Ruhe der Natur hatte sich ihrem Herzen mitgetheilt.

Die Prinzessin Bertha, auf der das traurige Geheimniß von Bertholds Tode lastete, dessen sie sich gern entledigen wollte, hatte sie schon lange unbemerkt mit ihren Blicken verfolgt, und da sie glaubte, in ihrer Miene eine gewisse Festigkeit und Zufriedenheit zu entdecken, so richtete sie ihren Gang so, daß Erwine sie treffen mußte. Hier begann folgendes Gespräch:

Aebtissin. Gelobt sey Jesus Christ, und unsere liebe Frau!

Erwine. In Ewigkeit.

A. — Gott geb' Ihnen, liebe Gräfin, die Ruhe ins Herz, womit die Natur diesen Abend feyert!

E. — Ich habe Hoffnung, Prinzessin; schon legt sich in meiner Seele der Sturm, der mich bisher zu einer so unangenehmen Gesellschafterin für Sie machte.

A. — Nicht doch, liebe Erwine; ich weiß, wie sehr Sie leiden, und weiß auch mit Ih-

Bayerische Staatsbibliothek München

Ihnen zu fühlen und zu empfinden, wie könnte Ihre Gesellschaft mir unangenehm seyn, wollte Gott! ich könnte durch diese mitleidige Empfindung Ihren Schmerz lindern!

E. — Sie thun, was Sie können, — mehr als ich zu erwarten wagen durfte. Gott und seine Heiligen mögen es Ihnen lohnen, was ich nicht kann.

A. — Und was Sie auch nicht haben zu lohnen, weil ich Empfindungen, die mir so wohl thun, nicht um Lohn fühlen möchte. Mich freuet es, wenn Sie Ruhe an einem Orte finden, wo Sie anfangs nur neue Unglücksschläge fürchteten.

E. — Ruhe habe ich noch nicht gefunden, und werde sie auch nie ganz finden, so lange noch immer bange Ahndung um meinen Urach dieß arme Herz zerreißt.

A. — Und warum immer bange Ahndung? Haben Sie vielleicht Nachrichten aus dem heiligen Lande, die Sie dazu berechtigen?

E. — Das nicht; aber muß ich sie nicht täglich und stündlich fürchten?

A. — Wohl müssen Sie das, denn des Feindes Schwerdt hat seit einiger Zeit viel

tapfe-

Bayerische Staatsbibliothek München

tapferer Ritter Blut vergossen. Aber ist es nicht Zeit genug, das Unglück zu empfinden, wenn es da ist, warum wollen Sie durch dergleichen traurige Vorempfindungen es doppelt fühlen?

E. — Gebe der Himmel, Prinzessin, daß Sie immer mit diesem ruhigem Herzen so ruhig fort vernünfteln können! — Hätten Sie einen Berhold zu verlieren, Sie würden weniger gefaßt seyn.

A. — Sie reden immer von Verlieren, als ob das Verlieren wahrscheinlicher wäre, als das Wiederbekommen und Wiedersehen.

E. — Und ist es das nicht auch?

A. — Nun wohl denn! es mag seyn. Aber fragen muß ich, was für Nutzen hoffen Sie von diesen beständigen quaalvollen Vorstellungen eines möglichen oder wahrscheinlichen Verlustes?

E. — Was für Nutzen? mögen Sie noch so fragen? — wenn auch sonst keinen, doch gewiß den, daß der gefürchtete Schlag mich nicht unerwartet trifft, und also mich nicht ganz zermalmen kann.

A. — Wirklich? und so wären Sie also auf diesen befürchteten Schlag schon vorbereitet?

E. — Das bin ich.

A. — Und würden ihn, ich darf nicht erwarten, ganz ruhig, aber doch mit ziemlich gefaßter Seele, mit so viel Muth und Standhaftigkeit des Geistes anhören, als ein Weib zu fassen fähig ist?

E. — Das würde ich, so viel die Schwachheit und das Maas meiner Kräfte verstattet — aber Prinzessin, wozu alle diese Fragen? — Sie haben doch nicht vielleicht? —

(Erwine erblaßte bey diesen Worten.)

A. — Liebe Erwine, sehen Sie wohl, daß Ihr so gerühmter Muth Sie schon verläßt? —

E. — Noch nicht. Reden Sie, was für traurige Nachrichten haben Sie mir zu sagen? (hastig) ist er tod? lebt er? wo? sprechen Sie, was für Nachrichten haben Sie?

A. — Keine, wenn Sie nicht besser sich fassen können — einige aber, wenn Sie ver-

sprechen können, nicht so gleich das Schlimmste argwohnen zu wollen.

E. — Ich kann mich fassen, und versprechen will ich, alles so gut als möglich zu deuten.

Erwine ging nach einer nahen Rasenbank; die Aebtissin folgte ihr; als sie sich gesetzt hatten, ergriff Erwine die Aebtissin bey der Hand, küßte ihre Lippen, und das Gespräch ging fort, wie folget:

E. — Nun liebe theure Prinzessin, was haben Sie zu berichten? ich brenne vor Verlangen.

A. — Ein Gerücht, das aber, weil es über Italien zu uns gekommen, Aufmerksamkeit verdient, saget, daß unsere Kreuzfahrer eine unglückliche Schlacht geliefert haben — Vergessen Sie nicht, daß ich sagte, es sey ein Gerücht.

E. — Ach! ihr himmlischen Mächte, wohin wird es mit mir kommen? was wird aus mir werden?

A. — Erwine! liebe Erwine! ist das Ihr Versprechen? Ist das Ihre Fassung, die Folge Ihrer Vorbereitung? Was habe ich denn mehr gesagt, als was Sie

täglich befürchten mußten, und wie Sie sagten, wirklich fürchteten?

E. — Unglückliche Schlacht — sagten Sie? ach, Berthold, Berthold! meine dumpfe düstere Ahndung war nur zu sehr gegründet. Unglückliche Schlacht? — war es nicht so? Prinzessin?

A. — Müssen denn in einer unglücklichen Schlacht alle ihr Leben verlieren? Gesetzt, das Gerücht — für etwas mehr kann ich es bis jetzt nicht ausgeben — gesetzt, es wäre gegründet, muß denn Ihr Berthold gerade mit in der Schlacht gewesen seyn — muß er gerade sein Leben mit verloren haben?

E. — Ach ich kenne ihn, sein Feuer-Eifer reißt ihn mitten in das blutige Mordgetümmel. Er vergißt über dem Ritterruhm Gatten- und Vaterpflichten.

Die Prinzessin fand nicht für gut, Erwinen heute ihr ganzes Unglück wissen zu lassen, sie wollte es ihr vorher mehr selbst ahnden lassen. Beyde sprachen noch viel über diesen Gegenstand, bis die Kühle der Nacht sie nöthigte, den Garten zu verlassen.

„Der

„Der heutige schöne Abend, — sagte die „Prinzessin beym Weggehen, läßt uns einen „schönen Morgen hoffen. Morgen früh, wenn „Sie wollen, sehen wir die Sonne aufgehen, „wie wir sie heute sahen untergehen.„

Sie küßten sich, und gingen von einander. — Auf Erwinen lag etwas, das sie sich nicht ganz enträthseln konnte. Eine heimliche Angst preßte ihr das Herz, sie wollte hoffen, und konnte nicht; sie wollte schlafen, aber der Schlaf, sonst der beste Tröster eines kummervollen Herzens, floh sie; tausend bange Ahndungen durchkreuzten sich in ihrer Seele. Bänglich einsam saß sie in ihrer Klosterzelle, ihr Licht, das zu verlöschen drohete, machte in ihr die Idee einer Todtenlampe rege, ängstlich horchte sie auf jedes Rauschen der Blätter im Wipfel der Bäume. — So brachte sie die Nacht hin.

Die Hähne fingen schon an, im Klosterhofe die Flügel zu schütteln, und ihren Hühnern den kommenden Tag mit Krähen zu verkündigen; nach und nach hörte man die Nonnen leise die Treppen auf und nieder trippeln; das Klosterglöckchen läutete nun zur Morgenmesse; für Erwinen war es ein trauriges Todtengeläute, sie hörte schon den Todtensang und Gräberklang,

sah den Sarg in die Gruft senken, hörte den ersten Spaden Erde drauf werfen — alles das rollte fürchterlich durch ihre Sinne, ihre erhitzte Einbildungskraft schreckte sie auf:

— „Ach! des fürchterlichen Tages! — rief sie laut, — der für mich herauf dämmert!„ —

Die Angst, die sie litt, versetzte ihr die Luft. Sie klang. Ihre Kammerfrauen kamen, denn sie hatten sie längst schon seufzen hören, hatten es aber nicht gewagt, hinein zu gehen.

„Luft — Luft schafft mir und Ruhe„ — so rief sie.

Man brachte sie an ein offenes Fenster. Aber welch ein Anblick für die ahndungsvolle Erwine! — Feurig flammte die Luft über den Harz her, die Sonne schien aus einem blutigen See empor zu steigen; dunkler Nebel lag im Thal, Entsetzen und Schauder durchbebte ihre furchtsame Seele.

„Da seht ihr, rief sie, Blut und Mord
„und Grabes-Nacht und Trauerflor
„und Leichentücher — ists nicht so?
„Ewige Vorsicht! du willst mich auf das
„Schrecklichste, was mich treffen kann,

„vorbereiten! — sagt Mädchen, ists nicht
„so? —

Sie schwiegen und weinten, denn die ar=
men Geschöpfe waren selbst über diese ganz ge=
wöhnliche Naturerscheinung etwas betreten,
weil sich die Idee von Blut sogleich an die Idee
von ihren im heiligen Lande blutenden Knap=
pen kettete.

XII.

Die Aebtissin, die wohl vorhergesehen hat=
te, daß Erwine keine ganz ruhige Nacht haben
würde, hatte Befehl gegeben, sie von Erwi=
nens Betragen insgeheim zu benachrichtigen.
Dieß war geschehen. Und weil sie Erwinens
Ausbrüche von Klagen ihrer Erwartung gemäs
fand, so beschloß sie, diesen Zeitpunkt zu ge=
brauchen, um sie ganz von dem, was sie doch
einmal wissen sollte und wissen mußte, zu un=
terrichten. Sie trat in Erwinens Zimmer mit
einer Miene, in der Erwine ganz das theilneh=
mende mitleidende Herz ihrer Freundin lesen
konnte.

A. — Liebe Gräfin, sprach sie, wie hat sich so
plötzlich die reine heitere Natur verändert!

E. — Sehen Sie in ihr, seufzete Erwine,
ein treffendes Bild meines Schicksals
und meines Herzens.

A. — Der Himmel trauert mit Ihnen.

E. — Sagen Sie vielmehr: er will mir andeuten, was ich längst fürchtete, und Sie wahrscheinlich vor mir verheelen.

A. — Und das wäre? —

E. — Der blutige Tod meines Bertholds und meines Bruders. Die unglückliche Schlacht der Kreuzfahrer, wovon Sie gestern mir einen Wink gaben, mahlt sich am Himmel. — Was soll und kann ich anders daraus lesen? Reden Sie, Prinzessin, Sie können mir nichts Schrecklicheres sagen, als was mir vom Himmel herab gesagt wird — mein Urach hat ausgeblutet.

A. — Nun dann, liebe Erwine, wenn er ausgeblutet hat, um wie viel glücklicher ist er nicht, als wir, die wir noch im Gedränge der unruhigen Welt mit tausend Sorgen und Kümmernissen zu kämpfen haben? Wollen Sie ihn um jenes Glück beneiden, und darüber klagen, daß die Vorsicht es ihm zu Theil werden ließ?

E. — Das nicht; aber verdiene ich darum weniger Bedauern! Ach, mußte sein

Glück mit meinem und seiner Kinder Jammer — mußte es so theuer erkauft werden?

A. — Ob zu theuer oder nicht — das zu bestimmen, liebe Erwine, ist wohl keines Menschen Sache. Sie sind eine zu gute Christin, um über die Vorsicht zu murren. Ich will Ihnen nicht wiederholen, was Sie nicht ohne Grund am Himmel lesen — Ihr Urach hat ausgeblutet, aber bitten darf ich Sie doch wohl, jetzt zu bedenken, daß nun Ihre Mutterpflichten doppelt auf Ihnen liegen. Erhalten Sie sich, das, dünkt mich, will Ihnen der Himmel auch sagen — erhalten Sie Ihr Leben für Ihre Kinder, und machen Sie sie nicht vor der Zeit doppelt zu Waysen.

E. — Ach! eben das preßt mir das Herz. Berthold! Berthold! nun nicht mehr mein Berthold, welchen Jammer hast du über deine Erwine gebracht? Doch nein, ich will nicht ungerecht seyn, nicht dich anklagen — aber Gottes Fluch — — nicht doch, Gottes Erbarmen mit denen, die dich und mich in diese peinliche Lage zwangen! Ach, daß sie dieses zerrissene

Herz sehen, — daß sie den zehntausendsten Theil der Marter fühlen könnten, womit das arme schuldlos gefolterte Weib gequält wird — sie müßten mehr als Teufel seyn, wenn sie ihr Unrecht dann nicht fühlten. Ihr seyd gerächt — fürchterlich, zu fürchterlich habt ihr euch gerächt! es sey genug. Ihr könnt eine Elende nicht noch elender machen.

A. — Liebe Erwine, Sie werden zu leidenschaftlich. Gern lasse ich Ihnen, und Ihren Klagen Gerechtigkeit wiederfahren, ich gestehe, man that unrecht, des Grafen unbändige Hitze an der sanften Erwine zu strafen, aber — es ist geschehen, mehr kann ich nicht sagen. Ich verlasse Sie jetzt mit der Bitte: vergessen Sie nicht, daß Sie Mutter sind.

Sie ging, um nicht die gegründeten Klagen des gekränkten Weibes anhören zu müssen, wodurch sie nothwendig in Verlegenheit wegen der Antwort kam, die sie geben sollte, da jede Klage Erwinens ein gerechtes Verdammungs-Urtheil des Kaysers war.

Erwine hatte nun volle Freyheit, ihren Klagen und Thränen freyen Lauf zu lassen, und

ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen. Und sie that es —

Wer will, mag hier einige dieser Herzens-Erleichterungen (die sich aber sehr von Johann Caspar Lavaters Herzens-Erleichterungen unterscheiden) lesen:

Ach! er ist verloren, für mich auf immer verloren, der Mann, den meine Seele liebte! Wehe mir, daß ich je empfand, was Liebe heißet! Zerrissen — mit eherner Faust zerrissen, hat das Verhängniß das Band unserer Liebe! Hört mich, hört meine Klagen, ihr Wälder! töne sie wieder in fernen Gefilden, du Felsenkind — lieblich trauriger Wiederhall. Ich hab' ihn nicht mehr, den sich mein Herz erkohr — ich hab' ihn nimmer — seh' ihn nimmer! Bisher trennten mich von ihm Länder und Meere, und nun — ha! ich starre in den unermeßlichen Raum des Himmels hinein, der ihn mir entzieht. Dort wo der Himmel flammt, wo die Sonne in Blüte sich badet — dort hört er nicht meine Klagen, sieht nicht meine Thränen und mein banges Sehnen, und die schmerzliche Angst, die mit Harpyen-Wuth an mei-

meinem Herzen naget, ist ihm unbekannt! Und ich Elende lebe an diese traurige Erdenwüste gekettet! Könnte ich dir folgen, mein Berthold — dir folgen!

Hinweg — hinweg mit dem Bilde, aus dessen Anblick ich sonst Stunden lang wonniges Entzücken trank — seht ihr nicht, es winkt mir? Ich folge, Berthold, und komme bald. O! weh! daß ich nicht kann. Wie dünkte mich sonst im Taumel der Freude das Leben so kurz, und nun dehnt sich jede Minute zu einem traurigen schrecklich langen Jahre aus; nun vergiftet Wahnsinn mir alle Ruhe der Seele! Ja, ich will dem Tode in die Arme stürzen, auch ich will ein Opfer der Feinde Urachs werden. Mögen sie dann doch grinzen, wie die Teufel der Hölle, mögen sie sehen, was sie angerichtet haben, wenn auch meine Tage abgerissen sind, wie der Faden von Weber — kommt dann und sehet, wen ihr gemordet, kommt und sehet euer Werk; genießet, wenn ihr wollt, das teuflische Vergnügen, die Schlachtopfer eurer Rache vertilget zu haben;

aber

aber mein und euer Richter vergelte euch zwiefach, was ihr verdienet; Quaal der Verdammten sey euer Loos ewiglich. Urachs Bild, mein Bild verfolge euch bey euren schwelgerischen Hofgelagen, es martere euch von Ewigkeit zu Ewigkeit — Tag und Nacht röchle die gemordete Unschuld um euch her, sie schrecke euch auf eurem Lager, und wenn ihr elend und trostlos auf dem Sterbebette jammert, soll sie euch vor den halbgebrochenen Augen stehen, und um Rache schreyen, und blutigen kalten Todesschweiß auspressen, und keine Freundes-Hand trockne ihn euch von der frechen eisernen Stirn — o! Gott richte Du! ich aber will klagen und weinen.

Sey ruhig, stürmisches Herz — ruhig oder fühllos, beydes ist nun gleichviel. Einsamkeit, du süße trauliche Gefährtin meiner Tage, wie wirst du mir abhold! — Schweigen des Todes und Grabesstille, die mich sonst zu wehmüthig ernsten Gedanken weckte, ist mir nun schrecklich, und schüttelt mich, wie Fieber-Frost. Kein Lüftchen rauscht, kein

Bien-

Bienchen summt im Garten, kein Fußtritt hallet durch das Klostergewölbe — es regt sich kein Vogel, kein Hauch des Lebens — aber in mir tobt wüthender Orkan. Nun so nage ewiger Schmerz an diesem geängsteten Herzen, er verzehre mein Leben. Mag immer das Grab mein Gebein empfangen, — dann, geliebter Schatten meines Urachs, begegnen wir uns, dann lieben wir uns, wie vorhin, während unsere Mörder Ewigkeiten hindurch trauern, und sich selbst fluchen. Umschwebst du, lieber Schatten, mich jetzt, o! so sey kein unbemerkter Zeuge meiner Thränen — ach! so bittere weint' ich nie! Laß mich durch ein sinnlich Mahl deine Gegenwart spüren, laß mich den süßen Trost genießen, zu wissen, daß die Fackel der Liebe nicht mit der Fackel des Lebens erlosch. Höre mich, dein mit heißer Sehnsucht ringendes Weib — Gott und alle Heiligen höret mich, und sagt Amen! —

XIII.

Nicht alle Leser mögen im Stande seyn, so zu empfinden, wie Erwine empfand, es ist daher zu befürchten, daß für diese Erwinens

lau-

laute Klagen, in denen man fast ihren gerühmten sanften Charakter verkennen möchte, eine sehr langweilige Lectüre seyn werden. Um dieser, mit einem starken Nervensystem begabten Leser willen, die doch wohl den größern Theil derer ausmachen, die dieses Buch in die Hand nehmen, um entweder die Zeit zu morden, oder zu lachen, oder zu weinen, oder zu spotten, zu kunstrichtern, zu gähnen oder zu schlafen — scheint es rathsamer zu seyn, den noch vor uns liegenden reichen Schatz Erwinscher Jeremiaden jetzt ungenutzt zu lassen, und sie nächstens unter dem Vorwande, als ob man dem Andringen unzähliger Freunde und dem inständigen Bitten des Verlegers nicht länger hätte widerstehen können, zu sammlen, und mit einem angemessenen Titel und Vignette auf der jetzt allgemeinen Fahrstraße der Pränumeration und Subscription dem leselustigen Publikum in die Hände zu liefern. Hat der Herausgeber nur erst mitleidige Pränumeranten gefunden, so wird er auch Mittel und Wege finden, dem ganzen Nachdrucker-Heere ein Schnippchen zu schlagen. Er darf ja nur das ihm franco eingesandte Geld behalten, und seine Pränumeranten in der angenehmen Erwartung des Buchs sterben lassen. Es mag seyn, daß dieses nicht ganz ehrlich gehandelt ist, aber daß es mit zu

den modischen Erwerbungsarten unserer Zeit gehört, wird niemand leugnen.

Dieß im Vorbeygehen für alle große und kleine gelehrte schriftstellerische Vampyren, die dem mitleidigen Publikum durch abgebettelte Pränumeration das Blut aussaugen. — Wir kehren nun zur trocknen Geschichtserzählung zurück.

Erwine war kein Weib von gewöhnlichem Schrot und Korn, wie man aus ihrem ganzen Benehmen wohl sehen kann. Ihre Klagen kamen nicht bloß von den Lippen, sie flossen aus dem Herzen, denn sie liebte ihren Gatten mit mehr als gewöhnlicher Liebe. Ihr fühlendes, für die sanften Empfindungen offenes Herz war keiner gemeinen Eindrücke fähig. Sie war mit dem Grafen von Urach auferzogen, ihre erste angenehme Empfindung war für ihn, und jeder Pulsschlag, der nicht aus Liebe für ihn schlug, schlug aus Gewohnheit.

Die Gefahr, in der sie ihn am Hofe des Kaysers gesehen hatte, wo sie bey dem Gedanken, ihn zu verlieren, schon zitterte, hatte ihr ihn doppelt werth gemacht. Diese Gefahr war glücklich überwunden worden, und sie war wirklich dadurch in eine Art von Sicherheit eingeschläfert. Es gab Stunden, wo sie sich fast

überredete, es sey nicht mehr möglich ihn zu verlieren. Wer Menschen in ihrer Lage beobachtet hat, wird in diesem Selbstbetrug eine sehr gewöhnliche Erscheinung finden. Die nicht vermuthete Erlösung aus einer uns schrecklich dünkenden Verlegenheit läßt uns nur gar zu leicht für alle künftige etwas Aehnliches hoffen. Diese Hoffnung, die uns für die Zukunft weniger furchtsam macht, ist freilich etwas sehr Angenehmes, aber wird sie dann auch vereitelt, so fällt der Schmerz, den diese Täuschung verursacht, uns mit verdoppelter Wuth an. Etwas albern und betroffen stehen wir dann da, und sagen betäubt: das hätte ich nicht gedacht, daß es so kommen würde: — aber lieber Freund, du hättest es denken sollen. — So ging es auch Erwinen.

Oft genug freylich fuhr ihr ein sorgsamer Gedanke durch die Seele und erschütterte sie; dann ging sie hin und klagte weinend ihr Schicksal an. Bald aber beruhigte sie sich wieder mit dem Trost, daß die gute und gerechte Sache ihres Urachs doch endlich siegen müsse. Die gute Gräfin hatte nicht gelernt zu unterscheiden, denn es gab damals noch keine Jesuiten, bey denen sie hätte in die Schule gehen können, um zu begreifen, daß Urachs gute und gerechte Sa-

che siegen, und — er doch dabey zu Grunde gehen könne.

Je größer ihre Sicherheit war, desto schärfer schnitt nun der Schmerz in ihrer Hoffnung getäuscht zu seyn, in ihr Herz. Lange war sie gar keines Trostes fähig. Der Anblick ihrer Kinder vermehrte ihre Betrübniß, statt sie zu lindern.

Der Kayser, der durch Urachs Tod erhalten hatte, was er wünschte, nemlich einen lauten mächtigen Gegner weniger, fand nicht länger nöthig, Erwinen als Geisel zurückzubehalten; er gab ihr also nach erhaltener Nachricht von dem Tode ihres Gemahls Erlaubniß, Quedlinburg zu verlassen — auch ihre beyden alten Väter wünschten sehr, sie bey sich zu haben. Sie aber weigerte sich lange, und offenbarte endlich der Aebtissin, daß sie Willens sey, den Schleyer zu nehmen, und ihre noch übrigen Tage in einem Kloster zuzubringen.

Die Prinzessin Bertha hatte in Sachen der Liebe einen sehr scharfen und richtigen Blick. Ob sie sich diese Kenntniß vor oder während ihres Klosterlebens zu verschaffen gewußt habe — ob sie bloß eine Theorie davon, oder ob sie damit auch Praxin verbunden habe — ob sie je eine Liebende oder Geliebte gewesen oder noch

war, das alles ist schwer zu sagen, da uns hier unsere archivalischen Urkunden verlassen, und es etwas sehr alltägliches ist, bey einer klugen Kloster-Aebtissin beydes vereiniget zu finden. Wir enthalten uns also alles Urtheils. Genug diese Prinzessin hatte das Geheimniß des Grafen von Henneberg durchschauet. Nun müssen wir freylich gestehen, daß es für ein Frauenzimmer von einiger Erfahrung nicht so gar schwer seyn konnte, in sein Geheimniß einzudringen, denn er sprach in seinen Briefen, wenn er von Erwinen sprach, nicht die Sprache der ruhigen Freundschaft, wie er glaubte, sondern seine Leidenschaft blickte vielmehr aus jeder Zeile hervor. Nun weiß jedermann, daß in diesem Punkte Frauenzimmer-augen die luchsähnliche Eigenschaft haben, Männerherzen in der größten Entfernung zu durchschauen. Diejenigen meiner Leser aber, die vielleicht noch in dem frommen Wahn stehen, als ob eine Kloster-Aebtissin der Regel nach keine andere Liebe und Liebesverständnisse kenne oder kennen dürfe, als — die höchst platonische Liebe Gottes und ihres Seelenbräutigams, werden sich über den Scharfblick der Aebtissin wundern. Nicht so diejenigen, die einigermaßen mit Kloster-Verfassung bekannt sind, und also wissen, daß diese der Welt abgestorbenen Kloster-Jungfrauen

so gut, wie wir andern Weltkinder, Fleisch und Blut behalten, und daß in ihren einsamen Zellen der oben genannte Diabolus Fornicationis oft mehr sein Wesen treibe und rumore, als bey uns.

Die Aebtissin schätzte den Grafen von Henneberg wegen seines persönlichen Charakters hoch, und als dem Favoriten ihres Neffen, suchte sie sich ihm gefällig zu machen. Hier haben wir den Schlüssel, warum sie, statt Erwinen in ihrem frommen Vorhaben, eine Nonne zu werden, zu bestärken, wie es wohl eigentlich Ordensregel, Convenienz und Kloster-Politik foderten, sich ihr vielmehr auf alle Art widersetzte, und ihr den frommen Gedanken aus dem Sinn zu reden suchte.

Es war nicht ganz leicht, eine so enthusiastische Seele, als Erwine hatte, von diesem Vorhaben zurück zu bringen; denn es war nicht die vorüber fliegende Hitze des Schmerzes oder der Verzweiflung, die ihn in Erwinen angezündet hatte, sondern es war ein auf religiöse Grundsätze, ein auf ein gewisses Pensoroso, das tief in ihrem Charakter lag, und sich gern mit süßer Schwermuth unterhält, gebaueter Entwurf, der sie zur Nonne machte. Diese religiösen Grundsätze zu zernichten, war theils schwer, theils

nicht zu rathen, theils nach dem Geist des Zeitalters gar nicht zu erwarten. Unter welchem andern Vorwand aber sollte man Erwinens Vorhaben bestreiten? —

Man könnte antworten: durch die Vorstellung der Möglichkeit einer zweyten Heyrath. — Aber Erwinens Schmerz war noch viel zu wild, um Vorschläge von der Art ruhig anhören zu können. Das wußte die Aebtissin wohl, daher berührte sie diese Saite, die einen disharmonischen Misklang gegeben haben würde, lieber gar nicht. Dagegen aber bestritt sie Erwinens Vorsatz die Welt zu verlassen, mit Gründen, die ihr eben so nahe und Erwinen gleich wichtig waren — mit Gründen nemlich, die sie von Erwinens und ihrer Kinder Glückseligkeit hernahm; sie machte ihr eine so lebhafte Abschilderung ihrer Mutterpflichten, und stellte den Verlust, den ihre Kinder durch ihre Entsagung der Welt leiden würden, so richtig und rührend dar, daß Erwine endlich in so weit nachgab, den Gedanken wenigstens so lange, bis ihre Kinder erwachsen wären, aufzugeben.

Ich denke, liebe Leser, daß wir nun schon viel über Erwinen gewonnen haben. Unsere Alten pflegten im Sprichwort zu sagen;

„Kommt Zeit, kommt Rath, und guter Rath kommt über Nacht.„ — Ein wahres Wort, so wie viele andere weise Sentenzen, die Sancho Pansa gesagt, und nicht gesagt hat. Irre ich nicht, so haben wir nun Hoffnung, Erwinen noch einmal zur Hochzeit zu begleiten. Denn ein Frauenzimmer, das dergleichen Punkte erst in Ueberlegung nimmt, ist schon so gut als besiegt.

Wer aber der glückliche Sieger wohl seyn mag? — Wer anders als Henneberg! Wir wollen sehen. —

XIV.

Der Graf von Henneberg war schlau genug, seine Correspondenz mit Erwinen sorgfältig zu unterhalten, und sie, so viel es mit Ehren geschehen konnte, immer anziehender zu machen. Sie las seine Briefe, und beantwortete sie mit Vergnügen, und fand Trost darinnen, daß sie sich in denselben mit dem Grafen von Henneberg von ihrem verstorbnen Gemahl unterhalten konnte.

„Da haben wir es, rufen die Leser, nun „ist's richtig mit der Heyrath.„

Noch nicht, meine Herren und Damen, Sie hören ja, daß weder von dem einen, noch dem

dem andern Theile ein Antrag geschehen ist, und wäre er auch von Seiten des Grafen geschehen, so gehören bekanntlich zu einer Heyrath zwey Partheien. Wer ist uns Bürge, daß Erwine den Antrag annehmen werde? Sie liebt die Correspondenz mit dem Grafen, weil sie — von ihrem verstorbenen Urach handelt u. s. w.

„Lari, Fari — Schnickschnack und kein „Ende! daß dieses alles Ziererey und Grimasse „Erwinens oder ihres Geschichtschreibers sey, „kann ein Kind begreifen. In tausend Fällen „der Art, ist es neunhundert mal, wie wir „sagen.„

Kann seyn. Aber wie? wenn Erwine gerade den zehnhundertsten ausmachte, und also nicht unter jenen neunhunderten wäre? Ich will damit nicht sagen, daß es nicht also sey, wie Sie sagen, aber es konnte doch auch — anders seyn. Und so wollte ich ohnmaßgeblich rathen, zween Leute nicht eher zu verkuppeln, bis es Zeit ist. Ich gebe indessen mein Ehrenwort, daß ich mein möglichstes thun werde, um einen guten Kuppelpelz zu verdienen, und meine Schuld soll es wahrhaftig nicht seyn, wenn aus der ganzen Heyrath nichts wird. Um hierüber zur Gewißheit zu kommen, gehen wir in der Geschichte weiter.

Ein Dichter der alten oder neuen Zeit — denn es ist, denk' ich, gleich viel — hat den sehr wahrscheinlichen Gedanken geäußert, daß der erste Schiffer ein Liebender gewesen seyn müsse. Denn was anders als Liebe konnte den Menschen bewegen, auf dünnen Brettern sich den ungewissen Fluten zu überlassen? Nur ein Liebender konnte Wagehals genug seyn, so etwas zu unternehmen, wenn er dadurch zu seinem Liebchen hinschwimmen konnte —

— — — was ist unterm Mond
denn wohl der Rede werth, als Liebe?
und unterm Mond und überm Mond
wes anders ist's, als ewige Liebe,
was überall athmet, wirkt und webt,
und alles bildet und alles belebt?
Der Geist der Natur! was sonst als Liebe
ist dieser schöne Zusammenklang
der Wesen? dieser allmächt'ge Drang
der gleiches an gleiches drückt? wo bliebe
ein Sonnenstäubchen ohne Liebe
beym andern?

Mit eben so viel Recht nun, als jener behauptete, daß der erste Schiffer ein Liebender war, glaube ich behaupten zu dürfen, daß dieser erste Schiffer gewiß auch ein — Dichter und vielleicht gar der erste war.

„Den

„Den Beweis, wenn wir bitten dür„fen!„

Zu dienen! er wird nicht schwer zu führen seyn, wenigstens mir gewiß leichter werden, als es den Berlinern geworden ist, zu beweisen, daß Hr. D. Stark ein Jesuit sey, oder Herrn D. Stark, zu beweisen, daß er es nicht sey. — Hören Sie also!

Dichterey fodert Begeisterung, Schwung und Erhebung des Geistes, oder so man lieber will — Wuth, Tollheit (Furor poeticus ist ja bekannt genug.*) Wo giebt es aber etwas Tolleres und Wüthenderes, wer ist mehr begeistert, mehr außer sich, als ein Verliebter, wer also mehr zur Dichterey aufgelegt als ein Liebender? War nun der erste Schiffer ein Liebender, so folgt, daß er auch ein Poet müsse gewesen seyn, oder wenigstens hätte seyn können, und um die Ehre meines Schlusses zu rechtfertigen — hätte seyn sollen. — Daß ich es kurz fasse: der erste Schif-

*) Man sehe davon unsere Musenalmanache nach, und vergleiche sie mit dem oben Gesagten. Mehr braucht es nicht, um meinen Satz wahr zu finden, und mit überflüssigen Beyspielen zu erläutern.

Schiffer war ein Poet oder der erste Poet ein Schiffer. W. Z. E. W.

Es mag wohl manchen meiner Leser schwer seyn, einzusehen, wohin dieser langweilige Schnickschnack über den ersten Schiffer und Dichter eigentlich zwecke? Es ist also Zeit, daß ich sie darüber zufrieden stelle und sage: er zwecke dahin, um mit etwas mehr als gewöhnlichem Anstand zu melden, daß — Graf Werner auch ein Dichter war, weil er — ein Verliebter war. Freilich konnte er nicht der erste Dichter seyn, weil er nicht der erste Verliebte war, aber ein Dichter war er, und zwar einer der besten der damaligen Zeit; ob er auch ein Schiffer gewesen, davon sagen unsere Urkunden nichts.

Ein junger feuriger Mann, von so ausgebildetem Verstande und so lebhaftem feinen Gefühl, als der Graf von Henneberg, mußte wohl, wie sich a priori verstehet, so bald er zu lieben anfing, auch anfangen zu dichten. Und so war es auch. Graf Werner war ein Liebling der Musen, und gehörte unter die besten Minnesänger seiner Zeit, über die ich mich schon im ersten Theile S. 127. erklärt habe. *)

Er-

*) Auch in unsern Zeiten sind so genannte Minnedichter und Minnelieder zum Vorschein gekom-

Erwine, die wie bekannt die Dichtkunst liebte, und selbst Dichterin war, las seine Gedichte, die er ihr schickte, mit Vergnügen. Die Leser und Leserinnen, die einigermaßen aus Erfahrung mit den Schalkheiten des menschlichen Herzens bekannt sind, sehen leicht, daß hier das Herz Erwinen einen Streich spielte. Erwine war freylich keines von jenen weiblichen Kraftgenies, die über der Jagd nach einem Reime oder über dem sanften Wimmern im blassen Schimmer des Mondscheins vergessen, daß sie Hausfrauen und Mütter seyn sollen; nein! eine solche tändelnde Schwärmerin, wie sie in unsern Tagen die Nervenschwäche hervorgebracht hat, war sie nicht; denn es gab da-

mals

kommen, aber man hüte sich bey Leibes Leben, jene ältern nach diesen neueren zu beurtheilen. Wer jene kennet, möchte wohl bey diesen mit D. Luther ausrufen:

„Hilf lieber Gott! wie manchen Jammer „habe ich gesehen, da ich auch ein Visitator „war, daß der gemeine Mann doch so gar nichts „weiß von der christlichen Lehre — und leider „viel Pfarrherrn fast ungeschickt und untüchtig „sind zu lehren, und sollen doch alle Christen „heißen, getauft seyn, und die heiligen Sacra„mente genießen, können weder Vater Unser, „noch den Glauben oder Zehen Gebote, le-

„ben

mals überhaupt noch keine solchen Närrinnen, die keine Nachtigall singen hören konnten, ohne mit ihr zugleich in wimmernde Klagen und süße Schwermuth zu versinken. Indessen war Dichterey gerade die schwächste Seite, wo sie der scharfsehende Graf am leichtesten angreifen und besiegen konnte, wie der Erfolg lehren wird.

Wenn ein Mädchen einen Liebhaber hat, der ein Dichter, oder was in gewissen Fällen gleich viel ist, wenigstens ein Reimer ist, und sie erst so weit mit einander einig sind, daß er ihr seine Gedichte oder Reime vorlegen darf,

und

„ben dahin wie das liebe Vieh und unvernünf„tige Säue.„

Warlich, von unserm Minnesängerheer könnte man sagen, was D. Luther von den Pfarrherrn seiner Zeit saget: — es sind leider viel fast ungeschickt und untüchtig zu dichten, und sollen doch alle Dichter heißen. Wohl möchte man ihnen mit Luther zurufen: „wer „in einer Stadt wohnen will, der soll das „Stadtrecht wissen und halten, das er genießen „will, Gott gebe, er gläube, oder sey im Her„zen für sich ein Schalk oder Bube„ — Und an einen andern Orte: „wir Deutsche haben „solch schändlich Volk, und müssens leiden.„

und sie solche mit Vergnügen lieset; dann ist tausend gegen eines zu wetten, daß die Festung so gut wie erobert ist. Pfuscht nun aber gar das Mädchen selbst in die Dichterey, dann ist das so viel, als dem Feinde selbst Thür und Thor öffnen, und ihm die Schlüssel dazu in die Hände liefern. Es lassen sich in ein Gedichtchen von 6 Zeilen mehrere und stärkere Liebes-Erklärungen bringen, als in eine Rede von 6 Bogen und 6 Stunden. Und was das schlimmste ist: diese versificirten schriftlichen Liebeserklärungen können so vieldeutig seyn, daß der Dichter, so bald er will, so gut wie das Mädchen, wenn sie will, durch irgend eine offene Hinterthür wieder davon schleichen kann. Kurz der Dichter kann die Rolle eines Liebhabers mit einer Freyheit spielen, die ihm eine mündliche Unterredung niemals gestattet haben würde. Denn pictoribus atque poetis aliquid audendi semper fuit aequa potestas.

Dieser poetischen Freyheit bediente sich denn auch der Graf Werner, so gut er konnte. Er war in seinen Gedichten an Erwinen gar nicht zurückhaltend, was er gewiß bey einer mündlichen Unterredung gewesen seyn würde, wo ein einziger Blick, ein einziges Wort von Erwinen, ihn aus aller Fassung hätte bringen kön-

können. Er bekannte ihr freylich noch nicht gerade zu seine Liebe, aber er sagte ihr doch so viel Schmeichelhaftes, daß sie sehr abgestümpfte Organe hätte haben müssen, wenn sie nicht jezuweilen gefühlt hätte, daß seine Worte mehr als Freundschaft sagten; dergleichen abgestümpfte Organe hatte sie nun aber nicht, also ist es gar nicht zu verwundern, wenn sie anfing, Liebe bey ihm zu ahnden.

XV.

Ein Jahr war nun vorbey, seitdem er die Nachricht von dem Tode des Grafen erhalten hatte — ein langes, mit vielem Süßen und Bittern für ihn durchwebtes Jahr! Jetzt glaubte er, daß kein Gesetz der Freundschaft, der Convenienz und Anständigkeit ihn länger abhalten könnte, seinem Ziele näher zu rücken.

Bisher hatten ihn die Geschäfte des Kaysers noch in Italien zurück gehalten. Zum Glück aber für seine heftige Liebe, fiel es dem Pabst Calixtus ein, durch den Erzbischoff von Maynz Adelbert die sächsischen Fürsten gegen den Kayser aufzuhetzen. Diese Revolte verbreitete sich bald über ganz Deutschland, und der Kayser fürchtete einen allgemeinen Abfall. In dieser dringenden Noth sahe er sich nach seinem

nem Henneberg um, dessen Rath und Beystand er zu nöthig hatte, als daß er ihn länger in Italien lassen durfte. Er rief ihn also zurück nach Deutschland. Henneberg segnete im Herzen den glücklichen Einfall des Pabstes, des Erzbischoffs und der Fürsten, deren Rebellion seinen Plan so sehr begünstigte, und kam ohne Zeitverlust.

Da der größere Theil der Leser an diesem Kriege wohl noch weniger Antheil nehmen mag, als ich an dem jetzigen Türkenkriege, und an allen Kriegen der Welt nehme, vorausgesetzt, daß sie mich eben so wenig incommodiren, als der berühmte Feldzug Josephs des zweyten gegen den Erbfeind der Christenheit; so vermuthe ich wohl nicht ohne Grund, daß ich meinen Lesern mit der Erzählung desselben sehr lästig werden würde.

Nichts auf der Welt aber, was es auch immer seyn mag, läuft dem Zweck und der Absicht dieses Büchleins so schnurstracks entgegen, als dieses — dem Leser lästig zu werden. Vielmehr ist es mein wahrer Ernst, dich, lieber Leser, so gut ich kann, zu amüsiren — es versteht sich, daß du amüsabel seyst — eine Eigenschaft, die, wie Wieland ganz recht bemerkt, jeder der amüsirt seyn will, nothwen-

dig haben muß, es sey denn, daß er — ein Groß-Sultan wäre, als welcher unter allen Sterblichen auf Erden gerade derjenige ist der das Recht hat, der launischste, bizarreste, burleskste, tragischste oder komischste von allen vom Weibe Gebornen zu seyn, ohne daß jemand fragen kann, warum? und weswegen? oder wo kommst du her? wo gehst du hin? — Da ich also, wie gesagt, vermuthe, daß die Erzählung dieses Krieges keinen meiner Leser oder Leserinnen, sie seyn Sultane oder Sultaninnen, oder sie seyn es nicht, amüsiren werde, wie es der Plan dieses Werkleins, etwas Unterricht in verschiedenen Dingen mit eingeschlossen, fodert — so überschlagen wir billig den ganzen Krieg; ohngeachtet er, wenn wir als ächte deutsche Patrioten reden, und das Angenehme, Nützliche und Wichtige einer Sache nicht nach dem Maasstab berechnen wollen, nach welchem unsere kleine sultanische Hoheit die Dinge der Welt gewöhnlich zu berechnen pflegt, wichtig genug war, und die letzte Ursache wurde, daß die deutschen Kayser das Recht, die geistlichen Stifte und Präbenden in Deutschland zu besetzen, verloren.

Der Graf Werner war also nun wieder in Deutschland, um — Erwinen einen Liebes-

An-

Antrag zu thun? — Nein! sondern um den schwachen, furchtsamen und verhaßten Kayser mit seinem Rath aus einer Verlegenheit zu reißen, die in der That groß genug war, da sie nichts geringeres als den Besitz oder Verlust der deutschen Kayserwürde betraf. Indessen so wichtig auch die Geschäfte waren, die ihm der Kayser in Deutschland aufgetragen hatte, so waren doch wohl die Angelegenheiten seines Herzens eben so wichtig, und vielleicht für ihn noch wichtiger. Zwischen beyden theilte also der Graf seine Zeit.

Daß er gleich nach seiner Zurückkunft aus Italien die schöne Wittwe werde besucht haben, werden die Leser auch ohne mein Erinnern wohl schon wissen. Ich hielt es für unnöthig es zu erzählen, und setze also bloß hinzu, daß er diese Besuche so oft wiederholte, als es ihm möglich war.

Und nun nahm ihre Unterhaltung eine Wendung, die es Erwinen nicht länger verborgen ließ, was sie vorhin aus seinen Gedichten und Briefen zwar ahnden konnte, aber sich kaum zu ahnden getrauete — daß sie nemlich an dem Grafen Werner von Henneberg nicht mehr bloß einen Freund, sondern einen der zärtlichsten Liebhaber von der Welt vor sich sehe.

„Und wie benahm sich Erwine dabey?„ — gickerten die Damen, als ich diese Geschichte, noch ehe ich sie niederschrieb, in einer Gesellschaft erzählte, wo die ganze Stufenleiter aller weiblichen Nüancen von Coquetten und Prüden, barmherzigen Schwestern und Spröden, Müttern und Töchtern, Tanten und Cousinen, jungen und alten, Damen du bon ton und Vertueusen, Almanachs- und Schatzkästleins-Leserinnen zu finden war.

„Wie sie sich benahm?„ sagte die eine — „mon dieu! welche Frage! Vermuthlich so, „wie wir alle, die Frau geheime Kriegsräthin „etwa ausgenommen (die aber NB. in dieser „Gesellschaft gerade nicht zugegen war) ohne „Zweifel uns benommen haben würden.„

„Gewiß wird sie ihm in die Arme geflogen „seyn,„ sagte eine andere.

„Fi donc,„ sagte die dritte mit einem air de suffisance, wobey sie die Nase in die Höhe, und sich in die Brust warf — „seit wenn flie„gen denn wohl die Damen den Männern in „die Arme?„

„Eh bien, sagte die vierte, seit dem „unsere jungen Herrn lieber freyen als hey„rathen.„

„Sie

„Sie haben Recht, so zu fragen,„ sagte die fünfte, und wendete sich zu der dritten, „ce „seroit encourir le blame de tout le monde; „ich wüßte nicht, seit wenn das Mode wäre.

„C' est, sagte ich, depuis que nos dames „ont affaires à leurs Laquais.„

„Wenn das, was Sie sprechen, christlich „ist, und löblich, und wohl lautet, sagte eine „alte Tante, so könnten Sie ohnmaßgeblich „wohl deutsch sprechen. Ich denke, ein so „gottseliges Frauenzimmer als Erwine, die an „den klösterlichen Religionsübungen so viel Ge„schmack fand, und nicht, wie die heutige arge „Welt, Nordscheine, Träume und Ahndungen „als nichtige Dinge verwarf, wird gewiß ihr „Faß in Ehren zu halten gewußt haben.„

„Aber, liebe Tante,„ sagte die Cousine sehr naiv, „sie war doch noch so jung!„ —

„Und hatte unerzogene Kinder„ — fiel eine andere alte Dame ein, die schon drey selige Männer beweinet hatte, und den vierten nächstens zu beweinen hoffte — „ach, es ist eine schwere „Last auf eines Weibes Schulter, Kinder ohne „männliche Beyhülfe zu erziehen!„

„Drum, sage ich euch,„ versetzte eine andere — „auf halbem Wege wenigstens dem Gra-

„fen entgegen zu gehen, wäre doch wohl so ganz „unchristlich nicht gewesen. Der arme Graf „hätte ja leicht bey übertriebener Strenge auf „Erwinens Seite zu einem mißmüthigen ver„zweiflungsvollen Schritt gebracht werden kön„nen; und das Leben eines Menschen durch „ein wenig Nachgiebigkeit zu retten, ist doch „wohl Christenpflicht.„

„Es hat sich was mit den verzweiflungsvol„len Schritten,„ sagte eine etwas bedächtliche Dame, die viel Erfahrung zu haben schien — „erst besehen die Herrn des Degens Spitze und „Scheide, und — stecken ihn langsam wie„der ein.„

„Aber so bald nach ihres ersten Mannes „Tode!„ — sagte eine Wittwe von 50 Jahren — „denken Sie doch, das Trauerjahr war „ja kaum vorbey!„

„Tant mieux,„ antwortete eine junge Wittwe von 25 Jahren, „wer kann wohl ein Men„schenleben hindurch um einen Mann trauern? „Man muß das Leben genießen, so lange und „so gut man kann, das folgende giebt sich von „selbst, nur muß man sich nicht um das qu'en „dira-t-on? bekümmern. Enfin mes Da„mes,„ fuhr sie im schnippischen Tone fort — „après tout cela, il y a un bon moyen de

„se

„se tranquilliser. On a toujours le tems „d'être sage.

Die Tante und die 50jährige Wittwe kreuzigten und segneten sich.

„Nun Gott regiere Erwinens Herz, sag„te die letzte, daß sie thue was das be„ste ist.„

„Nu! Nu! wir wollen sehen!„ schrieen alle.

„Wir wollen sehen!„ — sagte ich, und fuhr fort, wie folget: —

Erwine fand also wie gesagt, in Henneberg nicht mehr bloß den Freund, sondern den zärtlichsten und schmachtendsten aller Liebhaber, die je Sonnete getrillert und Verse gemacht haben. Aber ein Herz, das so geliebt hatte, als das ihrige, ist schwerlich einer zweyten Neigung fähig.

„Helas! quelle sotte!„ schrie die junge Wittwe — „c'étoit ma foi! ce qu'on dit une „mauvaise honte!

„Gott sey ewig Lob und Dank gesagt,„ riefen auf einmal die Tante und die alte Wittwe.

Nicht aus Betise, auch nicht aus Bigotterie, meine Damen, antwortete ich, handelte

Erwine also; nein! sie schätzte den ganzen Werth des Grafen von Henneberg, sie gestand, daß er einer der schönsten Männer seiner Zeit sey, sie bewunderte die Richtigkeit seines Verstandes, und die Annehmlichkeit seines Witzes, und sprach mit Hochachtung von der Rechtschaffenheit seines Charakters. —

„Tant mieux„ — jauchzete die junge Wittwe.

Aber — fiel ich ein —

„Helas! tant pis„ — rief die junge Wittwe erschrocken aus, „wenn hier noch ein „Aber ist!„

„Nun,„ rief eine der Damen, und warf die Nase ein paar Zoll höher — „mich dünkt, „Erwine ist auch sehr eckel und eigensinnig! „Hat sie an allen jenen Eigenschaften Henne„bergs, die warlich einen vollkommenen Mann „ausmachen, noch nicht genug? Sie sollte in „unserer Zeit leben, dann würde ihr Wahl und „Entschluß weniger schwer werden. Warlich! „der Männer von jenen Eigenschaften giebt es „so wenige, daß man nichts besseres thun kann, „als hastig zugreifen, wenn uns einer von „der Art unvermuthet aufstößet.„

Aber — fuhr ich fort, sie empfand für ihn nicht den sympathetischen Zug des Herzens, nicht jenes nahmenlose Gefühl, das uns den Gegenstand auf den es gerichtet ist, bey jeder Gelegenheit, vor Augen führt, und verursachet, daß wir nur ihn denken, nur für ihn uns freuen, nur seinetwegen uns betrüben — dieses uns ganz beherrschende Gefühl, das alle andere auslöschet, und von dessen Entstehung wir doch nicht Grund und Ursache anzugeben wissen — das empfand sie nicht.

„Ah! rief die junge Wittwe, que cela „est bien dit. Man muß gestehen (sie wen„dete sich zu mir), daß Sie gut zu zeichnen „verstehen. Fast sollte man glauben, Sie ver„stünden eben so gut die Kunst zu lieben.„

„Die Kunst zu lieben, Madame, (ich „neigete mich tief zur Erden) verstehe ich nicht, „weil ich nie gewußt habe, daß es eine solche „Kunst gebe, *) — aber zu lieben, weiß ich

 „wohl.

*) Also hat der Herr Verf. nie den Ovid de arte amandi kennen gelernt? — fragt vielleicht ein Connoisseur oder Dilettant.

Zu dienen! mein Herr — das habe ich; aber ich fand keine Kunst darinnen, sondern vielmehr eitel und nur allzuviel Natur.

„wohl. Voila, Madame, jè Vous avoue „ma foiblesse de la meilleure foi du „monde.„

Also, wie gesagt, Erwine sah in dem Grafen von Henneberg bloß den hochschätzungswürdigen Mann, den sie, zum Freunde zu haben, wünschen konnte. Aber zum Liebhaber, zum Gemahl — das glaubte sie nicht zu können. Denn Freundschaft nur war es, was ihr Herz für ihn fühlte.

„C'est bien dommage!„ sagte die junge Wittwe, die sich bisher immer am meisten in der Gesellschaft für den Grafen interessirt hatte.

C'est bien dommage! sagte auch der Graf, und empfand ihren Kaltsinn mit einem Schmerz, der seiner Liebe gleich war.

Weil er indessen keine Ursach mehr hatte, seine Liebe zu verheimlichen, was unter uns gesagt, auch wohl schwerlich möglich gewesen seyn würde, da es schon längst aufgehört hatte, eine Novelle des Hofes zu seyn; so erfuhr der Kayser und alle Freunde des Grafen sehr bald den unglücklichen Erfolg seiner Bemühung die Gräfin zu gewinnen.

Der Graf ging tiefsinnig und mißmüthig umher, und brach in laute Klagen über die Grausamkeit seiner Geliebten aus. —

Un-

Unsere Zeiten sind leider schon so sehr verderbt, daß die Klagen eines unglücklichen Liebhabers über seine grausame Schöne belacht, nicht einmal bemitleidet werden. Damals aber brachte es der Geist der Chevallerie mit sich, in einem solchen klagenden Liebhaber ein sehr ehrwürdiges Geschöpf zu finden. — Da war noch gute Zeit, ihr lieben Leute, da man sogar bey Hofe über verschmähete Liebe laut klagen durfte, ohne verlacht zu werden. Jetzt hört man dergleichen Liebhaber höchstens nur in einem Musen-Almanach wimmern, und auch darüber grinzt noch hie und da ein hagestolzer Rezensent, oder einer der schon 50 Jahr verheyrathet ist, und also die Leiden verschmähter Liebe nicht kennet, oder wenigstens nicht mehr im Stande ist, sie zu fühlen.

XVI.

Erwine wurde nun von allen Seiten belagert und angegriffen. Ihr Vater und ihre Schwiegereltern wünschten selbst, daß sie des Grafen Hand annehmen möchte. Man ließ ihr in dieser Heyrath tausend Vortheile für ihre Kinder erblicken, man zeigte ihr, wie viel sie gewönne, wenn dadurch ihre Häuser und Familien mit dem kayserlichen wieder ausgesöhnt würden, wenn sie gleichsam der Ring würde,

wodurch die zerrissene Freundschaft wieder zusammen gekettet, und Ruhe und Friede wieder hergestellet werden könnte.

Am meisten aber setzte ihr die Aebtissin von Quedlinburg zu, die, wie wir wissen, sich des verschmähten Liebhabers schon längst sehr eifrig angenommen hatte. Es war ihr schmeichelhaft, daß der Graf von Henneberg gerade sie zuerst hatte in seine Karten blicken lassen, und von jenem Augenblick an, nahm sie sich fest vor, sein Glück bey der liebenswürdigen Erwine zu befördern, es koste was es wolle. Zu dem Ende griff sie die Gräfin von mehreren Seiten mit allen möglichen Gründen an. Da wir die Aebtissin als eine Dame von vielem Verstande und Lebensklugheit kennen, und da, wie ein gewisser berühmter Schriftsteller sagt: Tout depend de la maniere, dont on fait envisager quelque chose aux hommes, so wird es nicht undienlich seyn, ihre Gründe zu hören, die, wie ich gestehen muß, sehr stringent und triftig waren. *)

„Die

*) Man wird leicht entdecken, daß die Aebtissin keine empfindsamen Liebesromane oder dem ähnliche Klostergeschichten und Komödien müsse gelesen haben, worinnen ein oder mehrere der Schule kaum entlaufene Knaben auf Vater, Mut-

„Die Heyrathen, sagte sie, die der Ver=
„stand und die gegenseitige Convenienz schließen,
„sind die glücklichsten, meine Tochter, wenn
„eine wechselseitige Hochachtung damit verbun=
„den ist. Ich gebe es zwar gern zu, daß ohne
„Lie=

Mutter und Vormund mit aller Geläufigkeit und Energie der Matrosen schimpfen, wenn ihnen nicht gleich das Mädchen, das sie minnen, zu Theil wird. Es ist zum Todlachen, was für Begriffe sich derglzichen Knaben vom Heyrathen machen, und wie ungeberdig sie sich stellen, wenn der klügere Vater oder Vormund nicht erlauben will, daß sie sich der ersten Buhlerin oder girrenden Täublein, das ihnen aufstößt, in die Arme werfen sollen, oder wenn vielleicht das Mädchen selbst sich anders besinnt, und klüger ist, als der hoch und tief gelehrte junge Herr, wenn sie statt des wimmernden von Liebe aufbrausenden Knaben, einem ehrlichen, sittsamen, schlichten Alltagsmanne auf Zureden ihrer Anverwandten die Hand giebt. — Da liegt z. B. vor mir ein Büchlein, gerade in den Jahren geschrieben, da der Paroxysmus der Empfindsamkeitswuth ganz Deutschland wie ein Fieber durchbebte, und jedes Lüftchen Liebe athmete, und jeder Knabe und jedes Mädchen schon in der Schule anfing, ein Románchen zu entwerfen. In diesem Büchlein schreibt ein solcher unglücklicher armer Junge an seinen Freund bey Gelegenheit einer solchen Heyrath; daß er

(es

„Liebe auch bey der glücklichsten Stellung an=
„fangs ein Leeres in dem Herzen zurück bleibt,
„das Hochachtung und selbst angenehmer Um=
„gang unter Eheleuten nicht ausfüllen. Aber
„was diese nicht können, das kann die mächti=
„ge

(es versteht sich, wenn er so viel Macht hätte) einen Vater, der so handeln könnte, wie einen Mörder bestrafen würde. Warlich, Bruder, fährt er fort, man kann nirgends hinkommen, wo man nicht von unglücklichen gezwungenen Ehen spräche. Daß Fürsten, daß weise Minister nicht auffehen auf das Elend so vieler Guten! Väterliche Gewalt wird zum Ungeheuer. Geh in Deutschland herum, überall wirst du den Sklavenhandel verabscheuen hören — und, Lieber! kann's einen schändlichern Handel geben, als den, den unsere Väter mit ihren Kindern treiben? Der Kaufmann kalkulirt, wie viel er mit dem Töchterhandel gewinnen kann, und die herausgekommene Summe bestimmt das Wohl oder das Weh seiner Kinder. Der Edelmann zählt die Ahnen seiner Schwiegersöhne und ihr Vermögen; wer in beyden die andern übertrifft, ist der Gewählte. So gehts durch alle Stände, und das Uebel greift, wie die fürchterlichste Pest, immer mehr und mehr um sich. Freyheit zu wollen, das edelste aller göttlichen Geschenke, wird mit Füßen getreten, und die Bürger und Mütter des künftigen Staats werden wie Thiere zusammen gesperrt,
sich

„ge Hand der Gewohnheit. Durch sie wird „unter tugendhaften, ihre Pflicht zu erfüllen „aufmerksamen Eheleuten eine gegenseitige „Ueberzeugung ihres Werths, ein Verlangen „nach einander, und ein lebhaftes Gefühl der

„Glück;

sich zu begatten. Es ist Sache der Menschheit, die Schädlichkeit und den ganzen Umfang der Niederträchtigkeit eines solchen Zwangs zu zeigen — und wie sehr ist es zu wünschen, daß einer unter uns oder mehrere aufstünden, und öffentlich um der entehrten gedrängten Menschheit Rechte eiferten. — In diesem Tone schreibt der um das Wohl der Menschheit eifernde Jüngling noch mehrere Seiten voll. Armer Junge! ich bedaure dich; dein brennender Feuereifer hat dir vielleicht Schaden gethan. Du hast Recht: Heyrathen ist Sache der Menschheit, wie wollte sie sonst bestehen die arme Menschheit? Daß aber der unglücklichen Ehen, die die aufbrausende Studentenliebe schloß, ungleich mehr sind, als derjenigen, die die kalte Vernunft der Aeltern und Vormünder oder die Convenienz stifteten, das ließ dich dein nach Kopf und Herz getretenes Blut nicht sehen; aber gewiß ist es. Und so spare also deine Flüche und Verwünschungen, denn die Welt geht doch, wie sie gehet, und befindet sich, denke ich, besser dabey, als wenn sie ginge, wie sie nach deiner Meynung gehen sollte.

„Glückseligkeit des Wechselbesitzes erregt, das
„die Liebe so gut ersetzet, daß die Eheleute selbst
„diese Empfindung **Liebe** nennen, ohngeachtet
„sie es nicht ist, auch nicht werden kann. Denn
„**Liebe** setzt **Verlangen** voraus, und **Genuß**
„erlaubt kein Verlangen mehr.

„Sie sind in dem angeführten Falle, liebe
„Erwine; der Graf ist ein hochschätzungswür-
„diger Mann. Sie haben viele warme Freund-
„schaft für ihn, Ihre Denkungsart, selbst Ihre
„Lieblingsbeschäftigungen sind sich gleich. Sie
„lieben ihn nicht, aber Sie lieben auch keinen
„andern, und Ihr zärtliches Andenken an Ih-
„ren Urach kann mit Ihren Pflichten gegen
„Ihren zweyten Gemahl sehr gut bestehen.
„An der andern Seite überlegen Sie einmal,
„wie viele Jahre Ihre Kinder noch zurück zu
„legen haben, ehe sie sich selbst schützen kön-
„nen. Ihr Vater und Schwiegervater sind
„Greise, und wer stehet Ihnen dafür, daß
„Ihr Bruder nicht gleiches Schicksal mit Ih-
„rem Gemahl haben könne? Die Gesinnungen
„des Kaysers gegen Ihr Haus sind Ihnen
„bekannt. Ich kann darüber nichts sagen,
„liebste Erwine, als was Sie schon wis-
„sen. Wollen Sie es versäumen, sich einen
„Beschützer zu erwerben, den Ihnen Gott,
„viel-

„vielleicht auf die Fürbitte Ihres abgeschiedenen „Gemahls anbietet?„ —

So sprach, oder vielmehr, so philosophirte die Aebtissin über Liebe und Eheglück. Wenn ich nicht ganz irre, so enthält ihr Räsonnement viel wahre und richtige Philosophie des Lebens, die man nicht aus Büchern, am wenigsten aus Romanen von gewöhnlichem Schrot und Korn, nicht aus Almanachen, sondern nur aus dem Umgang mit Menschen, mit Hülfe eines richtigen Blicks, eines scharfen Beobachtungsgeistes und kühler Vernunft lernen kann.

Was die sanfte Erwine, mit solchen Gründen bestürmt, denen sie nichts entgegen setzen konnte, als daß ihr Herz ihr einen Schritt widerrathe, den ihr Verstand billige, und von so vielen ihr werthen Personen überredet, endlich that, läßt sich leicht errathen — sie gab nach, und nahm von der Zeit die Aufwartungen des Grafen als Liebhaber an. Sie verhielt sich bey dem allen bloß leidend, und gab ihm von ihrer Seite auch nicht die geringsten Avancen. Das erste rieth ihr ihr Verstand, das letzte verbot ihr ihr Herz. Der Graf hielt aber glücklicher oder unglücklicher Weise ihr passives Verhalten für Gegenliebe, die zu schüchtern sey, um sich von selbst zu entdecken, die man also erst zur Sprache bringen müsse.

Es schien ihm ganz in der Ordnung und der Natur gemäs zu seyn, daß Erwine noch etwas an ihrem Urach hängen bleibe, und deswegen war er eben nicht eifersüchtig, denn er setzte voraus, daß sein Bild doch zunächst neben Bertholds Bilde in ihrem Herzen aufgestellt sey. Darinnen hatte er nun freylich nicht ganz Unrecht, aber darinnen wohl, daß er nun immer heftiger in sie drang, ihn durch ihre Hand völlig glücklich zu machen. Der so oft wiederholten Andringlichkeiten müde, willigte Erwine endlich ein, daß der Tag ihrer Vermählung festgesetzt wurde.

XVII.

Der Tag erschien, und das Vermählungsfest wurde am Hofe des Kaysers mit einer Pracht vollzogen, die des vornehmen Standes des Ehepaars und des Favoriten des Kaysers würdig war.

Von allem, was jemals der scharfe Zahn der Zeit, der Mäuse und der Ratten gefressen haben mag, bedaure ich nichts so sehr als dieses: daß ihre mörderische Freßbegierde auch über diejenigen Documente hergefallen ist, die die detaillirte Beschreibung dieses Hochzeitfestes auf die Nachwelt bringen konnten und sollten. Denn leider habe ich bey der sorgfältigsten Nach-

suchung in den Urachschen und Steinheimschen Familien-Archiven (ein paar Küchenzettel ausgenommen, die aber warlich nicht den Gaumen eines obersächsischen Hofjunkers oder niedersächsischen Reichsstädters lüstern machen würden *) — nichts als nur traurige Ueberreste

*) Daß ein hungeriger Hofjunker, wenn er die gnädigste Erlaubniß hat, an Cour- und Gallatagen seine Füße unter seines gnädigsten Fürsten und Herrn Tafel zu stecken, vielleicht weiß, was gut schmeckt; das begreife ich, aber was soll der Reichsstädtische Bürger hiebey? — So fragt vielleicht mancher meiner Leser. Hierauf dienet zur freundlichen Antwort: daß ich nächst jenen Junkern keine Menschen kenne, die auf gutes, exquisites, mit haut gout durchwürztes Essen und Trinken gieriger wären, und die mit mehrerem Wohlbehagen wie ächte Luculler und Sybariten sich sanfter den Bauch streicheln, und Stundenlang über eine Sauce oder Pastete angelegentlicher sprechen können, als — einen freyen Reichsbürger. Was auch immer Herr Nicolai in seiner Reisebeschreibung von den Wienern in diesen Punkte rühmt, so glaube ich doch, daß Hamburg und Bremen sich kühnlich mit Wien in einen Wettstreit einlassen können, besonders wenn es Raths-Mahlzeiten gilt, und es auf gemeinen Stadts-Sekel und Rechnung gehet. — Experto credite!

gefunden, die so zerfressen waren, daß es auch dem scharfsinnigsten Kritikaster nicht möglich seyn würde, Menschenverstand hinein zu bringen — vorausgesetzt, daß dergleichen vorhin darinnen war.

Es würde freylich für manche meiner Leserinnen sehr unterhaltend seyn, wenn ich ein Journal des Luxus und der Moden der damaligen Zeit zur Hand hätte, woraus ich mit eben so pünktlicher Genauigkeit unterrichten könnte, wie nach etlichen Jahrhunderten einer meiner Kollegen seine Zeitgenossen von uns und unsern Moden wird unterrichten können, da die Herrn Kraus und Bertuch ein unschätzbares Werk in diesem Fache der Nachwelt zu überliefern, weder Zeit noch Mühe sparen.

Allein theils sind, wie gesagt, meine archivalischen Urkunden hier schrecklich zerstümmelt, theils war die Stupidität jenes Zeitalters viel zu groß, als daß jemand den sinnreichen Einfall hätte haben können, auf ein Journal des Luxus und der Moden zu raffiniren. Ich kann also zu meinem, und aller die daran Lust und Belieben haben, großen Verdruß durchaus nicht sagen, ob die Damen an diesem Hochzeitfeste in Robe de Gala oder Robe de Cour, ob sie à la Reine mit einer grande Parure oder demi paré,

mit einer Coeffage aux Tuilleries oder à la Couronne oder à la Tudesque, oder Somnambule, à la Cacadou oder à la Clairvoiante, à la Montgolfier oder Heriffon, à Diademe mit einer Capricieuse oder Sultane, à la Victoire oder passe par tout, honorable oder legere, Poufs à la Turque oder Babylon oder Chapeau à la Chretienne, mit einer Consideration oder Pretention, Colin galant oder retroussé, Trousse pèt picardin oder Chaperon, à la Notables oder l'empereur, à la Constantinople oder Oczacow oder Vienne oder — u. s. w. erschienen sind. Von allen dem weiß ich gerade so viel als ein ungebohrnes Kind, welches freylich, wie ein Schulknabe begreifen kann, nicht viel mehr als nichts, oder doch so wenig ist, daß es sich nicht der Mühe lohnet, einen Buchstaben davon niederzuschreiben. Glücklicherweise habe ich gelernt, mich über alle dergleichen Dinge sehr christlich zu trösten, welche christliche Geistesstimmung ich allen meinen Lesern und Leserinnen, denen der Verlust jener Modenachrichten vielleicht zu Herzen gehet, von Herzen anwünsche.

Um so viel angenehmer ist es mir, eine andere Nachricht geben zu können, die, wenn ich von mir auf andere schließen darf, gewiß

eben so wichtig, und vielleicht noch wichtiger scheinen kann — diese nemlich: daß an diesem feierlichen Tage der alte Herr von Steinheim zum erstenmal wieder am Hofe Heinrichs V. erschien.

Eine Erscheinung, die den ganzen Schwarm feiler kriechender Höflinge und Schranzen nicht wenig aus der Fassung brachte, da bekanntlich dieses Gesindel, gewohnt, immer mit gekrümmtem Nacken Speichel zu lecken, den barschen Ton und feurigen festen Blick eines Mannes, wie Steinheim war, nicht wohl ertragen kann. Sie erblaßten, als sie sahen, daß der alte deutsche Mann sich sogar mit dem Kayser wieder aussöhnte, wenn man ein paar freundliche Worte zwischen zwo Personen, die es einander nie verzeihen können, daß der eine zu gut, und der andere zu schlecht gehandelt, eine Aussöhnung nennen kann. Indessen öffnete sich des alten rechtschaffenen Steinheims Herz, das von Natur bey aller Barschheit des alten Ritters dennoch sanfter Gefühle empfänglich war, in so weit, daß er jedes Gefühl von Haß und Rache daraus verbannete, und von dieser Zeit an ein treuer Anhänger des Kaysers blieb.

Wenn wir, lieber Leser, das Kind bey seinem rechten Namen nennen wollen, so ist dieses

auch

auch alles, was ein ehrlicher Mann, dem Kopf und Herz noch unverdrehet am rechten Flecke sitzet, in solchen Fällen thun kann — keinen Menschen hassen und verfolgen, aber wohl manchen verachten, und von sich abhalten, — das darf er, das muß er oft. Denn Hochachtung und Freundschaft kann der Lasterhafte einem ehrlichen Manne nie zumuthen oder abfordern, auch alsdann nicht, wenn seine Laster uns nicht unmittelbar zum Schaden gereichen.

Die nunmehrige Gräfin von Henneberg war der Abgott ihres Gemahls, denn das wahre Verdienst gewinnt immer, je näher man es kennen lernt. Der Graf Werner fand täglich in ihr mehr Vollkommenheiten, liebte sie täglich heftiger, und betrübte sich innigst, wenn er sahe, daß weder seine aufmerksame Zärtlichkeit noch ihre eigene Bemühung im Stande waren, die Melancholie zu besiegen, die so fest in ihrem Herzen eingewurzelt war, und bey der geringsten Veranlassung auf das heftigste hervorbrach.

Erwine — die von hundert Coketten und schmachtenden Prüden am Hofe beneidete und glücklich gepriesene Erwine, war, — was vielleicht hundert gewöhnlichen Menschenschädeln un-

unbegreiflich seyn kann — doch höchst unglücklich. Ein immerwährendes nagendes Andenken an ihren Urach verfolgte sie allenthalben, und weder Gewalt noch Anstrengung und Mühe konnte es aus ihrer Seele vertreiben. Vor ihren Augen stand Urach, wenn sie wachte, und sein Bild schreckte sie auf aus schweren quälenden Träumen. Bald sah sie ihn, wie er auf dem Schlachtfeld in seinem Blute, ihr sterbend die Arme reichte, und sie bat, ihm den Tod zu erleichtern, und die Augen zuzudrücken, bald stund er vor ihr mit stierem, wilden, zornigen Blick im Auge, sie hörte ihn schelten, daß sie ihm ungetreu geworden, und sich einem andern in die Arme geworfen, bald schien er sie an ihre ersten Jugendjahre zu erinnern, wie sie als Kinder an den Ufern der Murr ihre Tage verscherzt, wo ihre nun verrathene und getrennte Liebe den ersten Keim getrieben.

Von Todesangst gefoltert wachte sie dann auf, verließ ihr stachlichtes Lager, noch ehe die Sonne aufging, und kämpfte mit ihren schwarzen Phantasieen, um ihren Blick aufzuheitern, und vor den liebevollen Augen ihres Gemahls ruhiger erscheinen zu können. — Das arme Weib! alle ihre Bemühung war umsonst. Sie bedachte nicht, daß eine erkünstelte Ruhe,

und eine verstellte Heiterkeit tausendmal schwerer drückt, als der sich überlassene Kummer, und daß der Blick eines liebenden Mannes tiefer dringt, als daß ihn eine stille ruhige Oberfläche täuschen könnte. Werners Augen entging, trotz aller Bemühung Erwinens, ihr Kummer nicht, und was nothwendig auch ihm an das Herz greifen mußte, war die Entdeckung, die er nun machte, daß er sich nemlich geirret habe, da er glaubte, Erwine werde in seinen Armen den Grafen von Urach vergessen. Daß sie es nicht konnte, that ihm freylich wehe; aber er sahe doch, daß sie sich Mühe gab, ihren Gram so viel möglich vor ihm zu verheimlichen, und diese Großmuth schätzte er, aber — glücklich war er drum noch nicht. Auch sein Herz fühlte zu zart und zu heftig, als daß es durch etwas anders als durch Gegenliebe hätte befriediget werden können, und dieses eben machte sein Unglück.

Die Leser brauchen eben nicht die scharfsinnigsten zu seyn, um einzusehen, daß unsere beyden jungen Eheleute, bey dem Besitz aller übrigen Ingredienzien, die zur häuslichen Glückseligkeit gehören, gerade das Haupterforderniß dazu — nemlich Empfänglichkeit derselben, in ihrer Lage nicht besaßen, und

daß sie folglich unter solchen Umständen Jahrtausende mit Tantalus im Wasser stehen, und doch ewig dursten konnten. Denn, lieben Freunde und Leser, daß man an der Quelle sitzt, macht es noch lange nicht aus, man muß auch schöpfen und genießen können, und das eben war es — was sie nicht konnten.

Eben so wenig bedarf es einer übermäßig großen Empfindsamkeit, um einen solchen Zustand mitleidswerth zu finden. Denn meines Erachtens giebt es nicht leicht unglücklichere Geschöpfe, als zwey solche Eheleute sind, wie Werner und Erwine bey allen ihren edlen und guten Herzen, und liebevollen Gesinnungen für einander waren.

Unglücklich nannte ich sie? Und leider waren sie beyde unglücklich genug. Aber noch war der Kelch ihrer Leiden nicht voll. Wir nähern uns nun dem Zeitpunkt, wo er es werden sollte, und warlich auf eine Art wurde, die bitter genug war. Zur Sache!

XVIII.

Erwine war nun fast zwey Jahr verheyrathet. Sie war Mutter von einem Sohne geworden. Seit jener unglücklichen Reise nach

Goß=

Goßlar zum Reichstage, war sie noch nicht wieder nach Steinheim, dem Orte, wo sie so viele selige Stunden genossen hatte, zurückgekommen. Ihrem Vater eine unvermuthete Freude zu machen, wollte sie jetzt mit ihrem Gemahl ihn besuchen, als auf einmal einige Tage vor ihrer Abreise ihr alter Vater persönlich vor ihr stand. Eine Ueberraschung von der Art mußte sie nothwendig in Erstaunen setzen. In Steinheims Jahren reist man nicht ohne dringende Noth. Auch Erwinen fuhr ein Gedanke von der Art durch die Seele. Verwundert und bestürzt über die unerwartete Ankunft ihres Vaters eilte sie, sich in die Arme des zitternden Greises zu werfen. Ach! er konnte ihre feurige halb ängstliche Umarmung nicht so freudig erwiedern, als er gern wünschte. Ein geheimer Kummer nagte an seinem Innern. Erwine machte gar bald diese Bemerkung. Traurigkeit und Verwirrung mahlte sich in seinen Mienen. Daß etwas in ihm vorgehe, was sein Herz angreife, das sah sie, aber was es eigentlich sey, das wußte sie nicht. Nur so viel sah sie ein, daß es nicht der sonst standhafte, durch mancherley Schicksale oft geprüfte Alte war, der jetzt vor ihr stand. Es war die äußere Person ihres Vaters, aber ihres Vaters ehemaliger Geist ruhete nicht darauf,

auf, nicht die ruhige Gelassenheit, nicht der frőliche Muth, der sonst ihn belebte, und — er war doch bey seiner so sehr von ihm geliebten Tochter.

Denselbigen Morgen, an dem der alte Steinheim bey seiner Tochter anlangte, war Henneberg weggereiset, um auf einem seiner Güter, das nicht sehr weit von seinem Wohnsitz lag, Vorkehrungen und Einrichtungen zu treffen, ehe er seine Reise nach Schwaben anträte. Erwine war also mit ihrem Vater allein. Sie überließ sich demnach desto ungestörter den Ergießungen ihres Herzens, und bald nach der ersten Bewillkommung ließ sie ihren Vater ihre ängstliche Besorgniß darüber merken, daß sie Unruhe und Kummer in seinem Gesichte zu lesen glaube.

Mit dem wehmüthigsten Gefühle und der zärtlichsten Miene ergriff sie die zitternde Hand des Alten, küßte sie, *) und sagte:

„Sie

*) Und das that sie, ohne jemals eine französische Gubernante gehabt zu haben, die ihr ein kreischendes, durch die Nase schnarrendes baisés la main, baisés la main zugerufen, und sie einen Knicks comme il faut zu machen gelehrt hätte. Denn damals gab es noch nicht derglei-

chen

„Sie sind, lieber Vater, zwar dem Kör-„per nach bey mir, aber Ihre Seele ist ir-„gendwo anders. Wie wehe das Ihrer „Er-

chen Französisches Ungeziefer. Deutschlands Töchter waren unverdorbene Töchter der Natur, die Mütter waren ihre Gubernantinnen. Wo hätte man auch das Geld hernehmen wollen, das jetzt Aeltern von bon ton dafür ausgeben, um ihren Kindern durch Gubernantinnen, und wie die Geschöpfe sonst heißen mögen, oder in Pensionsanstalten Kopf und Herz verdrehen und verkrüppeln, sie unnütze und schädliche Dinge, oft unnatürliche Laster lehren zu lassen, und als nervensieche Schwächlinge oder als Närrinnen wieder zu erhalten. In der That ist es ein jämmerlicher Anblick, unsere gewöhnlichen Frauenzimmerschulen zu sehen. Sie taugen fast alle nichts, und noch bedauernswürdiger ist es, daß wenig Hoffnung zu ihrer Verbesserung da ist. Unsere öffentlichen Knabenschulen und Gymnasien stehen doch unter öffentlicher Aufsicht, aber welche Obrigkeit bekümmert sich um die Frauenzimmer-Pensionsanstalten und Schulen, wovon es in allen Städten Deutschlands, die von einigem Belang sind, wimmelt?

Ich schreibe dieses an einem ansehnlichen Orte Deutschlands, wo die Instituts- und Pensionswuth mir täglich Gelegenheit zu solchen Be-

„Erwine thut, können Sie daraus schlies„sen, daß ich mich, so gern ich auch „wollte, doch nicht so recht herzlich über

„Ih-

Bemerkungen giebt; ich schreibe es in einer Lage, die es mir zur Pflicht macht, mich um das Erziehungswesen zu bekümmern; ich weiß also, daß das, was ich schreibe, keine schaale Jeremiade ist — wollte Gott sie wäre es! aber sie ist es nicht.

Noch eines, weil ich doch einmal auf diese traurige Materie gerathen bin. — Warum erlaubt man, daß Mädchen, die nun in die Jahre treten, wo sie anfangen, sich zu fühlen, unter sich Gesellschaften halten, und ohne weitere Aufsicht und Begleitung zusammen kommen? — Ich hasse alle steife Etikette, und bin gern frölich mit den Frölichen, ich weiß auch, daß ein Mädchen von 16 Jahren mit dem ernsten Gesicht einer Matrone eine sehr bizarre und groteske Figur macht, und daß Kinder, wenn sie zu gewissen Jahren kommen, zu Gesellschaften gezogen werden müssen, um nicht Bildsäulen zu seyn, wenn sie in der Folge in Lagen kommen, wo ihr Stand, Verbindung und Konvenienz gesellschaftlichen Ton von ihnen fodern; aber unsere Großväter und Großmütter sorgten dafür, daß ihre Kinder den gesellschaftlichen Ton und die gesellschaftlichen Freuden in ihrer Aeltern Gesellschaft kennen lernten und genossen,

„Ihre Ankunft freuen kann. Sie hat
„mich mehr erschreckt, als vergnügt, denn
„eine finstere Wolke von Trübsinn ruht
„auf Ihrer Stirne — wollte Gott, daß
„ich

sen, sie wußten und hielten nichts von jenem famösen Zustande, wo, wie Hr. D. Bicker in Bremen (hannövrisch. Magaz. 3. St. 1787.) von seinen manipulirten Landsmänninnen rühmt, alle Blödigkeit, alle Gezwungenheit, alle Gene aufhört, wo nichts von alle dem Statt findet, wodurch Etikette, Vorurtheil und Erziehung junge Frauenzimmer gewöhnlich in der Unterhaltung mit dem männlichen Geschlecht zurück hält, oder die Ergießung ihrer Seele unterdrücket — und diese Steifheit oder Vorurtheil oder wie man es nennen will — unserer Großältern war traun so übel nicht, wie sehr man auch darüber spötteln mag. — Bey uns, vorzüglich an meinem Wohnorte (wen es juckt, der kratze sich) ist das alles freylich ganz anders — ob aber auch besser? il faut hausser les epaules! Ich bin überzeuget, daß wir weniger so genannte Nervenkranke, und folglich weniger manipulirte Mädchen haben würden, wenn man sie nicht zu früh sich selbst überließe, später in die so genannte Welt einführte, und auch dann nur unter Aufsicht. — Ein Verständiger verstehet mich, aber ein Narr merket nicht drauf.

„ich nicht fürchten dürfte, auch auf ihrem „Herzen.„

In der That, antwortete der Alte, der unterdessen Zeit gewonnen hatte, sich etwas von der Bestürzung zu erholen, worein ihn der Anblick seiner Tochter gesetzt hatte — in der That, liebe Erwine, finde ich selbst, daß ich nicht recht ruhig bin, ohne eben eine Hauptursache davon angeben zu können. Vielleicht, daß es daher kommt, daß wir so lange uns nicht sahen — aber wo ist dein Mann?

„Er ist auf eines seiner Güter.„

Und warum gerade jetzo?

„Weil wir Sie, lieber Vater, mit ei„nem plötzlichen Besuch in Steinheim überra„schen wollten, so fand er es nöthig, auf „jenem Landgute verschiedene Einrichtun„gen zu treffen, um während seiner Ab„wesenheit Ordnung zu erhalten.„

Euer Besuch würde mir lieb gewesen seyn, und es thut mir nun leid, daß ich mir selbst diese überraschende Freude geraubt habe — aber wenn kommt er zurück?

„Ich erwarte ihn in einigen Tagen.„

So? — — Das war es alles, was der alte Steinheim darauf antwortete, und mit die-

diesem einsylbigten So fiel er in tiefe Gedanken, und seine innere Unruhe stieg immer höher, und wurde merklicher. Es war wohl sehr natürlich, daß auch Erwinens ängstliche Ungedult in eben dem Grade zunahm. Sie fing an stärker in ihn zu dringen, daß er ihr die Ursache seines Tiefsinns und seines Kummers bekannt machen sollte. Er wich aber immer ihren Fragen aus, und führte endlich, als er nicht länger ausbeugen konnte, Erwinen auf eine Materie, von der er wußte, daß sie ihr sehr wichtig war. Er sprach nemlich von ihrer Jugend, ging in die ersten Jahre ihres Lebens zurück, wo sie noch die Gespielin des Grafen von Urach war, er kam endlich auf die Zeit ihrer Verheyrathung, und sprach mit Entzücken von den frölichen Tagen, die sie mit ihrem Urach durchlebt hatte, als sie noch in Urach und Steinheim waren. Dieß hieß in der That eine mächtig dröhnende Saite in Erwinen berühren, hieß sie auf ihrer schwächsten Seite angreifen. Wie konnte das arme unglückliche Weib bey solchen Rückerinnerungen kalt, wie konnte sie nur gefaßt bleiben? — Sie blieb es auch nicht. Erwine zerfloß in Thränen bey diesen zurückgerufenen Scenen ihrer vorigen Glückseligkeit, die sie seit ihrer zweyten Verheyrathung immer vor Augen gehabt, und zu vergessen immer vergeb-

lich gekämpft hatte. Ihr ganzes Herz war offen, und strömte von Liebe für ihren ersten Gemahl, und von Schmerz über seinen Verlust über. Liebe und Schmerz machte sie zu der beredtesten Lobrednerin — Thränen unterbrachen oft ihre Rede.

Wenn ich, sagte der Vater, nach dem, was du mir sagst, und nach deinen Thränen urtheilen soll, so hat der Graf von Henneberg das Bild deines ersten Gemahls noch nicht so aus deinem Herzen vertilgt, als er und wir alle glaubten, daß geschehen würde.

„Ach! antwortete Erwine mit Thränen, „das eben ist eine schmerzliche Häufung meines namenlosen Kummers, daß mir mein „Herz und Gewissen sagt, ich sey der Liebe „dieses würdigen Mannes unwerth, da ich „sie nicht so erwidern kann, als er es verdienet. Ich erkenne meine Pflicht, ich „bemühe mich, ihr nachzukommen, aber „mein eigen Gefühl sagt mir, daß mein eifrigstes Bestreben hierinnen, ihm doch „nicht den Mangel der zärtlichen Empfindung „für ihn ersetzt, die ich, wie er wohl merken muß, für einen andern, als ihn, fühle. „Aber diese Empfindung ist nicht willkührlich. Ich kann sie mir nicht geben, denn

„ich

„ich weiß nicht woher ich sie nehmen soll. „Ich zwänge mich oft in erkünstelte Empfin- „dungen hinein, aber ich schäme mich bald „aller dergleichen Künsteleyen, da mir mein „Herz sagt, daß sie erdichtet und erzwungen „sind, daß sie mir nie an dem Manne, den „ich lieben sollte, den Mangel natürlicher „Empfindungen ersetzen würden.

„Urachs Bild — Gott! daß ich nicht „mehr sagen kann, meines Urachs Bild „herrscht noch ganz in mir, wo es nicht „herrschen sollte, und eben deswegen tyran- „nisirt, verfolgt, schreckt es mich. Ich „fühle meine Strafbarkeit, und kann mich „doch nicht schuldlos machen. Henneberg „liebt mich mit der reinsten Zärtlichkeit, er „duldet liebreich mein Verbrechen; aber in „ihm naget Mißmuth und Kummer, den er „mir zu verbergen suchet. Ach! ich kann „für ihn nichts fühlen, als Hochachtung und „Pflicht, und mein Herz sagt mir, dieß sey „zu wenig, und doch hindert es mich, mehr „zu thun.

„Dieses unglückliche Geheimniß Ihrer „Tochter hat sie bisher treu in ihrem Busen „verschlossen, aber vor einem Vater — vor „einem solchen Vater durfte ich es nicht ver-

„heelen, vor ihm, der zugleich der mitlei„digste Freund ist, durfte ich wohl mein ge„ängstigtes Herz öffnen, vor ihm es aus„schütten.„ —

Sie sank zu seinen Füßen, und verbarg ihre Thränen in seinem Schoos.

Der alte Steinheim hatte der Gräfin aufmerksam zugehöret. Was sie sagte, überraschte ihn eben nicht. Denn er kannte Erwinens heftige Empfindungen für Urach. Es war ihm sogar nach der jetzigen Lage der Sachen halb lieb, daß sie ihm dadurch auf halbem Wege entgegen kam, denn er durfte nun hoffen, daß das, was er ihr zu sagen hatte, sie weniger bestürzt machen würde.

Nach einer langen Pause, die Erwinens Thränen ausfüllten, sagte er endlich:

Deine Empfindungen, meine Tochter, haben nichts die Tugend beleidigendes. Der Graf von Henneberg ist zu gerecht, ist selbst zu gefühlvoll, als daß er nicht einer ersten Liebe, die in so frühen Jahren schon Wurzel schlug, Nachsicht wiederfahren lassen sollte. Gott hat mit unsern Schwächen Nachsicht, wenn wir thun, was wir vermögen; sollten Menschen sie nicht haben? Du bist

bey

bey alle dem ein redliches Weib. Aber die Wege der Vorsehung sind uns immer dunkel, und es ist unbegreiflich, warum sie oft den Redlichsten die bittersten Leiden zuschickt. Du scheinest unter diejenigen Menschen zu gehören, die sie besonders gewählt hat, Muster der Gedult darzustellen. Ich zweifle auch nicht, daß die göttliche Gnade, die dich gelehrt hat, deine bisherigen harten Unglücksfälle zu ertragen, dich auch stark machen werde, größere Leiden zu überwinden, wenn sie dir begegnen sollten.

So sprach der fromme Greis, umarmte seine Tochter, und ging auf sein Zimmer. Dort beschäftigte er sich noch lange damit, gewisse nöthige Briefe zu schreiben, die er noch diesen Abend durch einen von seinen Leuten, die er mitgebracht hatte, wegschickte.

XIX.

Am andern Morgen ging er früh zu seiner Tochter.

Unser gestriges Gespräch, sagte er, hat sehr lebhaft auf mich gewirkt. Meine Einbildungskraft, die ich längst schon für abgestumpft hielt, hat sich doch so sehr damit beschäftiget, daß es mir im Traum schien,

als wäre der Graf von Urach nicht todt, sondern käme aus dem heiligen Lande gesund zurück.

„Leider, antwortete ihm Erwine, ist dieses „das Spiel meiner kranken Einbildungs„kraft fast alle Nacht! Ich sehe den un„glücklichen Grafen, ich umarme ihn, „ich wasche seine blutigen Wunden mit „meinen Thränen, ich höre, welche Vor„würfe er mir darüber macht, daß ich die „Treue gebrochen, die ich ihm vor dem „Altare in Gottes und der Heiligen Ge„genwart geschworen habe, und ach! — „nur Thränen sind meine Antwort und „Rechtfertigung!„

Träume komme von Gott, sagte der alte Steinheim, und sind nicht selten Mittel, deren sich die Vorsehung bedienet, uns auf unser Schicksal vorzubereiten. *)

Es

*) Mag man doch über den guten Alten, der noch auf Träume achtet, lachen, er wird drum kein Haar besser oder schlechter, als er ist, man lache oder lache nicht. Ohne indessen an seinem Glauben oder Aberglauben auf irgend eine Art Theil zu nehmen, muß ich hier die Leser und Spötter erinnern, nicht zu vergessen, daß er im Geist seines Zeitalters spricht, wo man freylich in manchen Dingen etwas Außerordentliches, oder

Es tragen sich zuweilen unglaubliche und un-
erhörte Dinge zu. *)

oder gar Göttliches fand, in denen unser frivo-
les Zeitalter nichts, oder doch nur etwas sehr
Menschliches findet. Dagegen aber war man
auch damals nicht auf den Namen des philoso-
phischen Jahrhunderts stolz, wie man es heut
zu Tage ist, und wo doch troz aller Philosophie
selbst Männer, die es nicht übel nehmen, wenn
man sie Philosophen schilt, doch steif und fest
an magnetistische Alfanzereyen, an Vorhersa-
sagungen, Divination, an nie gelernte Kennt-
nisse manipulirter Jungfern (si Dis placet),
an die heilsame Kraft magnetisirten Wassers
glauben — so fest glauben, wie an ihr eigen
Daseyn; wo andere, die man sonst als Aufklä-
rer verketzerte, Goldmacher werden, Universal-
arzeneyen zu machen vorgeben, oder machen zu
können glauben — Geister citiren, und was
der Hokus Pokus und der Bocksprünge unsers
philosophischen Dezenniums mehr seyn mögen.
Ist eine Träumerey des achtzehnten Jahrhun-
derts vielleicht mehr werth, als eine aus dem
elften oder zwölften? Oder wenn beydes Träu-
merey ist und bleibt, welche ist wohl verzeihli-
cher — diese oder jene? Das γνωϑι σεαυτον,
welches verdolmetschet so viel ist, als: fege vor
deiner Thüre, ist eine herrliche Sache — wenn
es geübt wird, aber die Ausübung, lieben Leu-
te, — die Ausübung, das ist eben der Punkt,
worüber wir predigen, und — niemand glau-
bet unserer Predigt.

„Wie so? mein Vater!„

Es wäre ja nicht ganz unmöglich, daß der Graf von Urach nicht im Treffen geblieben wäre, daß er noch lebte, und daß du ihn wiedersähest, daß —

„O! hören Sie auf! um Gottes und aller „Heiligen willen hören Sie auf; ich er„liege unter der Last dieses fürchterlichen „Gedankens — Wie, Urach sollte le„ben — ich ihn wiedersehen? o! Va„ter! mein Vater, es ist eben so unmög„lich, als es reizend und doch höchst kum„mervoll ist, so etwas zu denken.„

Setze aber den Fall als möglich — warum sollte seine Rückkunft dir so großen Kummer

*) Verständige Leser sehen leicht ein, daß der alte Steinheim diesen Spruch, der in unsern neuesten Zeiten das Feldgeschrey aller Wundermänner, Betrüger und Thoren geworden ist, nicht von Herrn D. Bicker in Bremen (hannövrisch Magaz. 3. St. 1787.) noch von Herrn Lavater in Zürich, auch nicht, wie iene Herrn, von Shackspear geliehen haben könne; sondern daß er ihn entweder aus sich selbst, oder aus seiner Erfahrung, oder von seinem Großvater gelernt haben müsse. — So viel um der Schwachen und Unverständigen willen.

mer machen, da du selbst gestehest, du liebest ihn noch immer mehr, als den Grafen von Henneberg?

„Haben Sie Barmherzigkeit mit Ihrem ar„men Kinde, und quälen Sie mich nicht „mit Möglichkeiten, die mich von Sin„nen bringen, so bald sich meine Seele „den Fall denkt. Was hat, um der „Mutter Gottes willen bitte ich Sie, „was hat dieses schreckliche Gespräch zu „bedeuten? Eine Absicht haben Sie „dabey, wie ich vermuthe, aber wel„che?„ —

Allerdings, Erwine, habe ich eine Absicht dabey, und welche, sollst du gleich erfahren. — Du bist eine Christin, du bist ein vernünftiges Weib, sammle nun deinen ganzen Muth, denn ich habe dir eine große Nachricht zu sagen —

Die arme Gräfin zitterte, wie dürres Espenlaub. — Der Alte fuhr fort:

Ich habe Briefe von deinem Bruder. Er schreibt mir, daß das sonderbare Gerücht ginge, dein erster Gemahl sey nicht todt —

Kaum hatte der alte Steinheim diese fürchterlichen Worte ausgesprochen, als seine unglückliche Tochter erblaßte, und ohnmächtig in seine Arme sank. Der Alte hatte nichts geringeres erwartet. Er trug sie nach einem Stuhle, und rief ihre Leute, ihm beyzustehen, um sie ins Leben zurück zu rufen. Man brachte sie ins Bette, und ohngeachtet sie bald wieder zu sich selbst kam, so schloß sie doch die Augen sogleich wieder, als sie ihren Vater erblickte, und ihr bey diesem Anblick das fürchterliche Wort noch in den Ohren dröhnte:

„Das sonderbare Gerücht geht, dein erster „Gemahl sey nicht todt.„

Er überließ sie den Händen und der Sorge ihrer Kammerfrauen, und ging, um eine alte Vertraute Erwinens zu rufen, die sie in ihrer Kindheit auf den Armen getragen, und die, wie gewöhnlich dergleichen Leute zu thun pflegen, an Erwinen mit der Zärtlichkeit einer Mutter hing, und eben so hinwiederum von Erwinen geschätzt wurde. Sie verdiente auch in der That das gränzenlose Zutrauen, das Erwine in sie setzte.

Diese ließ er auf sein Zimmer rufen, weil sie ihm zu Ausführung seines Plans, der Discre=

cretion, Eile und möglichste Behutsamkeit foderte, am tüchtigsten schien.

„Beatrix,„ sagte er zu ihr, „es ist durch„aus nothwendig, daß eure Frau wo möglich „noch heute dieses Schloß verläßt.„

Die gute Alte erschrack, daß ihr die Kniee zusammenschlugen.

„Fasset Muth, gute Beatrix, fuhr er fort; „ich brauche die Hülfe einer redlichen und klu„gen Person. Dafür halte ich euch, und ich „muß mich durchaus auf eure Ehrlichkeit und „Klugheit verlassen. Alles kommt jetzt darauf „an, daß die Reise eurer Frau so wenig als „möglich den Anschein von etwas Sonderbarem „hat; zu dem Ende dürft ihr nur bey den übri„gen Leuten im Hause vorgeben, daß eure Frau „den Einfall bekommen hätte, ihren Gemahl „zu überraschen, und daß niemand, als ihr, „sie begleiten solle.„

Erwine, die unterdessen wieder etwas zu sich selbst gekommen war, hatte nach ihrem Vater gefragt, und man kam, ihm das zu sagen. Er ging sogleich zu ihr, und fand sie in einer Art Betäubung, die sie halb fühllos machte. Er ließ alle Leute sich entfernen, und blieb bey ihr. Als sie allein waren, faßte er sie bey der Hand —

„Lieb-

„Liebste Erwine,„ sagte er, „suche dich so „weit zu beruhigen, daß du mich anhören „kannst. Ohne die behutsamste Klugheit wirst „du das große Leiden, das dir der Himmel „aufgelegt, noch vermehren. Höre also — „dein erster Gemahl lebt noch, und du gehörst „nach göttlichen und menschlichen Rechten „sein. *) Deine zweyte Heyrath hebt die erste „nicht auf, und es ist deine Pflicht, zu deinem „ersten Mann zurück zu kehren. Die Vorse„hung hat es unstreitig so gefüget, daß ich dich „allein angetroffen. Wäre dieß nicht geschehen, „so würde es schwerer gehalten haben, mein „Vorhaben auszuführen. Jetzt bitte ich dich, „suche dich zu fassen. Du mußt heute noch die„ses Schloß verlassen, um entweder bey mir „oder

*) Der Verfasser dieser Geschichte, der weder Theolog noch Jurist genug ist, um über göttliche und menschliche Rechte kannegiesern zu können, maßet es sich nicht an, zu entscheiden, ob der alte Steinheim Recht oder Unrecht hatte. Er verweist aber seine Leser, die darüber belehrt seyn wollen, zum ersten besten Advokaten oder Notarius, oder auch auf die 55 Bogen und 9 Tabellen, womit der Herr Advokat Friedrich August Fritzsche, wohnhaft zu Dresden auf der Zahnsgasse im Haasischen Hause 2 Treppen hoch, (denn so verlangt dieser Gelehr-

„oder an einem andern Orte mit mehrerer Ue„berlegung die Maasregeln ergreifen zu kön„nen, die diese traurige Begebenheit nöthig „machen wird.„

Der alte Steinheim hätte noch lange so fortsprechen können, ohne daß ihn Erwine unterbrochen hätte. Sie antwortete ihrem Vater gar nichts. Sprachlos, mit gen Himmel gerichtetem Blick lag sie da, als ob sie ihrer endlichen Auflösung entgegen sähe; ihr Herz klopfte, daß man seine Bewegung sahe; Liebe, Hoffnung, Furcht und Angst stritten in ihr einen harten Kampf; auch die elende Erleichterung, die Thränen bisweilen den Leidenden geben, war ihr versagt, eine brennende Hitze trock-

lehrte ausdrücklich, laut einer von ihm unterm 29. Januar 1789. in alle Welt geschickten Nachricht, genannt zu werden) unter dem Titel, der Rechtsgelehrte als Mensch, das Publikum gegen Erlegung von 1 Rthlr. 12 Gr. beschenkt hat. Ohne Zweifel werden die Leser in diesem unsterblichen Werke des eben genannten Herrn Advok. Friedrich August Fritzsche, wohnhaft zu Dresden auf der Zahnsgasse in dem Haasischen Hause 2 Treppen hoch, nähere Auskunft über dasjenige finden, worüber die Unwissenheit des Verf. dieser Geschichte ihnen keine geben kann.

trocknete diese Trostquelle aus, ihren Augen entfloß keine Thräne, die ihre betäubende Angst hätte lindern können.

Endlich brach ihr Kummer aus, wie ein durch Schleusen und Dämme bisher eng eingeschlossener reißender Strom seine Schranken durchbricht, und dann desto verheerender über Fluren und Felder hinbrauset. Sie fuhr mit einer wüthenden Bewegung auf, nannte wechselsweise die Nahmen ihrer beyden Gemahle, beschuldigte sich in den heftigsten Ausdrücken der Untreue und des Ehebruchs, und rief den Grafen von Urach auf, sie dafür zu strafen und zu tödten. *)

Dieser Paroxysmus von Wuth und Verzweiflung war zu heftig, als daß sie ihn lange hätte aushalten können. Ihre Natur erlag unter

*) Man übersehe bey dieser Stelle nicht die Treue des Geschichtschreibers, der in seiner Erzählung genau bey der Denkart jener Zeiten bleibt. Denn damals nur konnte eine Frau sich darüber, daß sie außer ihrem rechtmäßigen Gemahl noch einen andern an der Seite gehabt, ein Gewissen machen, und es Untreue und Ehebruch nennen. In den spätern Zeiten würde es keiner im Traum eingefallen seyn, auch nur ein Wort darüber zu verlieren, am allerwenigsten

ter den Ausbrüchen dieser schrecklichen Gefühle, und sie fiel abermals in eine Art ohnmächtigen Schlummers, der einige Stunden dauerte.

Diesen todesähnlichen Schlummer benutzte ihr Vater, um Anstalten zu ihrer Abreise zu machen.

Die gewöhnliche Art, wie damals auch Damen reiseten, war, zu reiten. *) Eine Art von Bewegung, die freylich mancher unserer verzärtelten europäischen Damen nicht recht behagen, andern hingegen, aus nicht schwer zu begreifenden Ursachen, eben so wohl als das neumodische Manipuliren gefallen würde. Der alte Steinheim zweifelte aber mit Grund, daß Erwine jetzo Stärke genug haben würde, um auf einer so langen Reise das Reiten auszuhalten. Er

ließ

sten deswegen in Ohnmacht zu fallen, es wäre denn, daß die Ohnmacht eben à propos gewesen wäre. A present on a appris à vivre. C'est le charme de l'amour, que la liberté et la franchise. Les serments n'engagent à rien, insensé qui les fait, insensé qui s'y fie. En croiriés vous quelqu'un, qui, en se mettant à table jureroit par tous les dieux d'avoir toujours le même appetit? Il faut, que chacun ait son tour.

*) S. erster Theil, S. 257. Anmerk.

ließ also eine Sänfte zubereiten, die von Pferden getragen wurde, und deren man sich in jenen Zeiten ebenfalls zu bedienen pflegte.

Sie erwachte endlich — er ging zu ihr hinein, und fand sie um vieles gefaßter, und folglich geschickter, die Maasregeln zu befolgen, die er zu nehmen gut gefunden hatte. Sie versuchte es, sich mit ihm über die Nachricht, die er ihr ertheilt hatte, zu unterhalten, aber unmöglich konnte sie es ohne Unterbrechung — ein Strom von Thränen mußte erst wieder ihrem zusammen gepreßten Herzen Luft machen, und nun bat sie ihren Vater um eine umständlichere Erzählung desjenigen, was er von dem Leben des Grafen von Urach erfahren habe, und wie er zu der Nachricht gekommen sey. Er sagte ihr ganz kurz, daß der treue Bertuch, der seinen Sohn ins heilige Land begleitet hatte, von ihm nach Deutschland gesandt worden sey, und daß er von beyden Rittern Briefe gebracht habe, die eine ausführliche Erzählung der Vorfälle und Begebenheiten Urachs enthielten.

XX.

Ohne im Besitz des göttlichen Geschenks der Divinationsgabe zu seyn, weiß ich doch

wohl, daß meine Leser samt und sonders eben so gut wie alle Adamskinder von der Erbsünde befleckt, und darinnen empfangen und gebohren sind. Dieses vorausgesetzt müßten sie die indolentesten Schahbahams von der Welt seyn, — und um ihrer eigenen Ehre willen hoffe ich, daß sie das nicht sind — wenn nicht ein wenig Neubegierde sie kitzeln, und ihnen die Frage ablocken sollte: „woher kam es denn aber, daß der todte Graf von Urach wieder auflebte, oder welches wohl noch natürlicher wäre zu fragen — woher kam es, daß der noch lebendige Graf von Urach nicht längst todt war?„

Ich finde, die Wahrheit zu sagen, diese neugierigen Fragen so sehr in der Ordnung, und so natürlich, daß ich auf der andern Seite, der mißlaunigste, griesgrammigste Hohnnecker unter dem Firmamente seyn müßte — welches ich aber, mit Erlaubniß zu sagen, so wenig bin oder seyn will, als meine Leser Schahbahams sind oder seyn wollen — wenn ich ihnen die Beantwortung jener Fragen noch länger vorenthalten, und ihre Neugierde nicht stillen wollte. Wer also kein Schahbaham ist, darf nur, wenn es ohne große Beschwerde geschehen kann, weiter lesen, so wird er die sehr natürliche Auflösung jenes Räthsels finden, wenn

er sie nicht schon vorher, vermöge seines Scharfsinns, der jezuweilen bey den Lesern weiter als bey den Büchermachern gehet, von selbst gefunden hat, ehe meine langweilige Erzählung sie ihm entdeckte. Wie weit nun der Scharfsinn meiner Leser sich erstrecket oder nicht erstreckt, weiß ich zwar nicht, und kann es auch um so weniger wissen, da ich nicht einmal, wie jeder Kunstrichter mir ungefragt beweisen wird, mit meinem eigenen Scharfsinn ins Reine bin; aber das weiß ich, daß, wenn meine Leser jetzt schon wissen, durch welche Mittel und Wege der Graf von Urach in unserer Geschichte wieder zum Vorschein kommt, ihr Scharfsinn weiter gehet, als ich bey aller Hochachtung und guten Meynung, die ich für meine Leser habe, nach menschlicher Art zu schließen, von ihnen vermuthen kann. Denn die Erhaltung des Grafen von Urach gehörte unter die außerordentlichen Begebenheiten, durch welche die Vorsehung zuweilen gegen die menschliche Erwartung oder Voraussehung, großes Unglück oder Glück über die Sterblichen verbreitet — es war ein Fall, wo man mit eben so viel Recht als Shackspear, Lavater oder Bicker ausrufen konnte:

> Mein guter Horazio, es giebt viel Dinge im Himmel und auf Erden, wovon sich

sich unsere Alltags- und Hausphilosophie nichts träumen läßt.

Doch ich habe die Leser schon länger als billig ist, aufgehalten; um also nicht in ihren Augen jener mißlaunigte, griesgrammigte Hohnnecker zu werden, der ich nicht seyn will, muß ich wohl endlich das Räthsel lösen.

Als die Araber mit einer überlegenen Macht den König Balduin mit seiner kleinen Begleitung angriffen, wie oben im 9ten Abschnitt erzählt worden, stürzte Urach, wie sich die Leser hoffentlich noch erinnern, nach einer langen und tapfern Gegenwehr endlich von dem Spieß eines Arabers getroffen, und durch die heftige Verblutung ohnmächtig vom Pferde. Nur wenige entrannen aus jenem unglücklichen Gefechte dem Säbel und der Gefangenschaft der Feinde, und diese wenige waren, da sie den Grafen von Urach hatten stürzen, und ohne Lebenszeichen liegen sehen, von seinem Tode eben so fest überzeugt, als sie es von ihrem eigenen Leben waren. Sie gaben also seinem Schwager dem jungen Steinheim die einmüthige Versicherung, Urach sey geblieben.

Noch mehr! — Der König Balduin und die übrigen Gefangenen wurden nach eini-

ger Zeit, da der Emir Balac das Leben verlo-
ren hatte, losgekauft, und auch sie bestätigten die Nachricht von dem Tode des Grafen von Urach. Es war also gar kein vernünftiger Grund da, das Gegentheil zu vermuthen, und sich den Fall vorzustellen, durch welchen Urach erhalten worden. Der ganze Verlauf der Sache aber war folgender:

So bald der Emir wußte, daß der König von Jerusalem sein Gefangener sey, ließ er, wie oben erzählt ist, seine Armee sogleich vorwärts rücken. Jetzt war es, wie er glaubte, Zeit, Gebrauch von der Bestürzung zu machen, in der die Christen nothwendig seyn mußten. Die Gefangenen wurden daher so eilig als möglich ins Lager gebracht. Die Christen, auf die der Emir losrückte, hatten eben so viel Ursach, ein Treffen zu vermeiden, als dieser hatte, es zu suchen. Sie zogen sich also immer weiter zurück, je näher er ihnen kam. Der Herr von Steinheim wurde durch diesen Rückmarsch, und durch das Vorrücken der Feinde gehindert, den Kampfplatz, wo sein Schwager geblieben war, zu besuchen. Nicht weit davon aber wohnten einige Einsiedler in einer einsamen Hütte. Sie hatten dem Gefecht in der Ferne zugesehen, und wie die Nacht einbrach, gingen

sie hin auf das Schlachtfeld, um ihre Glaubensgenossen nach frommer Christen Sitte zu begraben, und auf solche Art den abgeschiedenen Seelen Ruhe zu verschaffen. Als sie den Grafen von Urach nach der Reihe aufhoben, weckte ihn die Bewegung aus seiner Ohnmacht — denn das war es und mehr nicht, was des Arabers Spieß und die Verblutung ihm verursacht hatte. Die Einsiedler merkten Zeichen des Lebens an ihm, sie unterbrachen also sogleich ihr Begräbniß-Geschäfte, trugen ihn in ihre Hütte, verbanden seine Wunden, und erquickten ihn, so gut es ihre Armuth zuließ.

Der Graf, ein junger Mann, hatte eine starke Natur, die sich selbst half, so bald sie nur im mindesten unterstützt wurde. Dennoch aber dauerte es länger als sechs Monate, ehe seine Wunden, besonders die am Halse, welche am mehresten zu seiner Verblutung beygetragen hatte, völlig heil wurden. Endlich aber siegten doch die frommen Einsiedler durch ihre Sorgfalt und Aufmerksamkeit über alle Schwierigkeiten, die sie bey ihrem Geschäfte fanden, und gaben ihrem tapfern Gast seine völlige Gesundheit wieder.

Gern möchte ich hier eine kleine Exkursion zum Lobe und Preiß dieser braven Einsiedler machen;

chen; denn meine archivalischen Urkunden enthalten einige Betrachtungen von Urachs Hand über das Einsiedler- und Mönchsleben, die von des Herrn Ritter von Zimmermann Betrachtungen über eben diesen Gegenstand sehr verschieden sind; vermuthlich weil Urach den Einsiedlern nichts geringeres als sein Leben, der Herr Ritter von Zimmermann aber ihnen vielleicht nichts in seinem Leben zu danken hatte. So gern ich aber auch meinen Lesern diese Betrachtungen mittheilen möchte, so darf ich es doch nicht wohl wagen, wenn ich mir nicht des guten ehrlichen Obereits Schicksal zuziehen will. Denn der Herr Ritter würde in mir wenigstens einen zweyten Obereit zu finden glauben, und an mir seine ritterliche Heldenkraft üben, oder auch wohl noch grimmiger, hämischer und stolzer gegen mich sich erklären, als er es gegen jenen gethan hat, wenn er erführe, daß mein Büchlein etwas enthalte, das nicht ganz mit dem übereinstimme, was dem Herrn Ritter in seinem Werk von der Einsamkeit dem Publikum darüber zu sagen beliebt hat. Nein! Vestigia me terrent. Von jeher war mir der Herr Ritter einer der fürchterlichsten Gelehrten, den ich weder zum Feinde noch zum Freunde zu haben wünschte, denn ich war immer ungewiß, in welchem Verhältniß er wohl am fürchterlichsten

wäre; aber seitdem ihn Katharina die Große ums Kinn streichelt, und er dafür an den Stufen ihres Throns herumkriechet, seitdem so viele Durchlauchtige Häupter mit ihm korrespondiren, daß er endlich gezwungen seyn wird, ein besonderes Archiv für seine Korrespondenz mit Kaysern, Königen, Fürsten, Prinzen, Prinzessinnen, Grafen und Baronen männlichen und weiblichen Geschlechts zu machen; seitdem er sogar des verstorbenen Königs von Preußen wassersüchtige Beine zu befühlen, von ihm selbst eingeladen wurde, und sogar, (hör es Nachwelt und — fletsche neidisch die Zähne, denn so etwas geschieht nicht jedem, auch nicht in jedem Jahrhundert —) der König ihn mon ami nannte — seitdem wollte ich es keinem, dem seine Ruhe lieb ist, rathen, etwas zu sagen, das der Herr Ritter nicht billigte, er würde sich in sein Ritter-Air werfen, sich auf seine vertrauten Verbindungen mit den Göttern dieser Erde berufen, ohngeachtet dieses gerade so viel zur Sache thäte, als wenn er sich auf mich berufen wollte, und dann das Publikum urtheilen lassen, wer der größere — Narre sey? Nein, ich sage nichts, wenn ich anders nicht schon zu viel gesagt habe, in welchem Fall der Himmel verhüten wolle, daß dem großen Ritter je ein Blatt dieses Büchleins in die Hände falle.

Die Berliner, deren Zuchtpeitscher er neuerlich geworden ist, (vielleicht zur Dankbarkeit für alle Güte und Höflichkeit, die man ihm erwies) sind mir ein zu schreckliches Straf-Exempel, als daß ich auch nur noch ein Wort über den Herrn Ritter von Zimmermann oder über die ehrlichen Einsiedler verlieren möchte.

XXI.

Berthold von Urach wünschte nach seiner Genesung den einsamen Aufenthalt seiner Wohlthäter zu verlassen, und zur christlichen Armee zurück zu kehren. Denn so günstig er auch von diesen Einsiedlern dachte und urtheilte, so fühlte er doch auch, daß sein Fleisch und Blut für diese Lebensart nicht geschaffen sey. Das Einförmige derselben, die geräuschlose Geschäftigkeit ihrer Klause, das ewige Einerley eines kontemplativischen Lebens, hatte für ihn, der an Waffenklang und Schlachtgeschrey gewohnt war, und darinnen mehr Erbauung und Harmonie, als im ambrosianischen Lobgesang fand, zu wenig Reiz — er sehnte sich nach seinem Elemente, und harrete ängstlich der Stunde, wo er mit seinen Mitkriegern gegen die Ungläubigen wieder ins Feld rücken konnte. Die christliche Armee, mit der er sich in seinen einsamen Stunden beschäftigte, (und deren hatte er, wie

wie leicht zu erachten, jetzt mehr als jemals in seinem Leben, mehr als sein unruhiger Geist ertragen konnte,) stand immer vor seiner glühenden Einbildungskraft. Aber die Gefahr einer Reise von seinem jetzigen Aufenthalte bis zur Armee, war sehr groß. Sie waren allenthalben mit lauter arabischen und türkischen Nationen umgeben, und es schien eine Unmöglichkeit zu seyn, einen jungen wohlgemachten Christen durch diese Länder unentdeckt führen zu können, obgleich den Einsiedlern die Wege auf das genaueste bekannt waren.

Es wurde endlich beschlossen, ihn durch eine Einsiedlerkleidung, durch einen längern Bart, als er gewöhnlich nach der damaligen Sitte trug, und durch völlige Abscheerung seiner Haare unkenntlich zu machen, und ihn in dieser Gestalt durch einen der Wege kundigen Einsiedler den Euphrat herauf bis an die Gränzen von Edessa führen zu lassen. In dieser Verkleidung verließ er die gastfreye Hütte seiner frommen Erhalter und Wohlthäter mit gerührtem Herzen, und voll Gefühl der Hochachtung, das ihre Frömmigkeit und treue Sorgfalt für ihn, in ihm hervorgebracht hatte. Ihre Reise setzten sie glücklich fort, denn die Armuth und Kleidung der Einsiedler war ihnen der beste und

sicherste Schutzbrief. Die frommen Muselmänner gaben ihnen sogar Almosen und Lebensmittel. Schon hatten sie die Gränze von Edessa erreichet, als die unüberlegte Hitze und der zu feurige Muth des Grafen, ihn abermals hinriß, und diesesmal ohne Wiederkehr unglücklich machte.

In dem fruchtbaren Mesopotamien ziehet der Fleiß der Einwohner häufige Kanäle, um die Fluren zu wässern. Ueber einen dieser Kanäle waren sie bey Sonnenuntergang gekommen, als sie plötzlich das Geräusch eines Gefechtes, und das Geschrey streitender Schaaren höreten. Der Graf stutzte einen Augenbick; aber auch nur einen Augenblick. Denn so sehr sein Begleiter ihm auch Vorstellungen that, und sich bemühete, ihm alle die Gefahren bemerklich zu machen, denen er sich aussetzen würde, so eilte er doch mit schnellen Schritten dem Hügel zu, der ihm den Auftritt verdeckte. Der alte Einsiedler war zu schwach und stumpf, als daß er ihm hätte so geschwind folgen können. Er blieb also zurück.

So bald der Graf den Hügel erreicht hatte, sahe er, daß fünf bis sechs christliche Ritter, die er an ihren Ordenszeichen sogleich für Tempelherrn erkannte, sich gegen einen überlegenen

Haufen Türken wehrten. Wie ein Sturmwind stürzte er sich von dem Hügel, bemächtigte sich des Schwerdts und Schildes eines Ritters, der schon hinter dem Haufen erschlagen lag, warf sich auf einen Türken, riß ihn vom Pferde, schwang sich darauf, mischte sich unter die Streitenden, und nun verbreitete er rechts und links, hinter und vorwärts, wohin er sich nur wendete, Tod und Schrecken. Er wüthete wie ein Löwe, denn er war nun wieder in seinem Elemente. Die Türken fingen schon an zu weichen.

Man denke sich, mit welcher Schnelligkeit dieses alles geschahe, und auf einander folgte — man denke sich einen Einsiedler mit Schwerdt und Schild zu Pferde, der den Tod an beiden Seiten zu haben schien — man denke sich diesen sonderbaren Krieger, und den großen Nachdruck und die Geschicklichkeit, womit er seine Streiche führte; so wird man begreifen, daß der ganze Auftritt ein gewisses Ansehen von Wunderbarem haben mußte, das sich beyde Theile nicht anders zu erklären wußten, als zu glauben: der Gott der Christen habe ihnen ein überirdisches Wesen zu Hülfe geschickt. Schon dieser Gedanke war hinlänglich, dem sinkenden Muth der christlichen Ritter wieder die höchste Spannung zu geben, und die erschrockenen Tür-

ken, die es doch nicht wagen durften noch wollten, länger gegen den Allmächtigen zu kämpfen, noch zaghafter zu machen.

Das Gefecht war schon zum Vortheil der Christen so gut als entschieden, als ein neuer Trupp von Türken ankam, und wieder Muth in ihre weichenden Glaubensgenossen brachte. Nun war es nicht schwer, die geringe Anzahl Christen ganz zu umringen.

Der alte Einsiedler hatte indessen auch den Hügel erstiegen. Da stand er oben erstaunt und betrübt über das, was er von seinem Gefährten sahe. Schon freuete er sich des Sieges, den Urach bewirkt hatte; als er aber die neue türkische Verstärkung erblickte, und einen christlichen Ritter nach dem andern vom Pferde stürzen sahe, so blieb ihm nichts übrig — als zu fliehen, damit er nicht den Türken in die Hände fiele, die ihn wegen der Aehnlichkeit seiner Kleidung mit dem Mordengel, der zwischen sie gestürzet war, nicht sehr säuberlich behandelt haben würden. Er floh, denn der Untergang des Grafen schien ihm gewiß, betrübt über das neue Unglück des Grafen, dessen Muth und Tapferkeit er bewundern mußte, so sehr er auch die Hitze tadelte, mit der er sich in diese Gefahr, aller Warnungen und Vermahnungen unge-

geachtet, gestürzt hatte. Der Ausgang des Gefechts konnte nicht lange unentschieden bleiben. Der alte Einsiedler hatte Recht. Das Pferd des Grafen von Urach wurde durchstochen, und fiel todt auf ihn nieder. Zwar wendete er alle Mühe und Kräfte an, sich davon loszumachen, aber es fielen bald einige Türken über dieses vorhin ihnen überirdisch geschienene Wesen her, dessen Menschheit und Körperlichkeit sie nun kannten. Diese entwafneten ihn, und banden ihm die Hände auf den Rücken, und so ward der wüthende Löwe zum zahmen Lamm. Die übrigen Ritter wurden entweder erschlagen, oder eben so behandelt wie Urach.

Die Türken schleppten ihre Gefangenen über den Euphrat, und verkauften sie an eine handelnde Karavane. Auf diese Art wurde der Graf tief in Persien hineingeführt, ohne daß er weder seinen Freunden im Lager der Christen, noch seinen Freunden in Deutschland die geringste Nachricht von sich ertheilen konnte. Sein starker Körper, die Leichtigkeit und Schnelligkeit, womit er alles begriff und lernte, und seine Arbeitsamkeit, machten ihn seinem Herrn einem alten Kaufmann werth, und sein Schicksal erträglich. Er trug seine Ketten ins dritte

Jahr, ohne Gelegenheit zu haben, die Seinigen von seinem Leben und traurigen Zustande zu benachrichtigen. Denn die Handlung hatte damals noch nicht die Ausdehnung, wie jetzo, verband also auch nicht, wie jetzt, die Länder unter einander, und regulirte Postanstalten gab es gar nicht.

Im dritten Jahr seiner Gefangenschaft fiel es seinem Herrn ein, mit einer Karavane an das schwarze Meer zu gehen, wohin auch europäische besonders italiänische Kaufleute zu kommen pflegten, um morgenländische Waaren abzuholen. So bald der Graf diesen Entschluß seines Herrn erfuhr, so sahe er dieß für die einzige Gelegenheit an, sich aus der Sklaverey zu befreyen. Er hatte auch die Geschicklichkeit es dahin zu bringen, daß ihn sein Herr mit sich nahm. Ihre Reise ging nach Erzerum, einer der größten Stapelstädte, wohin die Persianer und andere Morgenländer ihre Waaren zu bringen pflegten. Dort traf Urach einen genuesischen Kaufmann an, den er bey seiner Abreise nach dem heiligen Lande hatte kennen lernen. Es hielt nicht schwer, diesen dahin zu bewegen, daß er Urachs Herrn ein ansehnliches Lösegeld für ihn anbot. Der Perser machte aber anfangs viele Einwendungen, entweder

weil

weil er einen Sklaven, wie Urach war, wirklich ungern verlor, oder auch, um ihn desto höher in Preiß zu bringen, und ein größeres Lösegeld zu erhalten. Endlich aber gab er nach, und des Grafen Ketten wurden gelößet.

Jetzt stand ihm die ganze weite Welt offen. Nach Deutschland aber zurückzugehen, wollte er nicht wagen, denn es fehlte fast noch ein Jahr, ehe seine Verweisung zu Ende ging. Er entschloß sich also mit dem Schiffe des Genuesers nach Tripolis, und von da zu Lande nach Jerusalem zu gehen. Er erfuhr bald, daß auch Steinheim noch in jenen Gegenden sey, und dieß bestimmte ihn um so mehr, ihn aufzusuchen.

Wer es vermag, denke sich das Erstaunen Steinheims, als auf einmal die Gestalt Bertholds von Urach vor ihm stand, von dessen Tode er so gewiß überzeugt zu seyn glaubte, als man es von Dingen dieser Welt seyn kann. Der erste Gedanke Steinheims war, ihn für eine Erscheinung und Phantom, für den abgeschiedenen Geist Urachs zu halten, der, weil vielleicht der Körper unbegraben geblieben, keine Ruhe habe, und nach dem Glauben der damaligen Welt nun so lange, bis er ehrlich und christlich zur Erde bestattet, unstät und flüchtig

her-

herumirre, und der lebenden Freunde Mitleiden und fromme Gebete anflehen wolle. Erst da er ihn sprechen hörte, und in seinen Armen hielt, fühlte er wohl seine Körperlichkeit, aber der ganze Auftritt hatte so viel Ueberraschendes, und in Steinheims Augen so viel Unwahrscheinliches, daß er ihn lange schon in seinen Armen hielt, ehe er sich von der Wirklichkeit seines Lebens und seines Daseyns überzeugen konnte.

Auf diese erste Bestürzung, die lange dauerte, worein sich aber doch eine gewisse frohe Empfindung über das Leben eines so herzlich geliebten Freundes gemischet hatte, folgte der bitterste Schmerz. Steinheim wußte nicht bloß die zweyte Vermählung seiner Schwester, sondern er war es auch, der vorzüglich durch einen Brief an die Gräfin, sie zu einem Schritt ermuntert hatte, der ihr, wie wir schon wissen, so viel Kampf und Ueberwindung kostete. Es war sehr natürlich, daß der Graf von Urach nach einer so langen Zeit, in der Deutschland für ihn ein ganz unbekanntes Land gewesen war, sehr begierig nach Nachrichten aus Deutschland forschte, und daß eine seiner ersten und dringendsten Fragen seine Gemahlin betraf. Das war ein Donnerschlag für den armen Steinheim. Antworten konnte er nicht. Todes-

blässe überzog sein Gesicht, und Urach schloß ganz natürlich daraus auf traurige Nachrichten, und ahndete (denn das lag in der Voreiligkeit seines Charakters und Temperaments) unter diesen diejenige sogleich, die für ihn die traurigste seyn mußte — den Tod Erwinens.

„Großer Gott„ — schrie er — „ist meine Frau todt?„

Steinheim schwieg und wurde noch verwirrter. Das schien dem Grafen Urach eine hinlänglich bejahende Antwort. Nun erfolgte ein trauriger Auftritt, in dem sich Urach ganz der Heftigkeit seines Schmerzes überließ.

Jeder Ausbruch desselben, jedes Wort war für Steinheim ein Dolchstich. Mit halbgebrochenen Worten sagte er ihm endlich, sie sey nicht todt.

„Nicht todt?„ fragte Urach, indem er seinen Schwager voll Bestürzung ansah, — „nun so will ich ewig verdammt seyn, wenn „ich weiß, was ich aus dir und deiner Verwir„rung und Delinquenten-Miene machen soll. „Wenn sie, wie du daher stotterst, nicht todt „ist, so sage, was soll dein verwirrtes Gesicht? „was ist aus ihr geworden?„

Vergeblich suchte Steinheim ihm sein Unglück auf eine behutsame Art bekannt zu machen. So gern er wollte, so machte ihn doch seine Bestürzung viel zu ungeschickt, seine Hiobspost in irgend eine Maske einzukleiden, er konnte nicht anders, er mußte es ihm mit dürren Worten sagen. Er hielt seine und seiner Schwester Schuld in diesem Augenblick, da Urach vor ihm stand, aus zärtlichem Gefühl von Freundschaft und Gewissenhaftigkeit für zu groß, als daß etwas dafür zu sagen sey. Aus seiner Betrübniß wurde die heftigste Wuth, und in diesem wüthenden Zustande, wo er sich und alle seine Anverwandte der schändlichsten Untreue und des gröbsten Betruges gegen den Grafen von Urach anklagte, und sich und alle seiner Freundschaft unwerth erklärte — in diesem wüthenden Zustande sagte er ihm: daß seine Schwester Erwine, sonst Urachs Gemahlin, die Frau eines andern sey.

Liebe Leser und Leserinnen! — Es ist traun! sehr leicht, von Fassung, Gelassenheit und Ruhe des Geistes zu sprechen, wenn man sie nicht nöthig hat; aber sie zu behalten, wenn man in Urachs Lage ist, das ist die große Kunst, lieben Leute! die wir mit allen hundert tausend Moralisten und Kasuisten aller Zeiten, aller

Länder, aller Völker, aller Sekten, Religionen und Partheyen — jedem vom Weibe Gebohrnen zur Erlernung und Uebung freundbrüderlich empfehlen, ob wir gleich mit allen jenen hundert tausend ehrwürdigen Herrn mit und ohne Glaubenswolken *), in langen und kurzen Perücken, in schwarzen und bunten Röcken — selbst nicht im Stande sind, sie zu üben.

Urach stand auf diese Nachricht erstarrt und außer sich da. Heftigkeit war, wie wir nun schon aus mehreren Proben und Thatsachen wissen, ein Hauptzug seines Charakters. Mit

*) Eine Glaubenswolke ist eine Art mystischer Perücke, die, ehemals wenigstens, ob auch jetzo, weiß ich nicht mit Gewißheit, vorzüglich in Hamburg, so gut als ein Eid auf die symbolischen Bücher ohne alle Restriction war — ein wahres Symbol symbolischer Orthodoxie, auf welches der selige Göze, — Gott geb' ihm ewige Ruhe, die er hier nicht finden konnte! — eben so viel als auf die symbolischen Bücher selbst hielt. Der Mann, so sehr man ihn auch verlästert hat, that doch hieran recht und wohl. Denn wenn doch einmal ein Symbolum orthodoxiae seyn soll, so sey es lieber eine Perücke, als ein — Religions- und Censuredikt.

dieser Heftigkeit, die sich in alle seine Handlungen, Reden, Neigungen und Gefühle mischte, hatte er auch Erwinen geliebt, auf ihre Treue und Rechtschaffenheit hätte er wohl Felsen gebauet, so schrankenlos war sein Zutrauen, das er in sie setzte.

Seinem Schwager Steinheim, dem ganzen Lager der Christen, seinen Freunden in Deutschland, und uns allen war freylich sein Tod so wahrscheinlich, daß man denjenigen für auslachenswerth würde gehalten haben, der ihn hätte bezweifeln wollen, denn in unserer Welt sind wir gewohnt, weit unwahrscheinlichere Dinge zu glauben, als die Nachricht von Urachs Tode war. Indessen, ihm selbst war die Wahrscheinlichkeit seines Todes bey weitem nicht so auffallend, denn er wußte, wie natürlich alles bey seiner Erhaltung zugegangen war, was seine Freunde freylich nicht wußten, noch wissen konnten. Steinheim mochte immerhin sagen, daß das Gerücht von seinem Tode allgemein gewesen sey: Urach hielt es gerade für den größten Beweis einer treulosen Leichtsinnigkeit, daß Erwine auf ein bloßes Gerücht, auf eine unbewiesene Vermuthung von demselben, sich einem andern in die Arme geworfen hatte. Nun verbreitete seine Eifersucht und sein Argwohn

wohn über manches einen größern Schatten was ihm sonst nicht den geringsten Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben hatte. Er erinnerte sich desjenigen, was ehemals zwischen Erwinen und Henneberg in seiner Gegenwart vorgefallen war, und glaubte nun, über das alles helle Aufschlüsse und Erklärungen zu haben, jeder Ausdruck, jeder Beweis von Wohlgewogenheit und Freundschaft, (denn das war es wenigstens von Erwinens Seite) den Erwine dem Grafen von Henneberg gegeben hatte, ohne daß es Urach auch nur im Traum eingefallen wäre, mehr als Freundschaft zu argwohnen, gab seiner Eifersucht nun eine völlige Ueberzeugung, daß schon damals zwischen beyden ein unerlaubtes Einverständniß, und lasterhafte Verbindung Statt gefunden habe.

Er that freylich durch alles dieses der schuldlosen Erwine sehr großes Unrecht, aber dieß einzusehen, dazu war er jetzt viel zu betäubt und aufgebracht, und die Wahrheit zu sagen, war auch so viel Anschein gegen Erwinen und den Grafen von Henneberg, daß auch ein Mann von größerer Indolenz, als Urach war, sich des Argwohns kaum würde haben enthalten können, es sey doch wohl etwas Menschliches zwischen jenen beyden vorgefallen, und man habe

ihn am Narrenseile geführt. Eine Behandlung, die ein Mann, wie Urach, unmöglich gelassen hinnehmen konnte, ohne seinen ganzen Charakter zu verleugnen.

Ich halte also dafür, doch ohne dem weisern Urtheile meiner Leser auch nur im geringsten vorzugreifen, daß Urach, — ein wenig Hitze und Sturm abgerechnet — in vorliegenden Umständen nicht wohl anders denken, reden und handeln konnte, als er wirklich dachte, redete und handelte, und daß man ihm das, was er etwa hie oder da zu viel that, nicht zu hoch in Rechnung bringen dürfe, ohne an ihm selbst eine Ungerechtigkeit zu begehen.

XXII.

Steinheim glaubte, die Ehrlichkeit erfodere, daß er dem Grafen Urach nicht verheimliche, wie Erwine zu diesem Schritt gekommen sey. Er gestand ihm also, daß er die Nachricht von seinem Tode nach Deutschland geschrieben, daß er selbst seiner Schwester zur zweyten Heyrath gerathen habe. Dieß war Oel ins Feuer gegossen. Urach wüthete nun wie ein Unsinniger gegen ihn, belegte ihn mit tausend beschimpfenden Namen, foderte, daß er ihm Genugthuung für die Beleidigung geben sollte,

und entblößte wirklich sein Schwerdt gegen ihn. Steinheim aber schien keine Beleidigung zu fühlen, und blieb kalt.

„Ich habe dich unglücklich gemacht,„ antwortete er dem Grafen, „ich weiß nicht, „wie sehr, und wie viel durch meine Schuld; „aber das ist mir gleich. Räche dich wie „du willst; mein Blut mag, wenn es „kann, mein Verbrechen abwischen, aber „mein Schwerdt werde ich nie auf dich „zücken.„

„Ha! nun erkenne ich dich, feiger Verräther! Ja, hinter des Freundes Rücken den „Dolch ihm ins Herz stoßen, in seiner Abwesenheit seine Seele morden, ist freylich sicherer „und gefahrloser. Nun! dann behalte dein „Schwerdt, du weibischer Mann, und laß es „rosten in Freundes Blut. Lebe und fühle der „Verdammten Marter, wenn das Gewissen, „wofern du anders eines hast, dich brennet wie „Schwefelpful. Hätt' ein anderer den Giftbecher mir gereicht — vielleicht, daß ich ihn ruhiger getrunken hätte; aber von deiner Hand „ihn nehmen müssen — von deiner Hand, die „so oft in der meinigen lag, und ewige Freundschaft mir zusicherte — von dir, den ich wie „meine eigene Seele liebte, und wie meinen

„Augapfel bewahrte — für den ich in mehr „als einer Schlacht mein Leben wagte — — „das ist es, was mich zermalmt — ist mehr, „als ich tragen kann. Ha! ich müßte nicht „Urach seyn, wenn ich es tragen könnte. Wohl „mir, daß ich nicht Steinheim bin! Zwar bin „ich verdammt, von schurkischen Frevlern gemiß⸗„handelt zu werden, aber lieber das, als selbst „Schurke seyn. Geh', weibischer Verräther — „hinweg von meinen Augen, daß nicht mein „Blick dich tödte, wenn es mein Schwerdt „nicht thut — — Doch bleib an diese Stelle „gedonnert. Ich selbst will gehen, heute noch „nach Deutschland abgehen, und Fluch und „Rache treffe die ehebrecherische Rotte — Fluch „und Rache den Weiberräuber — Fluch und „Rache das treulose leichtsinnige Weib, Erwi⸗„nen. — Erwinen? — mußte dieser Na⸗„me, den ich sonst mit Entzücken dachte, mit „Wonne nannte, nun meinen Lippen entflie⸗„hen? mit Fluch und Rache entfliehen? — „mir das zu bieten? — mir? kanntet ihr „Urach nicht? — Nun so helf mir Gott und „sein heiliges Wort! ihr sollt ihn kennen ler⸗„nen, wie er mit den Zähnen knirscht, und „euch zu Boden stampft — bey Gott! das „sollt ihr! —„

Er ging Racheschnaubend fort. Steinheim stand bezaubert, und wagte es kaum seine Augen aufzuschlagen. Endlich rief er ihm nach:

„Berthold! lieber Berthold! bey Gott „und allem was heilig ist, bitte ich dich, „bleib' und höre mich.„

„Wie? — schrie Berthold — wie? du „wagst es noch, den Namen deines Richters in „Mund zu nehmen? Du, dem nichts mehr „heilig seyn kann, dem Ruhe, Ehre, Glück „und Leben seines Bruders nicht heilig war? „Nein! wo du bist, soll mein Fuß nicht stehen; „die Luft, die du athmest, möchte auch mich „vergiften. Pfui! des Bösewichts!„

Als er fort war, überlegte Steinheim alle Folgen, die daraus entstehen würden, wenn Urach jetzt nach Deutschland zurück ginge. Er schrieb sich selbst alles dieses schreckliche Unglück zu, er verdammte sich härter, als Urach ihn verdammen konnte. Da er indessen die Klugheit seines Vaters mit der Sanftmuth seiner Schwester verband, so sahe er bald ein, daß er das Unglück, das Urach stiften würde, allein nicht würde abwenden können. Er ging also zu dem König Balduin, entdeckte ihm das ganze fürchterliche Geheimniß, und bat, ihm

beyzustehen, die Wuth des Grafen von Urach zu mäßigen.

Balduin liebte den Grafen schon wegen seines männlichen Anstands und seiner ritterlichen Keckheit, noch mehr wegen der mannichfaltigen Dienste, die ihm seine Tapferkeit und Entschlossenheit in vielen Fällen geleistet hatte. Die Nachricht, daß Urach lebe, hatte ihn entzückt; durch ihn glaubte er wieder neuen Muth unter die christliche Armee zu bringen. Die Nachricht, die ihm nun Steinheim von der Verlegenheit gab, worinnen er sich befand, machte ihn bestürzt; er nahm den wärmsten Antheil daran. Ein Beweis davon war, daß er selbst zu ihm ging.

Urachs Wuth war nun von ihrer äußersten Heftigkeit in einen melancholischen Kummer übergegangen, wo man wenigstens den Vortheil über ihn hatte, daß er Gründe anhörete. Der König gab sich alle Mühe ihm zu zeigen, wie sehr er durch seine Hitze den Herrn von Steinheim beleidiget habe, wie viele Beweise seines Todes vorhanden gewesen, die man noch dadurch für bestätiget zu halten, berechtiget gewesen sey, daß er fast in vier Jahren keine Nachricht von sich gegeben. Urach entschuldigte sich damit, daß es ihm in seinem Sklavenstande unmög-

möglich gewesen sey, Nachricht von seinem Leben an seine Freunde gelangen zu lassen. Der König gab dieß zwar zu, glaubte aber doch, daß er es damals hätte thun können, als er bey den Einsiedlern war. Aus diesem allem schloß er, daß, wenn Steinheim, so wie der König selbst und alle Ritter, den Grafen fälschlich für todt gehalten, des Irrthums Schuld wenigstens nicht allein auf ihre Seite, sondern zum Theil mit auf Urach falle, und also ihnen sehr verzeihlich sey. Aus eben diesen Gründen sey auch Erwine und Henneberg gar wohl zu entschuldigen, und zwar um so mehr, da Erwine sich höchst schwierig bey ihrem Entschluß bewiesen, und da sie nur nach langen Zudringlichkeiten, und nach der Ueberlegung, daß es Urachs Kindern an einem Beschützer und Vater fehle, den Schritt gethan habe, den ihr Urach so hoch anrechne. Er legte ihm hierauf alle Briefe vor, die Erwine an ihren Bruder nach erhaltener Nachricht von dem Tode ihres ersten Gemahls geschrieben; denn Steinheim hatte sie ihm zu diesem Behuf mitgetheilt. Sie waren in der unverstellten Sprache der Betrübniß und der Zärtlichkeit gegen den Grafen von Urach geschrieben, und gewiß würde er das Herz seiner Gemahlin sehr deutlich darinnen gefunden haben, wenn nicht seine Eifersucht ihm die Augen verschlossen hätte. Die-

Diese Unterredung des Königes mit ihm hatte indessen den Nutzen, daß Urach versprach, sich durch den Rath kälterer Freunde leiten zu lassen. Er bezeugte sogar seinem Schwager Steinheim seine aufrichtige Reue über sein Verfahren gegen ihn. Nun überlegten sie mit einander, was für Maasregeln sie zu ergreifen hätten, und es wurde beschlossen, vor allen Dingen ihren Eltern das Leben des Grafen zu wissen zu thun. Dieß geschah durch den treuen Bertuch.

Da Urach nicht leugnen konnte, daß er die Sache verschlimmern würde, wenn er selbst nach Deutschland reisete, ehe die Zeit seiner Verweisung zu Ende war, so schrieb er seinem Vater und dem alten Herrn von Steinheim, und bat sie um Besorgung seines Vortheils, bis zum Ablauf der kurzen Zeit, da er sich in Deutschland durfte sehen lassen. An Erwinen konnte er aber doch nicht schreiben. Denn ohngeachtet er in kältern Augenblicken eingestehen mußte, daß sie kein Verbrechen von so schwarzer Art begangen, als er anfangs geglaubt hatte, so konnte er es ihr doch nicht vergeben, daß sie eine so kurze Zeit gebraucht, ihn, wie er glaubte, zu vergessen. Liebe rechter Art, meinte er, — Liebe, wie er sie fühle, könne un-

mög-

möglich so wankelmüthig, so leicht umzudrehen seyn. — Der gute Berthold irrte, und trieb seine Liebe wirklich bis zur Charlatanerie.

Wir wollen damit nicht behaupten, daß seine Liebe nicht wirklich so felsenfest gewesen, wiewohl es uns kein Kapital-Verbrechen zu seyn scheinet, so etwas zu behaupten; aber das, was er foderte, dünkt uns, sey zu viel von einem Frauenzimmer — noch mehr von einer jungen Wittwe gefodert gewesen. Denn wiewohl wir nicht leugnen, daß vielleicht der höchste Grad von Liebe öfterer bey der weiblichen Hälfte als bey der männlichen zu finden sey; so wissen wir doch auch aus langen und oft gemachten Erfahrungen, und aus unleugbaren in der Natur der Sache gegründeten allgemeinen Prinzipien, daß alles Ueberspannte in der physischen und körperlichen sowohl, als in der moralischen und intellektuellen Welt nicht anhaltend seyn könne. Wäre das aber auch alles nicht der Fall, so lehrt uns ein italiänisches Sprichwort:

al molino e à la sposa, semper manca qualche cosa.

Der Mann, der in unserer mangelhaften aber doch besten Welt ein so absolut vollkommenes Weib fände, die sich in alle seine Launen,

Eine

Einfälle, Grillen, Beugungen und Nüancen seines Charakters zu formen wüßte, wo ihm durchaus nichts mehr an ihr zu wünschen übrig bliebe, wäre unseres Erachtens der einzige in seiner Art — ob auch der glücklichste? — das wäre noch zu bezweifeln.

Wir fodern übrigens dreist jeden auf, uns durch ein Exempel, so einzig in seiner Art, Lügen zu strafen, und wollen dann gern öffentlich Abbitte und Ehrenerklärung thun. Wir sind aber unserer Sache so gewiß, daß wir eben so dreist behaupten, daß, sobald ein solches Weib in rerum natura gefunden ist, wir auch nicht länger an der Möglichkeit einer andern unmöglichen Sache zweifeln — an der nemlich, den Stein der Weisen auch zu finden; und daß wir dann selbst ein Laboratorium zu diesem Behuf anzulegen, nicht die letzten seyn werden und wollen.

Alles dieses sey ohne Präjudiz, und mit aller dem schönen Geschlecht schuldigen Ehrerbietung, die der Verfasser nach seiner Verheyrathung zu lernen, vielfältige Gelegenheit nothgedrungen gehabt hat — gesagt, und geschrieben! — Nichts für ungut! —

Der Graf von Urach also konnte es seiner Erwine nicht verzeihen, daß sie ihn so bald mit ei-

einem andern umgetauschet hatte — daran that er nun unrecht, aber genug, er war einmal so. Dachte er sich Erwinen — seine so innig, so heiß geliebte Erwine in den Armen des Grafen von Henneberg; — weg war alle seine kalte Ruhe, und tobende Wuth trat wieder bey ihm ein; da war kein Zug, keine Spur von seiner ehemaligen Liebe zu merken; vielmehr Haß, bitterer, rachsüchtiger Haß, füllte seine Seele. Jeder Gedanke an Erwinen und Henneberg, jedes Bild, das von ihnen seiner glühenden Einbildungskraft vorschwebte, war Gift ihm, war ihm die abscheulichste bizarreste Karrikatur, von irgend einem Sudler zusammengeklext. Er hätte sich selbst in solchen Augenblicken mit der ganzen Welt zertrümmern mögen, um nur solche Bilder aus seiner Seele tilgen zu können. Er schnob — er glühete Rache, und schmachtete nach der Stunde, in der es ihm erlaubt seyn könnte, seine brennende Rachbegierde zu befriedigen.

XXIII.

Wir verlassen jetzt den Grafen Berthold in dieser unglücklichen Gemüthsstimmung, und kehren nach Deutschland zurück. —

Der alte Steinheim wurde durch den Empfang der Nachricht von dem Leben seines ersten

Schwie-

Schwiegersohns außer sich gesetzt. Wir brauchen nicht zu sagen, welche Freude dadurch bey den Aeltern des Grafen in den ersten Augenblicken verursacht wurde. Aber bald trat auch jene schmerzliche Empfindung ein, die mit der Aussicht auf eine höchst traurige Zukunft nothwendig verbunden seyn muß. Der erste und natürlichste Gedanke war wohl, wie Henneberg diese schmerzlich frohe Nachricht, wenn er sie erfahren werde, aufnehmen, wie sich betragen, welche Maasregeln er ergreifen werde? Es war wahrscheinlich, daß das Gerücht sie ihm früh genug zutragen werde. War dann nicht zu besorgen, daß der am Hofe so mächtige Günstling, von Liebe gegen Erwinen berauscht, die Pflichten der Freundschaft, und die Rechte des ältern Gemahls vergessen, und sein Ansehen zum Schaden Urachs gebrauchen werde? Durfte man vermuthen, daß er Erwinen, für die er Jahrelang mit sich gekämpft hatte, deren Besitz ihm so schwer gemacht worden war, so gutwillig fahren lassen, und an Urach wieder abtreten werde? — Man wagte es nicht, solche Aufopferungen sich von ihm zu versprechen.

Erst mußte Erwine seinen Händen entrissen seyn, und dann sollte Henneberg erfahren, welchen Verlust zu leiden, er sich entschließen müs-

müsse. Die große Kunst aber war, Erwinen von ihm wegzubringen. Nach langem Ueberlegen beschlossen sie, daß der alte Steinheim sogleich zu seiner Tochter reisen, und sie bewegen sollte, ihn zu besuchen. Man hoffte, daß die Menge der Hofgeschäfte den Grafen von Henneberg verhindern würde, sie zu begleiten.

Dieß war ihr Plan, wobey man freylich, so wie bey den meisten Planen, einen großen, wo nicht den Hauptheil, dem guten Glück zur Ausführung überlassen mußte. Dieß war die Ursache des unerwarteten Besuchs des alten Steinheims bey seiner Tochter, wo er bey seiner Ankunft freylich in der Abwesenheit des Grafen von Henneberg etwas Beyhülfe des guten Glücks fand; dennoch aber in Ansehung Erwinens seinen Plan dahin abändern mußte, ihr das Leben ihres ersten Gemahls sogleich bekannt zu machen, um sie desto leichter zur Flucht zu bewegen. Er drang heftig in seine Tochter, ihm zu folgen, und die Triftigkeit seiner Gründe, ihre rege gemachte Liebe für den Grafen von Urach, und ihre Unfähigkeit sich selbst zu rathen, ließen ihr nicht zu, Einwendungen dagegen zu machen.

Am tiefsten schmerzte es Erwinen, daß sie sich von ihrem mit dem Grafen von Henneberg

gezeugten Sohn trennen sollte. Aber ihr Vater bestand darauf, theils weil er es unbillig hielt, ihn seinem Vater zu entreißen, theils weil er sie auf ihrer Reise zu sehr aufgehalten haben würde. Voll Wehmuth und Verzweiflung umarmte sie ihn. Ihr Herz sprach zwar nicht für seinen Vater, aber was für ihn sprach, war Dankbarkeit, und das lästige Gefühl der nicht erwiederten Zärtlichkeit.

Der Graf von Henneberg hatte sie zärtlich geliebt, so geliebt, daß er über die schwache Erwiederung ihres getheilten Herzens nie geklagt, und sich Mühe gegeben hatte, es ihr zu verheimlichen, wenn es ihm schmerzte, daß nicht er, sondern das Andenken an den Grafen von Urach ihre einsamen Stunden beschäftigte. Die Leser wissen, daß dieser zärtlichen Sorgsamkeit ungeachtet, Erwine nur zu gut es fühlte, und wußte, was Henneberg bey ihrer erzwungenen Zärtlichkeit leide. Sie gebar ihm einen Sohn — und nun dünkte er sich glücklich, denn voll Entzückung glaubte er, Erwinens Herz werde dadurch mit dem seinigen desto stärker verbunden werden.

Die Gräfin wußte dieses alles, und nun sollte und mußte sie heimlich von dem Manne entfliehen, der mit einer Delicatesse ohne Glei-

chen

chen sie geliebt, ihre Schwächen getragen hatte, ihr mit Liebe und Zärtlichkeit immer zuvor gekommen war — den Mann sollte sie zum Dank für alle seine Zärtlichkeit dem Gram, der unbelohnten betrogenen Liebe, und dem Gelächter des Narren und des Neidischen überlassen. — In der That, liebe Leser, man braucht eben kein so zartes Gefühl als Erwine zu haben, um diese Nothwendigkeit sehr hart zu finden; indessen war hier kein Ausweg; sie mußte diesen gehen.

Ihr Vater riß sie von der Wiege mit sich fort, und nöthigte sie, die Sänfte mit ihrer getreuen Beatrix zu besteigen, in der sie sich noch denselben Abend von dem Schlosse entfernten. Zwar war es wahrscheinlich, daß sie, wenn sie ihre Reise beschleunigten, wegen der spätern Zuhausekunft des Grafen von Henneberg so viel Weges voraus gewinnen würden, um nichts von ihm zu befürchten zu haben; dennoch aber hatte der alte Steinheim es für sicherer gehalten, sich auch auf den entgegen gesetzten Fall gefaßt zu machen. Zu dem Ende hatte er, wie wir wissen, den Abend vorher nach Hause geschrieben, und Vorkehrungen gemacht, daß so viele seiner Vasallen, als sogleich aufsitzen konnten, ihm entgegen kommen sollten.

Der sorgsame Alte! wie schlecht kannte er doch den würdigen Mann, von dessen Seite er seine Tochter riß! Sie hatten von ihm keine Gefahr zu befürchten, und erreichten Steinheim ohne widrige Zufälle.

Der Graf von Henneberg kam den zweyten Abend darauf, als seine Gemahlin das Schloß verlassen hatte, zu Hause. Es war die Gewohnheit seiner Gemahlin, ihn zu empfangen; es fiel ihm auf, da sie ihm nicht entgegen kam, er fragte also sogleich nach ihr, und bekam zu seiner Verwunderung die Antwort, daß sie mit ihrem Vater zu ihm gereiset sey. Er begriff anfangs nicht, was sie damit sagen wollten. Als sie ihm aber immer dieselbe Antwort wiederholten, so gerieth er in die äußerste Unruhe. Er glaubte, Erwine sey unterweges zu Schaden gekommen, weil er ihr weder begegnet, noch sie auf dem Landgute angekommen war. Er sandte seine Leute auf alle mögliche Wege, die nach den Gütern führten, von denen er her kam, und brachte die Nacht, und einen Theil des folgenden Tages in der ängstlichsten Erwartung zu.

Gegen Abend erhielt er endlich einen Brief vom alten Steinheim, den dieser auf dringendes Anhalten seiner Tochter geschrieben hatte,

so bald sie sich in Sicherheit zu seyn glaubten. Er meldete ihm das Leben des Grafen von Urach, und bat ihn, den Schritt zu billigen, den er in seiner Abwesenheit mit seiner Gemahlin zu thun, nöthig erachtet hätte. Er foderte seine Rechtschaffenheit, seine Liebe für seine Tochter selbst auf, sie nicht zu beunruhigen, und sie dadurch noch unglücklicher zu machen, als sie schon durch die Verbindung mit ihm, obgleich ohne seine Schuld geworden sey; er bat ihn, Urachs Freund zu bleiben, ihn wenigstens nicht zu hassen, oder durch sein Ansehen am kayserlichen Hofe schädlich zu werden, noch auch dem mit Erwinen gezeugten Sohne seine Liebe zu entziehen, er gab ihm endlich einige Winke, daß er es ihrer aller Ruhe am zuträglichsten halte, wenn Henneberg auf einige Zeit Deutschland verlasse.

Dieß war der Inhalt von Steinheims Brief, der den Grafen von Henneberg zwar wegen der Sorgen, daß Erwine Schaden gelitten oder verirret sey, beruhigte, ihn aber um nichts besserte, denn er erfuhr nun, daß er sie auf immer verlieren sollte — ein Gedanke, der ihm nie auf die entfernteste Art aufgestiegen war.

Der Schlag, der ihn traf, war so sonderbar und einzig in seiner Art, er kam so unver-

sehens, und von einer so unerwarteten Seite, daß auch der gefaßteste und entschlossenste Mann dadurch erschüttert worden wäre. Des Grafen Leidenschaften waren nicht ungestüm, aber sie waren desto angreifender und dauerhafter. Aber auch hier zeigte sich Henneberg ganz seinen Charakter gemäß, — bieder und ehrlich.

Die Betäubung, worein ihn diese unvermuthete Nachricht setzte, war groß; als aber der erste Anfall vorüber war, und er anfing zur Besinnung zu kommen, so faßte er den edelmüthigen Entschluß, mit Aufopferung seiner selbst, alles dazu beyzutragen, was das Leiden der unglücklichen Erwine erleichtern konnte, und seinen Kummer für sich zu nähren, wie er es ehemals gethan hatte. An Erwinen zu schreiben, wagte er nicht, aber er antwortete ihrem Vater, meldete ihm, daß er seinem Rath folgen, und Deutschland verlassen wolle, er versicherte ihn, daß er seinen mit Erwinen gezeugten Sohn als ein theures Pfand einer ehemaligen Glückseligkeit betrachten würde, und bat ihn, Erwinen zu sagen, daß er das Leiden, das ihre beyderseitige Verbindung Erwinen verursache, mit doppelter Last fühle, und auch, so viel an ihm sey, es ihr zu lindern sich bestreben werde, daß jeder seiner künftigen

Le-

Lebenstage den Kummer, in den er sie oh=
ne sein Verschulden gestürzt habe, hinlänglich
rächen würde.

Auch an den Kayser schrieb er, und meldete ihm seine traurige Begebenheit, bat ihn um Erlassung von seinen Aemtern, und um Erlaubniß, eine Reise vornehmen zu dürfen. Beydes erhielt er, so ungern ihn auch der Kayser verlor, weil er ihm fast unentbehrlich geworden war.

Da die Zeit von Urachs Verweisung beynahe zu Ende ging, so dachte er seine Reise so einzurichten, daß er im heiligen Lande ankäme, wenn jener dort abgegangen wäre, und so verurtheilte er sich selbst zu einer eben so schmerzlichen Landesverweisung, zu der vorhin Urach verurtheilt worden war. Man müßte in der That ein sehr abgestümpftes Gefühl haben, und selbst keiner großen und edlen Empfindung fähig seyn, wenn man diese Selbstüberwindung und großmüthige Aufopferung auf Seiten Henneb ergs nicht edel und bieder finden wollte oder könnte.

Es fehlten nur noch wenige Wochen an der Zeit, die er zu seiner Abreise bestimmt hatte, als er einen Brief von dem Grafen von Urach erhielt, der ihn in so harten und schmähenden

Ausdrücken aufforderte, ihm Genugthuung für die ihm zugefügte Beleidigung zu geben, daß er es seiner Ehre schuldig zu seyn glaubte, seinen Vorsatz aufzugeben, und seinen Ausforderer zu erwarten. — Hier ist der Brief.

Graf Werner von Henneberg!

Du warst sonst der Freund meines Herzens, der Gespiele meiner Jugend, der Gefährte meiner kriegerischen Uebungen — Du bist es nicht mehr. Wollte Gott, du wärst es nie gewesen! Zum Buben bist du herabgesunken, bist an mir zum heimtückischen Verräther geworden, hast Freundschaft mir gelogen, da du schon drauf ausgingst, an mir ein Bubenstück zu üben, mein Weib hast du verführt, und meinen Tod gelogen. Nicht wie ein Ritter, nicht wie ein edler schöffenbarer Mann, wie ein Schurke und Bube hast du an mir gehandelt. Darob verdamme ich dich, wie Gott dich verdammt, wie jeder brave deutsche Rittersmann dir Hohn spricht, sprech' ich dir Hohn, und klage dich an auf Tod und Leben. Der Weibische flieht, aber entfliehen sollst Du meiner tobenden Rache nicht. Auch aus der Hölle tiefstem

stem Schlund will ich dich wieder holen; und wenn du von mir gestraft in deinem ehebrecherischen Blute dich wälzest, will ich dir noch in die Seele rufen: sey verflucht — sey ewig verflucht! Erwarte mich also in Deutschland. Vor dem Richterstuhle unsers Kaysers und deutscher Nation, im Angesichte aller Ritter und Kampfhelden sollst du erfahren, was dem geschieht, der an Urach zum Lügner, Buben und Verräther wird. Dort will ich in deinem Blute mich baden, deine Knochen und deinen Schädel in Splitter spalten, und dein falsches Herz dir durchbohren. Bis dahin fühle der Hölle schneidendste Quaal. Ein Teufel martere dich, bis ich dich, der du an mir zum Teufel geworden bist, zu Tode martern kann. — Dieß schrieb dir

Berthold Graf von Urach.

XXIV.

Meine Leser oder auch ich müßten die sonderbarsten Geschöpfe unter der Sonne seyn, wenn das, was wir nach Lesung dieses Briefes von Urachs Gemüthszustand vermuthen,

nicht bis auf ein Haar zusammen träfe. Denn aufrichtig zu sagen; der Brief war so offenherzig, daß, wenn alles, was je mit einem Schreibwerkzeug, sey es Griffel oder Feder, auf Schreibmaterialien, wie sie Namen haben mögen, geschrieben, gestochen, gehauen, oder gekritzelt worden ist, eben so deutlich, und von allen Hieroglyphen entblößt, gewesen wäre, wie Urachs Brief an Henneberg es war, wir wahrscheinlich bis auf diese Stunde, welches richtig gerechnet, die 4te des —— Maitages des 1789sten Jahres christlicher Zeitrechnung ist — eben so wenig, als die glücklichen Bewohner irgend einer Südsee-Insel wüßten, was — eine Hermeneutik sey, weil wir ganz unbezweifelt eben so wenig jemals eine nöthig gehabt hätten, als jene bisher sie nöthig hatten. Freylich hätten wir manches gelehrten Grüblers nächtliche Lukubrationen über den verborgenen oder auch klaren Sinn dieser oder jener Schrift entbehren müssen; aber ich denke, daß, wenn meine Leser in dem Fall die Gabe der Resignation so reichlich besäßen, als ich sie, dem Himmel sey's gedankt, besitze, wir uns sämmtlich desfalls christlich getröstet, und gefaßt haben würden.

Da ich nun an meinem Theil, wofür Gott gelobt sey! nach meiner eigenen Ueberzeugung,

alles

alles in der Welt eher, als ein Genie seyn kann, das heißt: da ich keines jener sonderbaren Geschöpfe unter der Sonne bin, die weder Großes noch Kleines mit andern Menschen-Kindern gemein haben, oder gemein haben wollen, da ich vielmehr alles, was ich thue oder lasse, gerade auf die nemliche Art thue und lasse, wie andere Menschen der gemeinen Sage nach es thun und lassen sollen, da ich esse, trinke, lese, schreibe, jähne, zu Stuhle gehe, liege, sitze, reite, fahre, schlafe, mich kratze, wo es mich jucket, und die Werke der goldenen Venus eben so beginne und vollende — kurz, da ich alles nach hergebrachter Sitte und Gewohnheit, wie meine Väter und Großväter verrichte, oder auch nicht verrichte, so habe ich — wofern anders meine Leser mir nicht einen Queerstrich machen, welches der Himmel in Gnaden verhüten wolle! — große Hoffnung, daß ich keinem einzigen unter ihnen eine unerhörte oder unvermuthete Sache sage, wenn ich ihnen zu wissen thue: — der unglückliche Urach war in der ganzen Zeit, seit dem er jene ihn empörende Nachrichten, seine Gemahlin und Henneberg betreffend, erhielt, bis auf seine Abreise aus dem heiligen Lande, das beklagenswürdigste Geschöpf von der Welt, denn seine wüthende Eifersucht

sucht und Rachbegierde peitschten ihn wie Furien umher.

Nichts mehr, als das? — höre ich einige fragen.

Nichts mehr. Zu dienen — ist die Antwort.

Nun das nenne ich doch durch weit ausholende Tiraden die Leser, mit Erlaubniß zu sagen, an der Nase ziehen. Wozu denn das ganze Gewäsch, das bey der Sonne am Himmel anfing, und mit den Werken der goldenen Venus auf Erden sich endigten? Vermuthlich um eine alltägliche Sache durch ein sehr glänzendes Gewand etwas zu heben, und nebenher die Bogenzahl zu verlähgern?

Rem acu tetigisti — sagte mein Rektor, welches ich, als ich noch zu seinen Füßen lernbegierig saß, wie ich mich noch wohl erinnere, ob es gleich schon ziemlich lange her ist, also verdolmetschen mußte: du hasts getroffen. — Und so würde ich auch jetzo sagen, wenn jene Censur die Sache mit der Nadel berührte, oder, um es weniger lateinisch deutsch zu sagen — wenn jener Tadel mich träfe, aber — —

Aber,

Aber, mein Herr, Sie sind in Gefahr eine neue Tirade, oder welches einerley ist, eine neue Sottise zu sagen, wenn Sie nicht bald einlenken —

Nun denn, so klage ich mein Leid den Göttern, und — fahre fort, wie folget:

Umsonst bemühete sich des jungen Steinheims Freundschaft und Klugheit, Urachs Leidenschaften zu mäßigen, oder, was gerade eben so viel war, ihn zu überzeugen, daß Erwine bey weitem nicht so schuldig und strafbar sey, als er glaube. Man hätte eher einen Mohren weiß waschen oder Newton überzeugen können, daß es Thorheit sey zu glauben, es gebe ein Gesetz der Schwere — eher hätte Urach geglaubt, daß er, statt in Asien zu seyn, in Island wäre (das er, im Vorbeygehen gesagt, nicht kannte) und daß Anaxagoras (den er eben so wenig, wie Island kannte) ganz richtig den Schnee für schwarz erklärt habe, ehe man ihn auf andere Gedanken in Ansehung Erwinens hätte bringen können. Sein Zustand war der eines im hitzigen Fieber liegenden Kranken. Gern wäre er auf den Fittigen eines Sturmwindes nach Deutschland geflogen, wenn es damals, wie jetzt, Mode gewesen wäre, Reisen durch die Luft zu machen. Aber auch ohne die-

se herrliche Erfindung eines Französischen Kraft-genies würde er doch nicht gezaudert haben, auf dem gewöhnlichen Wege mit möglichster Geschwindigkeit dahin zu eilen, wohin seine Rachgierde Tag und Nacht ihn trieb, wenn nicht der Gedanke ihn in den Morgenländern zurückgehalten hätte, daß vielleicht der Streich seiner Rache mißlingen möchte, wenn er früher in Deutschland erschiene, als er eigentlich sicher erscheinen durfte. Die Vorschrift seines Exils hielt ihn zurück, denn die Zeit desselben war noch nicht ganz verflossen. Aber sie konnte nicht verhindern, daß die Rachgier, die in seiner Seele tobte, ihn menschenhassend und einsam machte. Er sah niemand; selbst Steinheim nur selten. Er schrieb weder an Erwinen noch an seine Aeltern, denn auch auf diese erstreckte sich sein Zorn, weil sie Erwinens zweyte Heyrath bewilliget hatten.

Ein Verbrechen, das er durchaus niemanden verzeihen konnte, oder wollte. Er wegerte sich sogar die Briefe anzunehmen, durch die seine unglückliche Gemahlin seine Vergebung zu erflehen suchte.

„O! des Ungeheuers!„

Gemach, meine schönen Damen! denn erstlich war der Mann heftig aufgebracht, und

ich

ich denke, nicht ganz ohne Grund, und folglich ganz außer sich; wie hätte er alle die schönen triftigen Gründe kalt überlegen können, die man ihm vorhielt; zweytens aber auch hatte er andere Begriffe von Ehre und Schande, als die heutige große Welt sie hat; und endlich drittens hatte ihn Mutter Natur nicht mit der sanftesten Komplexion ausgesteuert; er war von jeher etwas barsch und rauh, aber drum doch ein biederer Mann, nur nicht gewohnt Hahnreye zu machen, oder sich selbst dazu machen zu lassen.

„Nun so lebte er etliche Jahrhunderte zu „früh.„

Ganz richtig, das ist der Punkt. Aber war das seine Schuld?

Endlich kam die Zeit seiner Erlösung an. Das letzte Jahr seiner Verbannung ging zu Ende, und er rüstete sich mit Macht zu seiner Rückkehr nach Europa. Daß er jenen unglücklichen Brief vorher an den Grafen von Henneberg gesandt hatte, wissen wir schon.

Der junge Steinheim, so lästig er übrigens seit einiger Zeit dem Grafen von Urach auch wurde, begleitete ihn ungebeten nach Europa. Denn noch gab er die Hoffnung nicht

auf,

auf, daß Urach endlich doch seinen Bitten und Vorstellungen Gehör geben werde. — Es war eine eitele Hoffnung.

Sie kamen in Italien an, und sogleich ließ Steinheim ihre Ankunft seinen Verwandten eilig wissen, um wo möglich dem Schrecklichsten, was er fürchtete, zuvorzukommen.

Es war unmöglich gewesen, der unglücklichen Erwine ganz zu verheimlichen, mit welchen Gesinnungen der Graf von Urach nach Deutschland kommen werde. Ein Herz wie das ihrige war nicht fähig, so etwas zu tragen. Ihr heftiger tiefer Kummer hatte zu sehr auf ihre Gesundheit gewirket, und eine langsame Auszehrung zur Folge. Diese nagte an der Blume ihres Lebens, ihre jugendlichen Kräfte schwanden, ihre Schönheit welkte sichtbarlich dahin, von den Rosen ihrer Wangen waren nur traurige Reste noch übrig. Sie, die vorhin wie eine Rose im Thal blühete, wenn die Morgensonne den Thau von ihren kaum entfalteten Blättern küßt, war nun schon halb entblättert, und man sahe, daß sie vielleicht nur so lange Zeit hatte zu leben, um zu sehen, wie ihre beyden Gemahle sich einander erwürgten.

Dachte sie an solche Auftritte, dann bebte ihre Seele vor dergleichen Ahndungen wie vor

Ge=

Gespenstern zurück, Todesschauer durchlief ihre Glieder, sie schrie laut auf, wollte aufspringen — und vermochts nicht.

XXV.

Die unglückliche Familie beschloß, dem Grafen von Urach entgegen zu gehen, und hoffte, daß der Anblick seiner armen sterbenden Erwine mehr als alle Gründe sein Herz erweichen, und ihn mit ihr aussöhnen würde.

Urach aber machte ihnen bald schon einen Queerstrich.

Er hörte, daß der Graf von Henneberg zu Worms bey dem Kayser sey. Sogleich änderte er seinen Reiseplan, und ging nicht nach Schwaben, sondern nach Franken.

Glücklicherweise hatte der junge Steinheim in allen Orten, die sie durchreiseten, eine Anweisung hinterlassen, wohin sie ihren Weg genommen hatten. Ohne diese Anweisung wäre Urach glücklich dem Auftritt entgangen, den er mit seinen Verwandten, noch vorher, ehe er den Kayser und Henneberg sahe, haben sollte. Sie holten ihn in einem kleinen bayerischen Dorfe ein, wo er durch eine List des Herrn von Steinheim genöthiget wurde, zu übernachten.

Um Erwinen nicht der Gefahr auszusetzen, unter den Ausbrüchen seiner ersten Hitze und Wuth zu erliegen, hatte man verabredet, daß sein Vater und Mutter sich ihm zuerst zeigen sollten. Das geschahe.

Wenn meine Leser nun erwarten, daß ich ihnen diesen Auftritt eben so mit Worten hinmahlen soll, wie er sich zutrug, so bedauere ich, daß sie sich in dieser Erwartung von mir getäuscht sehen werden. Ein Umstand, der ihnen vielleicht, seit sie dieses Buch lesen, schon mehr als einmal vorgekommen ist. Aber die Wahrheit zu sagen, ich würde mich versündigen, wenn ich eine solche Schilderung versuchen wollte, denn da ich mich gern bescheide, daß ich, wenn es auf das Mahlen ankommt, eben nicht sehr glücklich im Treffen bin, so würde es doch nur Klexerey seyn, was ich ihnen vor Augen legen könnte.

Hm! sagt ein Rezensent — als ob nicht das ganze Buch eine Klexerey wäre, die ohne des heiligen römischen Reichs Schaden hätte ungeschrieben bleiben können!

Hm! antworte ich, als ob nicht auch der Schade, den ich, wenn es ungeschrieben geblieben wäre, gelitten hätte, in Anschlag müßte gebracht werden. Und gesetzt

auch, daß das heil. röm. Reich durch mein Buch einigen Schaden litte, ob ich gleich nicht einzusehen vermag, wie und auf welche Weise dieß geschehen könnte, was ist es denn mehr? das heil. römische Reich kann warlich eher einen kleinen Schaden tragen, als ich. — Also kein Wort weiter davon, wenn ich bitten darf, und wir Freunde bleiben sollen.

Die Wahrheit also zu sagen, traue ich mir nicht zu, meinen Lesern den Auftritt lebhaft genug beschreiben zu können, der nun zu beschreiben wäre. Genug Urach empfing seine Aeltern mit allen Beweisen der kindlichen Liebe und Ehrerbietigkeit, aber zu verbergen, wie sehr sein Schmerz durch ihre Gegenwart geschärft werde, und welche neue Stacheln jedes ihrer Worte in ihm zurückließ — die Kunst verstand er nicht. Sich zu verstellen, dazu war er zu bieder und viel zu offenen Charakters. Sie redeten endlich auch mit ihm von Erwinen, und suchten sie bey ihm in ein vortheilhafteres Licht zu stellen; aber das war zu viel für ihn, seine Wuth und Erbitterung brach los. Sie brauchten alle mögliche Vorstellungen, sie brauchten endlich sogar ihr Ansehen, und

foderten seine Kindespflicht auf; aber sein Abscheu und seine Heftigkeit wuchs in eben dem Grade, in dem sie ihm zusetzten.

— — Aber du scheinst mir, sagte sein Vater, zu voreilig zu urtheilen, und zu handeln. Es war immer deine Art; aber ich dachte, nach Verlauf einer solchen Zeit, und nach den Erfahrungen, die du gemacht haben mußt, würdest du endlich einmal anfangen, erst zu untersuchen und zu überlegen, und dann zu handeln.

Ganz recht, wenn irgendwo etwas zu untersuchen und zu überlegen ist. Aber hier, Vater, in dem Fall mit Erwinen — ha! daß ich ihren Namen doch nennen muß! — hier ist, so wahr ich lebe, nichts zu untersuchen, nichts zu überlegen; es wäre denn, daß ich erst untersuchen sollte, ob wirklich Henneberg ihr Buhle war, erst überlegen sollte, ob ich einen Schurken in meinem ehelichen Bette dulten sollte?

Allerdings, Berthold, das ist es, was zu untersuchen ist. Henneberg war nie Erwinens Buhle, seine Frau war sie; auch bestieg Henneberg nie als Schurke dein Ehebette. Selbst der heilige Vater konnte seinen

nen Schritt nicht anders als billigen, in der Voraussetzung, daß du todt wärest.

Ja — daß ich todt wäre; aber ich lebe, und dieß Leben soll Hennebergs Tod werden, oder ich will ewig verdammt seyn. Warum untersuchten Henneberg und Erwine doch nicht, ob ich todt wäre, und überlegten dann, ob es schicklich sey, zur zweyten Ehe zu schreiten?

Sie haben untersucht und überlegt, aber alles stimmte mit der Nachricht überein, daß du todt wärest.

Nun so haben alle diese Nachrichten gelogen, und eine auch noch so sehr zusammen gesetzte und allgemein geglaubte Lüge soll mich nicht hindern, zu leben, und dieses Leben der Vipernbrut empfinden zu lassen.

Aber Berthold, in dieser fürchterlichen Heftigkeit, in dieser wüthenden Rachgier, wo du deiner dir nicht bewußt bist, glaubst du da wohl vernünftig denken und handeln zu können?

Ich glaube als ein braver Rittersmann zu handeln, und wo Ritterpflichten eintreten, da wird, denk' ich, auch die Vernunft sich fügen.

Nun dann, wenn du keine Gründe hören willst, so bitte ich dich — hörst du,

Berthold, ich befehle nicht, ob ichs gleich könnte — ich bitte dich um Gottes und der Heiligen willen, mit Thränen bitte ich dich, schiebe deine Rache auf.

Ha! Thränen für den Ehrenschänder, Thränen für den Meineidigen, der Freundschaft mir log, und mir den Dolch ins Herz stieß — das gehet zu weit! Diese Thränen hatte ich nicht von dem Ritter erwartet, der einen Berthold zeugen konnte. Bey Gott! Vater, sie fallen mir wie siedend Oel aufs Herz, aber ich will, ich muß vergessen, daß ich einen Vater habe, oder soll ich vergessen, was Ritterpflicht ist? —

Das sollst du nicht; nur bedächtlicher handeln sollst du. Und wir wollen das Schlimmste annehmen, Erwine soll schuldig und strafbar seyn, wie, wenn sie zurückkäme mit Thränen der Reue, mit dem sonst gewohnten Blick der Liebe, würdest du auch dann diese Härte behalten?

So wahr ich ewig selig zu werden hoffe, das würde ich. Thränen der Reue soll sie weinen? — ja! — wenn ich keine Krokodils-Thränen kennte — ein Blick der Liebe soll mich rühren? — hat sie nicht mit eben diesem Blick mir ehemals Liebe gelogen?

Nicht

Nicht gelogen, Berthold, sondern wirklich dich geliebt, wie sie dich noch liebt.

Hat sie nicht mit eben diesem Blick dem schändlichen Buhler Liebe geheuchelt? Nein, Bertholds Herz kennt keine Rührung mehr, soll und darf sie nicht kennen. Erst muß ich Henneberg und seine Buhlerin in Verzweiflung sehen, dann will ich ihnen fluchen, daß die Sünder Ehre, Treue und Glauben vergaßen. Und damit ich mit wenigem viel sage: — kämpfen kann ich auf Leben und Tod, kämpfen, daß den alten Grieswärteln, an Blut und Tod gewöhnt, die Glieder beben, und sie das Gesicht vor Grausen wegwenden, aber verzeihen kann ich nicht, und thue ich es eher, als Henneberg vor mir liegt, und in seinem ehebrecherischen Blute sich wälzet, eher, als ein Gottes-Urtheil mir Recht gesprochen hat, — so will ich nie des alten biedern Urachs Sohn gewesen seyn, so will ich ewig mir selbst fluchen — mein Leben sey ohne Friede, und in der letzten Stunde soll mir kein Priesterwort Trost und Linderung seyn, kein Sakrament mich trösten, und mein Tod ewige Verdammniß seyn. Keine Gewalt weder hier noch im Himmel kann und soll mich jemals dieses Schwurs entbinden.

Das war, wie jeder Leser leicht begreifen wird, so bestimmt und deutlich gesprochen,

daß der alte Urach alle Hoffnung aufgab, seinen Sohn zu gelindern Gesinnungen zu bringen. Nur in diesem Fall war er Willens gewesen, Erwinen auftreten zu lassen, so aber wagte er es nicht, sie ihm vorzuführen.

XXVI.

Mit dieser Schreckenspost, daß Urach durchaus nicht eher von Unterhandlung und Versöhnung etwas hören wolle, bis seine Rache sich in Hennebergs Blute abgekühlt habe, kamen Erwinens Schwiegerältern zu ihr zurück. Die Angst, die den Missethäter in der Zwischenzeit foltert, ehe er weiß, was seine Richter über ihn beschließen werden, ob Leben oder Tod, hatte Erwine unterdessen gefühlt, als diese Unterredung mit Berthold vorgefallen war. Sie hörte nun ihr Urtheil, das hart genug war, um auch ein minder fühlendes Herz, als Erwine besaß, zu betäuben. Man stelle sich also den Eindruck vor, den diese Härte ihres Gemahls auf ein Herz machen mußte, das schon weit geringern Zufällen untergelegen hatte.

Da sie aber fest beschlossen hatte, alles, auch das Aeußerste zu wagen, um seine Verzeihung zu erhalten, so beredete sie ihren Vater, als die alte Gräfin von Urach sie wieder

verlassen hatte, sie zu dem Hause, wo Berthold war, zu begleiten. Denn, sagte sie, etwas Härteres und Schmählicheres kann ich nicht erfahren, als was ich schon weiß; zu verlieren habe ich nun nichts mehr, vielleicht aber noch zu gewinnen. Wenn man unglücklich ist, man braucht es eben nicht in dem Grade zu seyn, als ich es bin, so ergreift man jeden Strohhalm, um ihn als Stütze zu gebrauchen. Ich will also Muth fassen, und ihn selbst sprechen; ich kenne ihn, er ist ein wüthender Löwe — nun diese Wuth will ich gern erst über mich ergehen lassen, denn, ach! mein Herz sagt mir, ich habe nicht recht gehandelt an ihm. Aber er hat doch auch ein Herz, ein Herz, das sonst so oft dem meinigen entgegen schlug, er ist nicht Unmensch, vielleicht, daß ich irgend eine noch lenksame Seite treffe, die ihn seine Erwine wieder kennen lehrt. — Ja! seine Erwine, das bin ich, das war ich immer, obgleich zuletzt das Weib eines Andern. Ja, ich will ihn sprechen, und so sey mir Gott gnädig und seine Heiligen! — Wir wollen hin.

Der alte Steinheim hatte sie ohne Unterbrechung sprechen lassen. Sein ängstlicher Blick, der Blick des leidenden Vaters ruhete unterdessen auf ihr; sein Herz schlug heftig,

und er war bey sich selbst noch zweifelhaft, ob er Erwinens Bitte erfüllen solle oder nicht. Dennoch aber glaubte er endlich, es sey Pflicht, lieber das Aeußerste zu wagen, als irgend etwas unversucht zu lassen, das ihm in der Folge wegen Unterlassung zum Vorwurf hätte werden können. Er glaubte selbst, daß kein Menschenherz so hart seyn könne, der himmlischen Redlichkeit, die in Erwinens Blicken herrschte, zu widerstehen, oder die leidende Unschuld in ihr zu verkennen, und sie unerhört flehen zu hören. Er willigte also in ihr Verlangen.

Still und ohne Geräusch traten sie, von niemanden bemerkt, in das Haus. Und um alle Gefühle Bertholds wo möglich rege zu machen, die sonst seine wonnigsten Gefühle waren, hatten sie seine beyden Kinder bey sich.

Ehe er es sich versah, lag Erwine mit den Kindern ihrem Berthold zu Füßen.

O, mein Gemahl, rief sie, und ein Strom von Thränen entstürzte ihren schon roth geweinten Augen — o mein Berthold, mein theurer Urach, vergieb, o vergieb deinem armen verleiteten Weibe — vergieb ihr auf der Schwelle des Grabes, das schon vor ihr sich öffnet, damit sie,

S. 234.

Urach! vergieb deinen armen verleiteten Weibe!

Schubert del. Frentzel sc.

wenn auch nicht wieder als dein Weib, doch mit einem Herzen zu Gott gehen könne, das durch deine Verzeihung Ruhe noch im Tode erhielt. Berthold — mein Berthold, vergieb oder durchbohre dieses schon gebrochene Herz, und erlös es von der Höllenquaal, die es leidet.

Die Kräfte entgingen ihr, sie sank halb ohnmächtig hin. —

Und was that Berthold? —

Er sprang wild auf. Diesen überraschenden Auftritt hatte er, da Erwine mit seinen Aeltern vorher nicht erschienen war, nicht erwartet; er glaubte sie gar nicht sich so nahe, und nun lag sie da zu seinen Füßen, als ob sie vom Himmel gefallen wäre. Die Erschütterung, die es auf ihn machte, war so stark, daß er selbst unwillkührlich wild aufsprang, ohne zu wissen, warum und weswegen. Er war sich seiner in diesem Augenblick so wenig bewußt, daß ein Blitzstrahl hätte neben ihm niederfahren, und das Haus zerschmettern können — er hätte es sicher nicht gehört.

Das blasse Todtengesicht, das er nur in seiner Rosenblüthe vorhin kannte, die ausgemer-

mergelte Gestalt seiner so heftig geliebten Gemahlin, die hohle winselnde Stimme, deren Lautenton ihn so oft entzückte, der Anblick seiner beyden Kinder, die mit gefalteten Händen vor ihm lagen, und — Vater, guter Vater! verzeihe unserer lieben Mutter — zu ihm herauf jammerten, und dann der dabey stehende, von Jahren und Kummer gebeugte, zitternde alte Steinheim, der mit Thränen im Auge bald seine Enkel und seine Tochter, und dann wieder seinen Schwiegersohn ansahe, und zu erspähen schien, was für ein Ende dieser ganze tragische Auftritt nehmen würde — das alles wirkte so heftig und so plötzlich auf unsern Berthold, daß Mitleiden und Liebe in dem Augenblick die erste, aber freylich ganz unwillkührliche Bewegung seiner Seele waren.

Er konnte es sich selbst nicht verbergen, daß Erwine schrecklich gelitten, und um seinetwillen gelitten habe. Leider aber hatte seine eifersüchtige Wuth viel zu tiefe Wurzel in seiner Seele gefaßt, als daß sie sich durch einen Augenblick hätte besiegen lassen können.

Wüthiger Haß und Eifersucht hatten mit seinem Mitleiden und mit seiner Liebe einen harten Kampf. In diesem Kampf, der alle seine Gesichtszüge verzerrte, starrte er sie sprachlos

mit

mit dem Blicke eines Verwirrten an, sein Herz zog ihn zu ihr hin, aber seine Wuth zog es wieder ab, und das Ende war — daß er sich von ihr los zu machen suchte.

Das arme Weib! wo hätte sie die Kräfte hernehmen sollen, so etwas auszuhalten? sie waren längst erschöpft. Ihre aufs höchste gespannten Nerven ließen plötzlich nach, und sie fiel todt vor ihm nieder.

Erwinen todt zu seinen Füßen und durch seine Schuld zu sehen, war doch auch für Berthold ein Anblick, den er nicht auszuhalten vermochte. Er faßte sie in seine Arme, und trug sie auf ein nahestehendes Bette, verließ sogleich in der heftigsten Bewegung das Zimmer, und schloß sich in ein anderes ein.

Erwine fiel unterdessen aus einer Ohnmacht in die andere, und es dauerte lange, ehe sie wieder zu sich selbst kam — man fürchtete sogar, daß es gar nicht geschehen würde. Erst nach drey Stunden hielt sich Berthold stark genug, Erwinen wieder zu sehen. Was in ihm während dieser drey Stunden vorging, zu beschreiben, ist schon um deswillen vergebliche Mühe, weil es niemand der Nachwelt aufbewahrt hat, und überdieß kann jeder Leser

sich

sich das besser denken, als man es ihm beschreiben kann.

Er kam an ihr Bette, nachdem er vorher befohlen, daß seine Pferde sollten gesattelt werden. Mit Grimm trat er ins Zimmer, aber Erwinens Anblick bändigte seine Wuth in so weit, daß sie nicht ganz zum Ausbruch kam. Mit verbissenem und gewaltsam unterdrücktem Grimm sagte er zu ihr:

Erwine! ich verzeihe dir. Vor einigen Stunden glaubte ich warlich nicht, daß ich es könnte. Inzwischen sey es — ich verzeihe dir. Mag dir Gott auch verzeihen, daß du den rechtschaffensten Mann, der, wenn er auch todt gewesen wäre, das doch nicht verdient gehabt hätte, so bald vergessen konntest. Es ist nichts, daß sie sagen, sie hätten dich verleitet. Erwine, ich sage dir — Bertholds Weib mußte nicht verleitet werden können. Ich verzeihe dir auch nicht deswegen, daß man die Schuld von dir ab, und auf andere wälzet, sondern wegen deiner Reue, die das Roth von deinen Wangen, und das Feuer aus deinen Augen vertilgt hat. Aber du bist jetzt nicht mein Weib — wollte Gott, daß du es

Ich verzeihe dir, Gott mag dir auch verzeihn du bist ietzt nicht mein Weib — Hennebergs Weib bist du.

Schubert del. Heinr. Müller sc.

nie gewesen wärest, denn ich schäme mich nun deiner — Hennebergs Weib bist du zu deiner Schande, so lange Henneberg noch da ist. Wessen du künftig seyn wirst, soll in wenigen Tagen entschieden seyn. Sie sagen mir, du habest mich immer geliebt; ich kann es nicht glauben. Wenn es aber wahr ist, was sie sagen, so laß sehen, was du thun wirst. Sieh! ich gehe jetzt hin, deinem Verführer und Schänder, dem Ehebrecher den Lohn seiner Schandthaten zu geben, oder selbst zu fallen; hast du mich geliebt und liebst du mich noch, so mußt du den Ehrenschänder, der deine Schwäche in meiner Abwesenheit misbrauchte, so wie ich, verabscheuen. Wirst du mir also wohl auch deine Rache gegen deinen Verführer auftragen? Thust du es, so will ich glauben, was sie sagen, und das wird meinen Arm stärken, wenn er noch mehrerer Stärke bedarf; thust du es nicht, so weiß ich, was ich zu denken habe.

Erwine war in der mißlichsten Lage von der Welt. Sie liebte den Grafen von Henneberg nicht mit der Liebe, womit sie ihren Berthold von Urach geliebt hatte; aber sie ehrte

sie schätzte ihn, selbst die Dankbarkeit foderte dieß als Pflicht von ihr. Sie war überzeugt, daß Berthold ihm zu viel thue, sollte sie den Mann verfluchen, und Bertholds Rachsucht gegen ihn noch mehr verstärken, der, wie sie glaubte, ohne Schuld war, und wie sie wußte, um ihretwillen schon unendlich viel litt? — Und doch hatte Berthold dieß, Gott weiß, mit welchem Rechte, zum charakteristischen Kennzeichen ihrer Liebe gemacht, und an diese Bedingung seine Verzeihung geknüpft, ohne welche sie weder leben, noch sterben zu können glaubte. In dieser Betäubung, in diesem heftigen Kampf zwischen zwey entgegen gesetzten Empfindungen, hob sie kraftlos ihre Hände gegen Berthold auf:

Um Gottes willen, sagte sie, lieber Berthold, welch ein Entschluß! welche Härte! bleiben Sie hier. Oder wollen Sie vorsätzlich und mit Ueberlegung das schrecklichste Verbrechen begehen, und an Ihrem unglücklichen Freund zum Mörder werden? —

Die Stimme und Kraft zu reden verließ sie.

Aufrichtig zu sagen, lieber Leser, können wir nicht leugnen, daß Erwine hier, auf das ge-

gelindeste zu urtheilen, nicht ganz klug und vorsichtig genug handelte. Bertholds Rache war nun einmal nicht zu bändigen, durfte sie es wohl übernehmen, gerade in diesem entscheidenden Augenblicke für Henneberg bey ihm sprechen zu wollen? Und wie durfte sie, nach alle dem, was schon vorgefallen war, und nach allen Erklärungen Bertholds, eine gute Aufnahme ihrer Fürsprache hoffen? Henneberg wurde nicht glücklicher dadurch, sie aber auf alle Fälle unglücklicher. Die Folge lehrte sie das.

Berthold antwortete ihr gar nicht; aber er warf einen Blick, der zum Theil Wuth, zum Theil Verachtung war, auf Erwinen zurück, der ihr mehr sagte, als die längste Antwort, und schneidender war, als die härteste, die er ihr hätte geben können.

Schon vor Erwinens Ankunft hatte er seine Aeltern zu fest versichert, daß ihn nichts in der Welt von seinem Vorsatz abhalten würde, Rache an dem Grafen von Henneberg zu nehmen. Das wußte Erwine, und sie hätte auch wissen können, daß Berthold der Mann nicht war, der in seinen Vorsätzen so leicht könne wankelmüthig gemacht werden.

XXVII.

Ich muß hier die Leser, wenn anders Bertholds Steifsinn etwas gerechtfertiget werden

soll, auf den ersten Band dieser Geschichte, und zwar auf die Einleitung verweisen, die einige Gedanken über das Ritterwesen des Mittelalters in Deutschland enthält. Dort werden sie von S. 69 = 84. manches schon angeführt finden, was zu Erklärung dieses Zweykampfs zwischen Berthold und Werner dienen kann. Nach den damaligen Grundsätzen war es weder eine lasterhafte noch gesetzwidrige Handlung. Es war eine gerichtliche Handlung, eine Art Rechtsentscheidung, wo die Waffen die Stelle der Richter und Advokaten vertraten. Der damalige Adel entschied in den meisten Fällen zweifelhafte Dinge auf diese blutige Art. Am gewöhnlichsten aber waren doch dergleichen gerichtliche Kämpfe, um Beschuldigungen entweder dadurch zu beweisen, oder von sich abzulehnen, so wie auch bey Beleidigungen, von denen man glaubte, daß sie durch keine andere Genugthuung als durch den Tod abgebüßet werden könnten. Selbst die Geistlichen glaubten und lehrten, daß Gott in einem solchen Zweykampfe dem Unschuldigen beystehe, und siegen helfe, gesetzt auch, daß er schwächer sey, als sein Gegner.

Wenn also der alte Graf von Urach den Zweykampf seines Sohnes mit dem Grafen von Henneberg, so wie auch Erwine zu verhindern

suchten, so geschahe es nicht deswegen, weil sie den Zweykampf überhaupt verabscheueten, in so fern er persönliche Rache war, sondern weil sie glaubten, Bertholds Sache sey ungerecht, und er könne unmöglich siegen.

Als daher der alte Graf von Urach sahe, daß seine Vermahnungen und Vorstellungen an Berthold, so wie die Thränen seiner Mutter und seiner Erwine fruchtlos waren, so gab er nach, und ließ sich nur von ihm versprechen, daß er nicht übereilt zu Werke gehen wolle, und sagte ihm, daß er selbst ihm nach Worms nachfolgen werde.

Berthold war damit wohl zufrieden, und erinnerte ihn jetzt an sein Versprechen, umarmte seine Mutter, und stieg, ohne sich wieder nach Erwinen umzusehen, mit seinem und des jungen Steinheims Gefolge zu Pferde, um seinen Weg fortzusetzen.

Die unglückliche Erwine erhob nun, da sie seinen Ernst und Starrsinn sahe, ein jämmerliches Geschrey, und flehete um die Barmherzigkeit, ihr lieber noch vorher das Schwerdt durch die Brust zu stoßen, ehe er abreise, um entweder gemordet zu werden, oder selbst zu morden. Aber alles war umsonst. Er war

und blieb taub bey ihrem Flehen, und — reisete ab.

Von diesem Augenblick an fiel die trostlose von zweyen Gemahlen verlassene Erwine in eine tiefe Melancholie, die ihren Verstand angriff. Der Tod that einen weiten Schritt auf sie. Sie selbst fühlte es in ruhigen und lichten Augenblicken wohl, daß ihre traurige Laufbahn sich allmählig ihrem Ende nähere, und bezeigte viel Zufriedenheit, wenn sie fühlte, daß ihr Herz gebrochen sey, und ihr Jammer sich bald endigen werde.

Sie sind fort, seufzete sie — fort ohne mich! — o! warum tödteten sie mich vorher nicht durch einen Streich? warum muß ich nun mit langsamer Todesquaal kämpfen? Jeder Augenblick kann mir die Schreckenspost bringen: mein Berthold fiel unter dem Schwerdtstreich meines Hennebergs — meines Hennebergs? wie? was sage ich? meines? o! er ist es nicht, Berthold ist es — er war es nie. Doch nein! warum soll ich mich einer Empfindung schämen, die aus reiner Quelle floß? Wie dem auch sey! man nenne ihn den meinigen oder nicht; mein dankbares Herz leidet, wenn

ich mir ihn unter Bertholds blutigem Schwerdt denke; aber es leidet noch mehr, wenn dieser fällt, und seine Sache ist doch nicht die Sache der Gerechtigkeit und Wahrheit. Gott! er wird, er muß fallen! Jesus! Maria! — Berthold fallen — als ungerechter Ankläger fallen! — ha! das schneidet Luft und Athem ab. O! ihr Heiligen! wie vermag ich den Gedanken auszuhalten? Berthold liegt in seinem Blute, von seinem Freunde — ach! nicht gemordet — aber doch getödtet, nach Gottesspruch getödtet — er krümmt sich blutend um sein Schwerdt, und röchelt Reue, aber zu spät; oder stammlet Fluch! Gott! großer Gott! was soll aus dem armen Weibe werden? — Nun dann armes Herz! dulte so lange und so viel du kannst, und kannst du nicht mehr — je nun, so brichst du — und mir ist wohl.

XXVIII.

Die beyden alten Ritter eilten nach Bertholds Abreise auf ihre Güter zurück, boten einen Theil ihrer Ritter und Knappen auf, und gingen mit ihnen nach Worms.

Erwine konnte es nicht unterlassen, noch einen Versuch mit Berthold zu machen, um, wenn auch nicht sich selbst, denn sie fühlte des Todes Andringen nur gar zu sehr, doch wenigstens Berthold oder Henneberg zu retten, und von einer Handlung abzuhalten, die in ihren Augen, und nach ihren Begriffen, von Seiten Bertholds abscheulich war.

Sie schrieb an den Grafen Berthold, wie folget:

Mein Berthold!

Immerhin vergönne mir diese süße Anrede, die so oft mein Herz mit Wonne erfüllte, noch in den letzten Augenblicken meines Lebens zu gebrauchen, um doch nicht ganz trostlos zu sterben. Ja! Berthold, ich fühle es — sie kommt mir täglich mit schnellern Schritten näher, die Stunde, die mir Erlösung und Ruhe bringen wird, nach der ich schon seit Jahren schmachte. In dieser feyerlichen Stimmung meines Herzens, das vielleicht in der kommenden Stunde schon bricht, wende ich mich noch einmal an dich. Dank dir für alle Liebe und Güte, die ich an deiner Seite in meinen glücklichen Tagen durch dich genoß — Dank dir! mein letztes Stammeln, mein letztes Denken sey Segen für dich. Ich sterbe gern, denn nichts

nichts hält mich an dieses unruhige Leben zurück — nicht meine blühende Jugend; sie war blühend, aber die Blüthe ist abgewehet von Stürmen des Unglücks, und die Blume gebrochen — nicht Freuden des Lebens; denn schon lange weiß ich nicht mehr, was für Freuden das Leben hat, ich sehe weit umher, und finde keine, weder nahe noch fern, die auf mich warten. Was kann also das Leben reizendes für die haben, die von dem, was ihr lieb und theuer war, verkannt, verstoßen, verachtet ist — o Gott! verachtet nicht bloß — gehasset ist? Großer Gott, nimm mir das Wenige von Vernunft, was ich noch besitze, damit nur kein Raum ferner für diesen schrecklichen Gedanken bleibt — laß mich an deiner Gnade, laß mich an meiner Seligkeit zweifeln, nur nicht an Bertholds Liebe und Achtung!

Es gab eine Zeit, Berthold, wo ich glücklich war, wenigstens glücklich zu seyn wähnte; es war die Zeit, wo ich an deinem Arm noch Freuden des Lebens kannte und genoß, und — diese Zeit ist nicht mehr — längst nicht mehr. Plötzlich — hilf, ewiger Gott! die Erinnerung an diesen schrecklichen Zufall beschleuniget meinen Tod — plötzlich stürzte ich vom Gipfel meines Glücks in namenloses Elend herab; und

als ob dieß noch nicht hart genug wäre, mußtest auch du mit Schimpf und Schmach mich belegen! Und nun Berthold! höre, damit Gott dich wieder höre, und gnädig dich richte.

Vor dem Angesichte Gottes, den zu täuschen keine Heucheley fein und versteckt gnug ist — Gottes, der Menschenherzen kennet und durchforschet, und Gedanken richtet, noch ehe sie geboren werden — Gottes, der mich, so wie auch dich richten wird, — Gottes, dessen Richterspruch ich nun bald hören, wo ich erscheinen werde, wie ich bin, nicht wie ich gern seyn möchte — vor dem Angesichte dieses Gottes rede ich mit dir. Wenn die letzte Bitte — ja! Berthold, die letzte deiner sterbenden Gattin, denn das bin ich, so sehr du dich auch dagegen sträubst, irgend eine noch nicht ganz fühllose Seite deines Herzens treffen kann; so beschwöre ich dich bey Gott und bey allem, was je dir heilig war, oder ehrwürdig seyn kann — laß mich nicht mit dem schrecklichen Gedanken aus der Welt gehen: du habest einen Groll gegen mich im Herzen. Was hätte ich jetzt wohl, in der Nähe der feyerlichsten aller Stunden, in meiner Todesstunde für Gründe, dir Wahrheit zu heucheln; jezt da alle meine durchlebten Tage vor meinen halbgebrochenen

Augen in aller ihrer Blöße stehen, da keine der Verbindungen mehr Statt hat, die mich partheyisch machen, die mich Lügen lehren, oder mir nur Schweigen auflegen könnte? Sieh! wär' ich schuldig, so hätte ich die Lasten meiner Verschuldung, auch die schwersten, ohne Widerrede getragen, mich in irgend eine Kluft verborgen, und Fluch und Tod von dem erwartet, den ich beleidigte.

Aber ich bin unschuldig — bey Gott! ich bin es. Mit zitternder Hand, die nicht das Bewußtseyn der Schuld, sondern die Abnahme der Lebenskräfte zitternd macht, — mit zitternder Hand, auf der schon der Todesschweiß liegt, schreibe ich es nieder — ich bin unschuldig. Auch Henneberg ist es.

Empört dich dieses Wort? Nun dann der Gott, zu dem ich flehe, der mich schuf, der mich richtet, sey Zeuge unserer Unschuld, sey Zeuge, daß ich rede, was ich weiß, und wie ich denke — daß ich Wahrheit rede.

Möge er doch nach meinem Tode die Welt überzeugen, daß ich nicht eine von den schrecklichen Beschuldigungen verdiene, womit die Tücke heimlicher Feinde meinen Charakter beflecket, meinen guten Leumund verwundet, meine Redlichkeit und eheliche Treue in Zweifel gezogen,

meine Unschuld mit Füßen getreten, und dich schrecklich hintergangen hat. Glaube, BertHold, glaube dieß deiner sterbenden Gattin, noch mehr, einer Christin, die mit Schauder und Entsetzen in eine andere Welt blicken würde, wenn ihr letztes Geständniß eine Lüge wäre. Ich sterbe aber freudig — glaube mir — denn der Unglückliche, der schuldlos Leidende segnet den Tod.

Aber das schmerzt mich weit schrecklicher als Todesquaal, daß ich dich nicht an meinem Sterbebette sehe, daß kein mitleidiger Blick, kein liebevoller Händedruck mir die Angst des Todes erleichtert, daß ich sterben soll, ohne daß du mir mit sanfter Hand die Augen zudrückst! Doch ich bin nicht allein. Gott, der Zeuge meiner Redlichkeit und Unschuld, blickt mit Trost auf das Lager herab, auf dem ich leide. Bald — Gott! mein Gott! bald bringst du mich hin, wo ich für meine Lieben und Freunde, auch für die, die mich von sich stießen — auch für meine Feinde ungehindert beten kann. —

Noch einmal, Berthold, versöhne dich mit mir, mit Henneberg, mit allen, die du verkannt hast! Höre den Rath, und befolge ihn, den dir unsere Aeltern geben, oder zweifelst du,

daß

daß diese es nicht ehrlich mit dir meynen? Ach! wüßtest du die Thränen, die sie mit mir um dich weinten! und wisse, Berthold, jede dieser Thränen, jeder ihrer Seufzer wird ewiger Fluch für dich, der jede Freude des Lebens von dir scheucht, jede deiner Stunden, auch deine süßesten verbittert, deine Tage verkürzt, deine Ehre vernichtet, dich mit Jammer und Schande in ein fürchterliches Grab stürzt. Noch einmal, Berthold, verzeihe und versöhne dich. Und nun lebe wohl!

Der Himmel segne dich, führe und leite dich, und mache deinen Sinn milder — er gebe dir in reicherm Maas das Glück, das ich genoß und nicht genoß, er knüpfe die Tage, die von den meinigen gerissen werden, an dein Leben, und lasse es ein langes glückliches Leben seyn — er segne dich, unsere Aeltern, unsere Kinder, er segne jeden, der mir wohl will — ja, er segne auch deine und meine Feinde!

Mein Kopf wird schwach, meine Hände zittern immer mehr, auch die letzte Kraft scheint von mir zu fliehen, meine Augen werden dunkel, das Triebwerk der Maschine stockt — ach! meine Seele eilt aus dieser irdischen Hülle — Berthold! theurer Berthold! meine letzte Empfindung für dich ist Liebe und Dank,

mein

mein letzter Wunsch, Segen, mein letzter Seufzer, Gebet für dich — o! Gott! die Welt schwindet mir vor den Augen — vergieb, Berthold, vergieb, sey wieder mein, und fluche nicht meinem Staube. Und nun das letzte — letzte unaussprechlich lange Lebewohl deiner dich liebenden aber unglücklichen

Erwine.

So schrieb sie mit vieler Mühe und Anstrengung, mit öfterer Unterbrechung und Ruhepunkten. Der alte Urach nahm den Brief mit nach Worms, und übergab ihn seinem Sohn. Der las ihn — wurde erschüttert — eine Thräne zitterte ihm aus den Augen —— aber sein Herz schnob Rache gegen Henneberg.

Ich verzeih ihr, sagte er, sie hat viel gelitten, sie mag unschuldig seyn, aber warlich nicht Henneberg! ihm verzeih ich nie, auch im Tode nicht. Er ist die Quelle der Leiden dieses guten und vielleicht zu guten und schwachen Geschöpfes; er muß doppelt büßen, daß er die reinste Unschuld vergiftet und gemordet hat. O! daß sie ihm nicht flucht, das martert und mordet mich — aber er soll büßen, wie noch nie einer.

So sprach er, und dabey blieb es.

XXIX.

XXIX.

Noch ehe die beyden Alten in Worms angekommen waren, war schon der junge Steinheim da, der nicht von Bertholds Seite wich, so kaltsinnig dieser sich auch gegen ihn betrug, und so hart er gegen seine Schwester verfuhr. Dieser junge edle Mann konnte sich noch immer nicht darüber beruhigen, daß er durch seinen unvorsichtigen Bericht, wie er selbst es nannte, den Grafen in diesen unglücklichen Zustand gestürzt habe, noch immer rechnete er es sich zum Verbrechen, daß er geglaubt hatte, was das ganze christliche Heer glaubte, und daß er nach Deutschland berichtet habe, was nach dem Urtheil seiner Freunde damals, als er schrieb, keinem Zweifel unterworfen schien. Er hielt es für Pflicht, dem Grafen von Urach auf alle Art und Weise, besonders auch durch seinen unzertrennlichen Beystand seine Reue zu zeigen, so wenig auch der Graf von Urach darauf zu achten schien.

Seine Ankunft in Deutschland war allenthalben bekannt geworden, und folglich auch seine ganze Geschichte und sein Verhältniß mit dem Grafen von Henneberg und Erwinen. Nun ist es von jeher, wenn man anders die Thatsachen, die uns die Geschichte aller Zeiten,

aller Länder und aller Völker aufstellet, nicht muthwillig in Zweifel ziehen will, ein Hauptingredienz der Erbsünde gewesen, die aller vom Weibe Gebornen anklebt, was auch immer die neuen Herrn Theologen, die gern ohne Erbsünde empfangen, gezeugt und geboren seyn möchten dagegen erinnern — sich um die histoire scandaleuse der ganzen übrigen Welt mehr zu bekümmern, und mehr Antheil daran zu nehmen, als an seiner eigenen. Schwerlich werde ich also meine Leser überraschen, wenn ich sage, daß eine erstaunliche Menge hoher Personen und wackerer Ritter zusammen kamen, besonders da der Graf von Henneberg öffentlich erklärt hatte, daß ihn die Drohung und Ausfoderung des Grafen von Urach von seiner vorgehabten Reise nach dem heiligen Lande abgehalten habe. Alle wollten nun Zeugen von dem Ausgange eines so merkwürdigen Handels seyn.

Mit Ungedult hatte Berthold die Ankunft seines Vaters erwartet. Die beyden Alten gaben sich noch einmal alle mögliche Mühe, ihn zu überzeugen, daß der Graf von Henneberg ihn ohne Vorsatz und aus gleichem Irrthum wie sie alle zugleich beleidiget hätte, und daß er also von seinem Zweykampf mit Henneberg abstehen, oder auch ihnen einen Fehdebrief schreiben

ben müsse. Das erste sey eben so billig und einleuchtend, als das letzte ungereimt und gottlos seyn würde.

Allein Urach behauptete steif und fest, was einmal unaustilgbar tief in seiner Seele haftete: daß Henneberg schon vor seiner Abreise nach den heiligen Lande gottlose und ehrenschändende Absichten auf seine Frau gehabt habe, daß alle seine Freundschafts-Versicherungen dahin abgezweckt, und daß er daher jedem andern eher verzeihen könne, als ihm, ob er gleich nicht genau untersuchen wolle, wie viel oder wie wenig jeder zu dem unglücklichen Schritte Erwinens beygetragen, oder nicht beygetragen habe. Er fodere nun aber von seinem Vater, die Unterstützung, die er ihm in seinem Vorhaben geben könne.

Diese Foderung Bertholds mag vielleicht manchen übertrieben und unverschämt scheinen, aber sie ist es nicht.

Nach Rittergesetzen war Berthold, in so fern er Ritter war, und durch einen Kreuzzug das gelobte Land mit vertheidiget hatte, nach damaligem Herkommen sein eigener Herr, und von der väterlichen Gewalt befreyet. Sein Vater konnte ihn also nicht mit Zwang von seinem

nem Vorhaben abhalten, sondern mußte es lediglich ihm überlassen, was er zu Vertheidigung seiner gekränkten Ritter-Ehre thun oder nicht thun wollte oder konnte. Noch mehr — die Gesetze der Ehre und des Faustrechts litten es auch nicht, daß er oder jemand von seiner Familie in dem Fall, daß sein Sohn etwas gegen den Grafen von Henneberg vornähme, ihm seinen Beystand und Unterstützung versage, besonders da Berthold Mittel gefunden hatte, seine übrigen Anverwandten, Clienten und Vasallen alle in Worms zu seiner Unterstützung zu versammlen.

Der alte Urach und Steinheim waren also ganz gegen ihren Willen und Ueberzeugung durch die Gesetze des Ritterthums genöthiget, sich auch in Worms wenigstens zum Schein auf Bertholds Seite zu schlagen. So siegte der wüthende Haß des Grafen über alle Hindernisse und Schwierigkeiten, die seine Familie ihm in den Weg legte. Man folgte, oder vielmehr, man mußte seinen Maasregeln folgen — gern oder ungern — das that hier nichts zur Sache.

XXX.

Der Tag kam nun, an welchem der Kayser nach damaliger Sitte unter freyem Himmel Ge-

richt hielt. Berthold von Urach trat in Begleitung seines Vaters und Schwiegervaters vor ihm hin, und begehrte im Angesichte der Edlen und Ritter Deutschlands, und des ganzen kayserlichen Hofes, und einer unzählbaren Menge Volcks, die die Neugierde herbeygepeitscht hatte: — daß der Kayser, als oberster Richter Deutschlands, den Grafen Werner von Henneberg sollte lassen vorladen, weil er gegen ihn eine Klage auf Leib und Leben habe.

Der Kayser bewilligte es, und ernannte Richter und Beysitzer, theils weil er es nach Rittersitte nicht abschlagen durfte, theils weil er hoffte, daß Berthold nun wenigstens in Worms sein Grab finden werde, das er ihm im heiligen Lande bestimmt hatte. Er antwortete also:

Graf Berthold von Urach! Eure Klage gegen den Grafen Werner von Henneberg wollen wir morgen hören, und den Grafen von Henneberg fodern lassen, und richten dann, was Rechtens und Richterbrauch ist. —

Des andern Tages wurde also ein förmliches und feyerliches Kampfgericht gehalten. Zu dem Ende war ein großer ebener und freyer Platz zugerichtet, an dem rings herum Gitter-

werk lief. In diesem Platz war für den Kayser und seinen Hof eine prächtige Bühne erbauet, und für die Kampfrichter der Richtstuhl auf einem erhabenen Orte, und an dessen Seiten etwas niedriger für die Beysitzer und Kampfhelden zwo Bänke. Vor diesen war eine aufgerichtete Lanze, bey welcher ein weißes Weidenstäbchen lag. Den Eingang des Gitters bewachten die Kreiswärtel *) mit kreuzweis gestellten Spießen. Vor dem Gitter waren die Schilde und Wappen der beyden kämpfenden Ritter und ihrer Gehülfen aufgesteckt zu sehen, um zu untersuchen, ob die kämpfenden Partheyen voll und ebenbürtig und turnierfähig wären. Zu dem Ende war der Kampfherold mit mehreren Kreiswärteln und alten Kampfrittern dahin gestellt, die diese Adelsprobe anstellen mußten.

Der Kampfrichter erhob sich, und rief laut zu seinen Beysitzern:

Eb=

*) **Kreiswärtel, Warner oder Lüßner** waren alte Kampfhelden oder Renommisten, deren Amt darinnen bestand, Acht zu geben, daß alles ehrlich, ordentlich, nach Ritterbrauch und Sitte, und sonder Gefährde, List und Trug zugehe. S. 1 B. S. 82 ff.

Edle und streitbare Ritter, ihr alten Kampfhelden! euch rufe ich auf, mir zu sagen, was ein wahres rechtes Kampfgericht sey, und wie es gehalten werden mag nach Sitte und altem Herkommen?

Der älteste Beysitzer antwortete hierauf:

Willst du den ältesten Kämpfer hören, so höre mich. Ich meyne, nach Sitte und Rittergesetzen müssest du das freye Kampfgericht mit Bann und Friedentröstung und Geleit hegen und handhaben.

Der Kampfrichter antwortete: — Nun so sey es!

Er rief hierauf den Kampfhelden, die die Schilde außer dem Kreise untersucht hatten, zu:

Herold des Kampfes, Ritter und Kreiswärtel! ich frage euch auf euer Ritterwort und Ehre, mir zu sagen, ob beyde Kämpfer, Ritter Berthold von Urach und Ritter Werner von Henneberg, nebst ihren Helfern und Knappen, unbescholtene freye Männer sind, die des Kampfes wohl bestehen mögen, einander ebenbürtig und von gleicher Schildgenossenschaft?

Der älteste der Kampfhelden außer dem Kreise antwortete laut:

Edler Ritter und Richter dieses freyen Kampfgerichts! auf Ritterwort und Ehre und als wir urtheilen mögen, sind beyde Helden, Ritter Berthold von Urach, und Ritter Werner von Henneberg, offenkundig von rechter Ritters Art zu diesen Heerschildern geboren, schöffenbare freye Männer, — dürfen jedes freye Turnier besuchen, und ungehindert einreiten und Kampfes bestehen. Ist jemand nun noch dawider, der trete auf und spreche, oder schweige hernach.

Der Kampfrichter rief nach einer Pause:

Kreiswärtel! wenn dem so ist, und niemand dagegen spricht, so laßt die Kämpfer in die Schranken.

Die Schranken wurden geöffnet. Und nun erschienen beyde Gegner an der Spitze eines ansehnlichen Gefolges von Vasallen, Adelknechten, Schildknappen und Buben, *) in der Pracht

*) Buben. Man sehe davon nach 1 B. S. 45., wenn man noch nicht weiß, daß der Bube eines Ritters damals etwas ganz anders

Pracht ihres Feldgeräthes. Der Graf von Urach warf auf seinen Gegner einen grimmigen Blick. In des Grafen von Henneberg Gesichtszügen aber herrschte stiller Kummer und schwermüthiger Schmerz.

Der Herold erhob hierauf seine Stimme, und rief laut:

Bey dieses freyen und rechtmäßigen Kampfgerichts Strafe und Bann gebiete und befehle ich Schweigen und Ruhe. Trompeter blaset! —

Nachdem dieß vorbey war, rief der Kampfrichter:

Berthold von Urach! Ihr habt gestern vor unserm Kayser gebeten, daß Werner von Henneberg vorgeladen werde, weil ihr gegen ihn auf Leib und Leben zu klagen hättet. Eurer Bitte ist gewillfahrt, und hier stehet vor diesem freyen Kampfgericht Werner von Henneberg euch entgegen.

ders war, als er jetzo ist, wo es freylich der Buben — auch der adelichen Buben mehr als zu viel giebt, die aber, so wie das Wort, ganz ausgeartet sind.

Laßt also hören, und sagt an, wessen gebt ihr ihn schuldig?

Der Graf von Urach rief nun mit grimmiger Stimme und Miene:

Graf von Henneberg! Ich klage dich an vor Gott, vor unserm Kayser, und vor den edlen Männern Deutschlands, daß du bist ein Verräther und ein Verführer. Du hast mein Weib Erwine von Steinheim zu verleiten gesucht, die mir gelobte Treue zu brechen, ehe ich Deutschland verließ, gegen die Ungläubigen zu streiten — du hast aus dieser heimtückischen Absicht Freundschaft gegen mich gelogen. Du hast hernach auf ein falsches nicht untersuchtes Gerücht von meinem Tode, meines Weibes Freunde verführt, daß sie sie überredet haben, dich in ihr Ehebette aufzunehmen. Ich erkläre dich wegen alles dieses für einen ehrlosen Mann, und erbiete mich, meine Beschuldigung mit dem Speer und Schwerdte gegen dich zu beweisen.

Der Graf von Henneberg war sich den ersten Theil der Anklage, ob ihn gleich Urach schon in seinem Ausforderungs-Briefe hatte mit ein-

einfließen lassen, doch hier nicht vermuthen gewesen. Je weniger ihn sein Gewissen anklagte, daß er jemals die schändliche Absicht geheget, die ihm Urach Schuld gab, desto heftiger entflammte sein Zorn. Sein Gesicht, das bis auf den Augenblick, da Urach zu sprechen anfing, unverändert geblieben war, wurde mit einer Scharlachröthe überzogen, in seine von Kummer verloschene Augen kehrte blitzendes Feuer zurück, und kaum hatte er so viel Gewalt über sich, seine Antwort so lange zurückzuhalten, bis sein Gegner ausgeredet hatte.

Graf von Urach, sagte er hierauf; Ich antworte dir vor Gott, unserm Kayser und vor diesen unsern edlen Richtern, daß du in allen Stücken deiner Anklage schändliche Unwahrheit sprichst. Nie habe ich meine Augen zu deiner keuschen Gattin erhoben, als bis ich, nicht durch ein Gerücht, sondern von deinem Schwager, der da gegenwärtig an deiner Seite stehet, die Nachricht von deinem vermeynten Tode erhielt. Ich habe sie hierauf nach den Gesetzen der Kirche geehlichet, und alle ihre und deine Verwandte heuchelten mir damals Freundschaft, ohngeachtet sie jetzo auf deiner Seite stehen.

Ich

Ich erkläre dich also für einen ehrlosen Verläumder, und will dir mit meinem Speer und Schwerdte beweisen, daß du ein solcher bist. Edle Ritter Deutschlands, Richter dieses freyen Kampfsgerichts! Ich hebe meine Arme auf gen Himmel, ich nehme alle Gerichte Gottes auf mich — der und seine Zeugen sagen Lügen! —

Beyde Ritter baten hierauf den Kayser und die Richter, ihnen zu erlauben, daß sie vor den Augen der Ritter Deutschlands ihre Sache mit Schwerdt und Speer, und so als es Sitte und Ritterbrauch sey, ausmachen und entscheiden dürften.

XXXI.

Schon sollte dieses mit den gewöhnlichen Gebräuchen unserer Väter geschehen, als der alte Steinheim hervortrat, und laut sprach, wie folget:

Edle Männer Deutschlands, ihr alten Kampf- und Sieggewohnten Ritter, und du unser höchster Regent, hört mich! hört einen alten Mann, dem der Schmerz Kräfte gegeben hat, an diesen Ort eurer Versammlung zu kriechen! Wollt ihr auf die

Stimme zweyer Rasenden hören? soll es diesen jungen wüthenden Männern erlaubt seyn, die tapfere Sitte unsers Vaterlandes, die uns verbietet, wirkliche Beleidigungen ungerächt zu ertragen, zur Befriedigung ihrer Leidenschaften zu misbrauchen? sollen sie eure geheiligten Richterstühle in Schauspielörter verwandeln, wo ihr zweyen wilden Thieren zusehet, die sich nur aus Mordlust und ohne alle gegebene Ursach erwürgen? Ich ehre die Gottesurtheile; aber warlich! Ritter! in diesem Zweykampf kann kein göttlich Urtheil Statt finden. Denn ich zeuge hier vor Gott und vor euch, der Graf von Henneberg ist unschuldig. Fiele er durch Urachs Schwerdt, so fiele er nicht durch Gottes Urtheil, denn er hat den Tod nicht verdienet. Tödtet hingegen sein Schwerdt seinen Ankläger, so raubt er ihm sein Leben nun mit Vorsatz, so wie er ihm vorhin sein Weib ohne Vorsatz raubte. Das kann Gott nicht wollen, der ihn von dem Schwerdt und von den Ketten der Ungläubigen befreyet hat. Darum seyd gerecht, ihr Richter, und gebt diesen unnatürlichen Zweykampf nicht zu; nöthiget vielmehr beyde,

daß sie euch bey ihrer ritterlichen Ehre, und bey der Hoffnung ihrer Seligkeit angeloben müssen, nie ihre Schwerdter auf einander zu zucken, außer in einer Schlacht.

Ist euch das Wort eines alten Mannes, eines Ritters, der nie seines Gegners Schwerdt scheuete, der so manche Lanze in Schimpf und Ernst brach, der mit Freuden sein Blut mehr als einmal aus seinen Wunden fließen sah, wenn es Gott, den Kayser und Deutschlands Ehre galt, der nun noch, da er mit einem Fuß im Grabe schon stehet, ein glühend Feuer in jeder Ader, in jedem Nerven fühlet, da er siehet, daß zwey junge Männer, die ihren Muth und ihr Blut und Leben dem Vaterlande und wichtigern Pflichten schuldig sind, sich mit mehr als thierischer Wuth die Hälse brechen wollen — ist euch, edle, tapfere und biedere Ritter dieses deutschen Landes, das Wort eines Mannes werth, der wohl weiß, was Ritter-Ehre und Ritterpflicht ist, und der die Gesetze des Ritterthums ehrt und schätzt, und selbst von jeher ein strenger Beobachter und eifriger Vorfechter derselben war,

der sich dreist auf die Stimme seines Vaterlandes berufen darf, ob jemand der Unbescholtenheit seines Rufes etwas entgegen setzen dürfe — ist euch die Ruhe zweyer Familien, und das Leben zweyer jungen Ritter nicht ganz gleichgültig — o! so laßt meine Rede nicht fruchtlos, meine Bitte nicht unerhört, meinen Wunsch nicht unerfüllt bleiben. Gern will ich sterben, wenn ich vorher die Ruhe, die eine Reihe unglücklicher Zufälle aus diesen Familien scheuchte, wieder hergestellet, wenn ich zwey junge Männer, die die engste Freundschaft von Jugend auf verband, und die unsinnigste Wuth nun trennet, wieder vereiniget habe; aber mit Herzeleid werden meine grauen Haare zur Grube fahren, wenn ich am Ende meiner Tage noch dieß scheusliche Schauspiel erleben soll und muß, das schwerlich seines gleichen in den Jahrbüchern deutscher Nation hat.

Edle Männer! hört mich, und nicht diese Unsinnigen, die Wuth und Eifersucht ihres Verstandes beraubt — hört mich, damit Gott euch wieder höre!

Mein Kopf wird schwach und zittert, der Quell des Lebens versieget, meine Kniee wanken — ich muß aufhören, um nicht vor euren Augen ins Grab zu sinken.

Diese vernünftige Vorstellung eines Mannes, den ganz Deutschland kannte und hochschätzte, und dessen Kummer so vieles Mitleiden verdiente, fand den stärksten Beyfall. Die ganze Versammlung schien nur eine Stimme zu haben; alle riefen, daß der Zweykampf müsse gehindert und verboten werden. Die gemeinschaftlichen Freunde arbeiteten an den beiden Gegnern, sie zu bewegen, ihre Rache aufzugeben. Der Graf von Henneberg war willig dazu, foderte aber, daß Urach den ersten Theil der Anklage, der ihn am tiefsten verwundet hatte, zurücknehmen sollte. Urach aber wich keinen Schritt, und gab auch nicht in dem geringsten Theile nach; er antwortete vielmehr auf alles mit der heftigsten Wuth und Bitterkeit.

Wollt ihr, so redete er die Richter an, wollt ihr euch durch das Gewinsel eines alten Mannes, den Jahre und Schmerz halb kindisch gemacht haben, hinreißen lassen, die Ausübung der Gerechtigkeit zu hindern,

dern, so möget ihr zusehen, wie ihr es vor Gott, unserm Kayser und der Welt verantworten möget. Mit eben so viel Recht, als er, sage ich, daß, wenn ihr das thut, die Jahrbücher Deutschlands kein Beyspiel einer ähnlichen Ungerechtigkeit aufzuweisen haben. Wo ist auch nur der geringste Beweis, daß meine Anklage ungegründet sey? haben sie mehr gethan, als gewinselt, und ist dieses weibische Gewinsel nicht die laute Stimme ihres bösen Gewissens? Der edle, freye, brave, keiner Schuld sich bewußte Mann klagt und weint nicht, wenn es einen Kampf gilt, der feige Schurke nur legt sich aufs Bitten, und fleht um Barmherzigkeit. Ihr könnt, das gestehe ich gern, durch einen Machtspruch mir verbieten, hier vor euer aller Augen Rache an dem schurkischen Verräther zu nehmen, der an mir, seinem wärmsten und treusten Freunde, zum Mörder und Lügner ward, aber ihr könnt mir nicht wehren, ihn aus der Erde tiefstem Schlund, oder wohin immer seine Feigheit ihn jagen mag, herauf zu hohlen, und mein Schwerdt, das bisher immer noch für die Sache Gottes, der Wahrheit und

der Tugend folgt, in sein ehebrecherisches Herz zu stoßen — bey Gott! das könnt ihr nicht — das sollt ihr nicht! Auch ich weiß, was Ritterpflicht fodert; noch nie übertrat ich sie; es trete auf, wer kann, und zeuge das Gegentheil! auch jetzo will ich thun, was Rittersitte ist. Immerhin mag sich mein Gegner aus Feigheit dieses alten schwachen Mannes bedienen, um Vorbitte für ihn einzulegen, und Mitleiden zu erwecken; ich bin diese schändlichen Schleichwege, die er gehet, nun gewohnt; noch ehe ich hier erschien, griff man mich schon von dieser Seite an, aber warlich, er soll an mir nicht den weibischen Mann finden, der Er ist — Ja! der du bist! (er wendete sich gerade an den Grafen von Henneberg) Das Klirren des Speers und des Schwerdts mag deinen verwöhnten Ohren freilich nicht so liebliche Musik seyn, als das Girren eines verführten Weibleins. Ha! ich merke es nun, daß du geschickter bist, abwesender Ritter Weiber an dich zu locken, als deine Schandthaten auf dem Kampfplatze zu vertheidigen. Hier kommt es nicht darauf an, den Liebhaber zu spielen, und die Weiblein in das

Netz zu locken, hier gilt es Leben und Tod. Heraus mit dir in den Kampf, du männliche Memme, daß Gottes schwerster Fluch auf mein Schwerdt falle, und dich spalte, daß die Splitter prasselnd herum fliegen. Zitterst du? Schreckt dich der Klang des Schwerdtes wie Gespenster-Erscheinung? Recht — so muß es seyn. Deiner Sünde Bewußtseyn muß auf deinem Gesicht sich malen, dein Gewissen dir sagen: ich bin verflucht — Ewigkeiten hindurch verflucht. — Und ich sollte mich von dem Geheule eines Mannes, hinter dem sich die Feigheit versteckt, erweichen lassen? Ha! so müßte ich selbst erst zur Memme, zum Weibe werden; und bey Gott und Ritter-Ehre! das sollt ihr von Urach nicht erleben. Heraus mit dir zum Kampf! zwar nicht zum Kampf der Liebe, der dir baß gefällt, aber zum Kampf auf Blut und Tod, der deinen Schandthaten ein Ende mache.

Dieß, Ritter und edle Männer dieses Volks! — dieß meine Anwort, vielleicht schon länger als sie hätte seyn sollen — nun richtet und entscheidet!

Dieses Betragen und diese Rede des Grafen Berthold brachte die Freunde Hennebergs heftig auf, und die Erbitterung wurde größer als jemals. Selbst Unpartheyische urtheilten; der Graf von Urach habe die Sache zu weit getrieben, und des Grafen von Henneberg friedfertiges Nachgeben gemißbraucht.

Die Richter traten also noch einmal zusammen, und urtheilten, daß Urach den Grafen von Henneberg nunmehr auf eine solche Art beleidiget habe, daß nach allen Gesetzen der Ritterschaft seine Ehre von diesen Flecken durch Blut müsse gereiniget werden. Sie bewilligten also den Zweykampf, und um dem alten Steinheim wenigstens zu zeigen, daß man seine Rede wohl verstanden habe, und seine Wünsche gern erfüllen wolle, wenn es ohne Verletzung der Rittergesetze geschehen könne, schob man den Zweykampf noch drey Tage hinaus, um beyden Partheyen Zeit zur kalten Ueberlegung, und wo möglich, zur friedlichen Versöhnung zu geben.

Aber auch diese weise Vorsicht der Kampfrichter war vergebens. Henneberg selbst fühlte sich nun zu tief beleidiget, und seine Ehre zu sehr befleckt, als daß er so leicht als vorhin hätte nachgeben können; und bey Urach war nun

vol=

vollends gar nicht daran zu denken. Dieser Aufschub machte ihn, wenn es möglich gewesen wäre, noch rasender. Es blieb also alles, wie es war festgesetzt worden. Der alte Steinheim sah mit Wehmuth und Kummer seine besten, rechtschaffensten Absichten vereitelt. Dem schrecklichen Schauspiel beyzuwohnen, dazu glaubte er nicht Kräfte und Fassung genug zu haben. Er verließ also Worms noch vor dem Tage des Kampfs mit schwerem blutenden Herzen und thränenden Augen.

XXXII.

Dieser fürchterliche Tag kam nun, und mit ihm eine unzählbare Menge von Menschen an den Schranken des Kampfplatzes, deren Erwartung auf das höchste gespannt war. Nachdem der Kayser, die Kampfrichter, die Beysitzer, die Herolde, Kreiswärtel und wer sonst dazu gehörte, jeder seinen Platz eingenommen hatten, rief der älteste Kampfrichter den Kreiswärteln zu, die Schranken zu öffnen, und beyde Kämpfer, Klägern und Beklagten einzulassen.

Der Graf von Urach ritt als Kläger an der Spitze von zwölf Rittern zuerst in die Schranken auf einem großen schwarzen Hengst, dessen funkelnde Augen Feuer sprüheten, und unter

dessen Huf der Kampfplatz erbebte. Seine ganze Rüstung war schwarz, in sein Schilde war eine wüthende Löwin mit der Ueberschrift: **Ich suche mein geraubtes Junges mit Trauren.**

Ihm folgte der Graf von Henneberg auf einem sehr gewandten braunen Pferde, und mit einem blau angelaufenen Harnisch auch in Begleitung von zwölf Rittern. Sein Schild hatte das Bild einer schlafenden Schlange mit den Worten: **Tritt nicht auf mich.** Beyde Haufen stellten sich einander gegen über. Die Kampfrichter foderten hierauf die zwölf Ritter von beyden Seiten auf, vom Pferde zu steigen, und an dem Richtersitz zu erscheinen, wo ein Evangelienbuch und einige Reliquien von Heiligen auf einem Tische lagen. Der Herold las ihnen einen Eid vor, worinnen sie über das Evangelienbuch und die Reliquien beschwuren, daß beyde Ritter nie etwas gethan, wodurch ihre ritterliche Ehre geschändet wäre, nie Meuterey gegen das Vaterland angestiftet, keinen Meuchelmord, keinen Meineid begangen, noch sich eines Jungfernraubes oder Nothzucht schuldig gemacht hätten. Nachdem dieß geschehen, traten sie ab.

Der älteste Kampfrichter rief hierauf:

Graf

Graf Berthold von Urach! Ihr seyd hier abermals vor diesem freyen Kampfgericht erschienen. Ich frage euch also auf Ritter-Ehre und Gewissen, vor Gott, unserm Kayser und diesen edlen Rittern — beharret ihr noch auf eurer Anklage gegen den Grafen von Henneberg, und seyd ihr erbötig, diese schwere Anklage nach Ritterbrauch und Sitte mit Speer und Schwerdt als Wahrheit zu erweisen?

Er antwortete:

Vor Gott, unserm Kayser und diesen edlen Männern zeuge ich nochmals, daß der Graf Werner von Henneberg des Ehebruchs, der Tücke und der Lügen schuldig ist, und bin erbötig, so als es einem braven Rittersmann ziemet, diese Anklage vor den Augen dieser edlen Männer mit Speer und Schwerdt als Wahrheit zu erweisen, so wahr ich Gottes Kreuz zwischen den Schultern getragen habe.

Der Kampfrichter.

Graf Werner von Henneberg! Ihr habt eben diese schwere Anklage, die Graf Berthold von Urach gegen euch erhoben hat, gehöret; ich frage euch auf Ritter-Ehre

und

und Gewissen, was habt ihr darauf zu antworten? —

Graf v. Henneberg.

Vor Gott, unserm Kayser und allen edlen gegenwärtigen Rittern schwöre ich auf Ritter-Ehre und Gewissen, daß Urachs Klage schändliche Lüge und Verleumdung ist, und so ihr mir es vergönnet, werde ich ihm vor diesem freyen Kampfgericht, so als er es verdient, und es meine Ritterpflicht und Ehre fodert, mit Speer und Schwerdt beweisen, daß es Wahrheit ist, was ich sage.

Der Kampfrichter.

Es sey euch also erlaubt, nach Ritterbrauch und Sitte die Wahrheit eurer Aussagen durch Schwerdt und Speer vor diesem freyen Kampfgericht darzuthun. — Kreiswärtel haltet ihnen die Schwerdter kreuzweis vor.

Es geschahe — und der Kampfrichter fuhr fort:

Ritter Berthold von Urach! legt eure Hand auf das Evangelium und diese Reliquien, und schwört, daß ihr nicht mehr Waffen füh-

führen wollt, als euch durch dieses Kampfgericht angewiesen sind, nemlich ein Speer und ein Schwerdt, aber weder ein kurzes noch ein langes Messer, noch sonst ein scharfes Werkzeug — auch sollt ihr geloben einen gestabten schweren Eid, daß ihr euch keiner Zauberkräuter noch Steine von geheimer Kraft, weder Gebeter, Kreise und Zeichen zum Bannen, Blenden oder Stärken, noch sonst eines Zaubers oder Kunststücks, noch irgend einer andern Beschwörung um euch oder an euch bedienet habt, noch fürbaß bedienen wollet, wodurch ihr euch getrauen könntet, desto eher euren Gegner den Grafen Werner von Henneberg, der gegen euch zu seiner Vertheidigung in diese Schranken gekommen ist, zu überwinden — alles vielmehr sonder Arglist und Gefährde, wie Menschen-Sinne das denken mögen — auch habt ihr euch nicht auf irgend ein ander Ding eigentlich zu verlassen, als auf Gott, euren Körper, und eure gute Sache. Könnt und wollt ihr das auf Ritterwort und Ehre, und eurer Seelen Seligkeit beschwören?

Berthold antwortete: — Ich schwöre.

Der

Der Kampfrichter.

Und so helf euch Gott und seine Heiligen, und die heiligen Evangelien!

Denselbigen Eid legte auch Werner von Henneberg ab. Ein Priester trat hierauf vor einen Altar, las die Messe, beyde Streiter empfingen das Abendmahl, und setzten sich wieder zu Pferde. Der Kampfrichter sprach hierauf zur Versammlung:

Ihr Ritter, schöffenbare Männer, edle Knechte, biedere Leute! der Kampf betrift die Frage, ob der vom Ritter Berthold von Urach angeklagte Ritter Werner von Henneberg der Verrätherey gegen ihn, und des Ehebruchs mit seinem Weibe Erwine von Steinheim schuldig sey oder nicht. Die Kämpfer hier im Kreise haben bey ihrem großen und schweren Eid gelobt, und sich verpflichtet, mit ihrer Ehre, Schild, Helm und Kleinod vor uns zu kämpfen auf Hals und Haupt, bis einer den andern mit Leib und Waffen sieghaft fälle. — Kreiswärtel bringt jetzt die Todtenbahre in die Mitte des Kreises! Dem, der fällt, werde ein ehrbares Grab.

(Zu den beysitzenden Rittern und Kampfhelden.

Ihr habt zu untersuchen, ob beyde Kämpfer gleiche Sonne, Wind und Licht haben?

Diese gingen hierauf in die Schranken, theilten, wie es Gebrauch war, Sonne, Wind und Licht genau zwischen den Streitern, und brachten Bericht an das Kampfgericht, daß es geschehen sey. Der älteste Kampfrichter wendete sich nun noch einmal an die beyden Streiter:

Ihr Kämpfer! getrauet ihr zu Gott, daß er den Kampf nach Recht entscheide, so haltet euch fertig.

Die Schildknappen reichten ihnen die Schilde, und traten zurück —

Der Kampfrichter.

Ihr Ritter, schöffenbare Männer, und alte versuchte Kampfhelden! ist das ein wahres ächtes Kampfgericht redlicher ehrbarer Uebung, worinnen man den Zwist an Gottes Gericht lassen kann, so werfe der älteste zur Urkund seinen Handschuh in den Kreis.

Es geschahe. —

Der Kampfrichter.

Herold! gebietet Frieden, Ruhe und Stille.

Der Herold ließ hierauf die Trompeten blasen, stieg auf einen erhabenen Ort, und rief laut:

Im Namen dieses freyen Kampfgerichts gebiete ich Friede in Worten und Werken bey dem Halse, damit niemand irre werde im Kampf.

Der Kampfrichter.

Kreiswärtel, hier nehmt dieses Stäbchen, und schlagt dreymal in die aufgerichtete Lanzen, beym dritten mal laßt in die Trompeten blasen, und dann haben beym ersten Trompeten-Klang beyde Kämpfer zugleich die Speere zu versuchen. Ihr Zuschauer seyd Zeugen, und bittet Gott und seine Heiligen, daß er den Kampf für das Recht enscheide. Denn was Menschen nicht sehen, das weiß der allmächtige Gott.

In der ganzen Versammlung dieser unzählbaren Menge herrschte nun die feyerlichste Todtenstille. Alles war auf das äußerste gespannt; kaum

kaum wagte man es Odem zu holen; man hätte eine Nadel können fallen hören. Aller Augen waren mit ängstlicher Erwartung auf die beiden Kämpfer gerichtet, die mit wüthender grimmiger Miene und funkelnden Augen einander gegenüber standen, und das Zeichen zum Angriff erwarteten. Beide Kämpfer verdienten aber auch die Aufmerksamkeit, die man auf sie wendete. Der Graf von Henneberg war die schönste Mannsperson seiner Zeit, von langen schlanken Wuchs, ein vortreflicher Reiter, und bekannt wegen seiner Geschicklichkeit in Waffen. Der Graf von Urach übertraf ihn weit an Größe und Leibesstärke, und man hielt ihn für einen der tapfersten und geübtesten Streiter, die Deutschland aufweisen konnte. Der größte Theil der Versammlung war daher auch nicht ohne Grund für den Grafen von Henneberg besorgt, und nur die Ueberzeugung, daß Gott bey solchen Kampfgerichten ganz unmittelbar mitwirke, konnte diejenigen, die von Hennebergs Unschuld überzeugt zu seyn glaubten, desfalls beruhigen. Denn war er schuldig, so konnte ihn nach damaliger Meynung auch die größte Geschicklichkeit und Stärcke nicht vor seinen Gegner retten; war er aber unschuldig, so konnte ihn auch sein stärkerer Gegner nicht besiegen. — Wir wollen sehen, was für ein

Ende dieses tragische Schauspiel nehmen wird.

XXXIII.

Sobald die Trompeten erschallten, rannten sie mit eingelegten Speeren im stärksten Gallop auf einander los. Hier kam Hennebergs Gewandtheit, die er Urachs körperlicher Stärke entgegen setzte, ihm treflich zu statten. Er drehete sich mit großer Geschicklichkeit, als sie auf einander stießen, im Sattel, so daß ihn seines Gegners Speer gar nicht berührte. Er hingegen traf ihn an der linken Schulter, und verwundete ihn, — doch ohne Gefahr. Sie zogen nun ihre Schwerdter, und fochten mit erstaunlicher Hartnäckigkeit und mit so vieler Geschicklichkeit, daß der Sieg lange zweifelhaft blieb. Es war ein besonderer Anblick, zu sehen, wie die Gesichtszüge der Zuschauer bald Furcht, bald Schrecken, bald Mitleiden, bald Erbitterung für diesen oder jenen zu erkennen gaben.

Beide waren nun verwundet, und stiegen von Pferden. Urach hatte vor seinem Gegner nichts voraus als seine Stärke, aber gerade diese würde für Henneberg fürchterlich genug geworden seyn, wenn er nicht über seinen Geg-

ner den Vortheil des kalten Blutes und der Ueberlegung gehabt hätte. Urach focht wüthend, und schäumte vor Erbitterung, seine Ausfälle waren daher oft in die Luft gethan, oft auch sogar ihm selbst nachtheilig. Henneberg hingegen war ganz bey sich, und führte eben deswegen seine Streiche sicherer. Er wußte den heftigsten Angriffen des Grafen so geschickt auszuweichen, und brachte seine Nachstösse so glücklich an, daß er ihm mehrere Wunden verursachte, wodurch sein Gegner nothwendig viel Blut verlor, und merklich schwächer wurde.

Nun war Henneberg dem Grafen von Urach an Stärke sowohl als Gewandtheit überlegen, und das Gefecht schien ziemlich zum Vortheil Hennebergs entschieden zu seyn; denn man sah offenbar, daß dieser edle großmüthige Mann seinen Gegner auf alle Weise schonte. Er wünschte in der That ihn zu retten, da er sein ganzes Uebergewicht, das er nun über ihn hatte, fühlte.

Graf von Urach! sagte er, das Glück ist Ihnen nicht günstig. Wie, wenn wir uns versöhnten, und Sie für Erwinen lebten? —

Die Versammlung gab lauten Beyfall. Urach aber hielt über seinen Schwur, auch im Tode noch ihm zu fluchen.

Wagst du, Ehebrecher, antwortete er, noch, diesen Namen zu nennen? —

Und damit sammelte er alle seine Kräfte, die die Wuth auf einen Augenblick verstärkte, und führte einen der heftigsten Streiche mit seinem Schwerdte nach den Helm des Grafen von Henneberg. Aber eben diese Wuth vereitelte ihn. Henneberg fing ihn mit dem Schilde auf, und stieß ihm sein Schwerdt unter den Brustharnisch ins Herz. Das unglückliche Opfer einer wüthenden Eifersucht sank todt zur Erde, und ein Strom von Blute entstürzte seiner tödtlichen Wunde. Sogleich warf Henneberg seine Waffen weg, näherte sich ihm, um ihm den Helm abzunehmen, und allen ihm möglichen Beystand zu leisten; auch seine Leute liefen herbey. Die Augen hatte er schon geschlossen — er hörte noch Henneberg sprechen, und machte eine Bewegung ihn von sich zu stoßen: Ha! Wer — — — — er konnte nicht ausreden, sein Geist entfloh der körperlichen Hülle.

Dieß war das Ende dieses unglücklichen Mannes, dem es nie an Muth und Bravheit, an

an Entschlossenheit und Biederkeit, oft aber an gehöriger kalter Ueberlegung fehlte; seine unbändige Hitze verbitterte ihm sein Leben, ließ ihn selten verständiger Männer Gründe ruhig anhören, verleitete ihn zu Schritten und Handlungen, die oft seines Herzens, nicht immer seines Verstandes würdig waren, und stürtzte ihn vor der Zeit in ein Grab, das nach der Ordnung der Natur noch weit hätte von ihm entfernt seyn können.

Nach dem Glauben der damaligen Zeit, und nach den strengsten Rittergesetzen, war nun die Streitfrage völlig entschieden, Urachs Anklage als nichtig, und Hennebergs Unschuld als hinlänglich erwiesen dargethan. Henneberg bestieg also, sobald er sahe, daß es vergeblich sey, Urach ins Leben rufen zu wollen, ein anderes Pferd, ritt dreymal in den Schranken herum, dann vor den Kayser, neigte sich und dann vor die Bühne der Kampfrichter und sprach:

Edle Männer und Ritter, Richter dieses Kampfs! Ihr seyd Zeugen alles dessen, was zwischen mir und meinem Gegner in diesen Schranken vorgefallen; euch kommt es zu nun zu richten und zu urtheilen, ob ich der Verbrechen schuldig

 seyn.

sey, deren er mich beschuldigte; richtet selbst und entscheidet, als ihr es vor Gott, eurem Gewissen und diesen freyen Kampfgericht und allen Anwesenden verantworten möget.

Er erhielt zur Antwort:

Wir Kampfrichter dieses freyen gerichtlichen Zweykampfs richten und urtheilen als hiezu bestellte Richter und freye schöffenbare Männer und Ritter, daß der Graf Werner von Henneberg durch einen ehrlich erfochtenen Sieg von der Anklage seines rechtmäßig und durch Gottesspruch getödteten Gegners, des Grafen Berthold v. Urach, frey und loszusprechen sey, und sprechen ihn hiemit los und ledig nach Ritterwort und Ehre, und so wahr uns Gott helfe, und sein heiliges Evangelium! Ist jemand, der anders urtheilen mag, der rede jetzt, und schweige hernach.

Die ganze Versammlung schwieg. Der Herold mußte diesen Urtheilsspruch noch einmal unter Trompeten-Schall bekannt machen. Die Versammlung schwieg wieder. Die Richter wiederholten ihn zum drittenmal gegen

Henneberg, und bestätigten ihr Urtheil. Henneberg neigte sich, und ritt unter lautem Zujauchzen der Anwesenden fort. Urachs Bediente nahmen seinen Körper auf, und führten ihn nach Steinheims Anweisung in die Stadt zurück. Sein Vater war schon von seinem unglücklichen Schicksal unterrichtet, und weil er überzeugt war, daß die Gerechtigkeit, Wahrheit und Billigkeit nicht auf seines Sohnes Seite sey, so hatte er nach dem Glauben und Grundsätzen der damaligen Zeit keinen andern als diesen Ausgang erwartet. Indessen fühlte er, was er an seinem Sohn verlohren hatte, nur allzutief; sein Schmerz war der Größe seines Verlustes gleich.

Allbarmherzige Vorsicht, rief er, — es war dein Wille — er geschehe, beuget er gleich mich zitternden und verlassenen Greis bis zur Grabes Schwelle nieder. Wie konnt ich es anders vermuthen? Wahrheit und Recht ist Gottes Sache, und mein unglücklicher Sohn verkannte im Ungestüm seiner Leidenschaften dießmal die Wahrheit und das Recht, seine Sache war nicht die Sache Gottes. Er fiel, — nicht, wie ich es wünschte, aber er fiel nach Gottes Rath. Wär er ge-

gefallen durch der Ungläubigen Schwerdt, so hätte er sein Blut für die Sache der Christenheit und des Vaterlands vergossen, und schon das, wäre Trost, aber — Gott! warum ließest du mich nicht vor ihm zur Grube fahren? warum muß ich alter schwacher Mann, dessen Kräfte schon längst abgespannt sind, noch die blutige Leiche meines Sohnes zur Erde bestatten, von dem ich hoffte, daß er die Stütze meines Alters seyn, und mir die Augen sanft zudrücken werde? Nun, ich hoffe, auch meine Laufbahn wird bald geschlossen seyn; Kummer und Sorgen und drückende Leiden ohne Zahl, werden diese wankende Hütte bald zertrümmern; bald — ich fühle es — bald ruhet dieses von Gram zerrissene Herz, bald ruhet dieses schwache zitternde Haupt, das nichts mehr denken, nichts mehr aussinnen kann, das Trost ihm seyn könnte, in des Grabes kühler Höhle, und mir ist wohl —

Er ließ den Körper seines Sohnes gehörig verwahren, und nahm ihn mit nach Urach. Es war ein erschütternder Anblick, diesen biedern alten Mann zu sehen — ein Vater, der

schon

schon an der Schwelle des Grabes stand, und der Leiche seines einzigen Sohnes, eines der würdigsten Männer, die Deutschland in jenen rauhen Zeiten hervor gebracht hatte, nachfolgte, — der Anblick war auch denen rührend, die keinen nähern Antheil an der traurigen Begebenheit genommen hatten. —

Und so hätte ich denn nun meine Leser von Bertholds Wiege an bis zu seinem Grabe gebracht, vorausgesetzt, daß sie mir bis hieher gefolgt sind, und nicht schon längst aus Ueberdruß und Langerweile das Buch weg geworfen, und mit einem andern kurzweiligen modischen Roman, Schauspiel oder Gedichtssammlung vertauschet haben. Ein Fall, den ich aufrichtig zu reden, schon mehr als einmal, während ich bis hieher schrieb, gefürchtet habe, da ich es jetzt mehr als jemals fühle, wie schwer es in unsern Tagen sey, die Aufmerksamkeit des gewöhnlichen Lesepublikums mit Sachen von der Art so lange zu unterhalten. Es sey mir nun geglückt oder nicht, so bleibt für mich doch weiter nichts übrig, als mich so gut ich kann, auf alle Fälle gefaßt zu machen; welches ich auch, dem Himmel sey's gedankt, so gut bin, daß es auf mich auch nicht den geringsten widrigen Eindruck machen würde, wo ich künftig

mein Buch finde, es sey in den Händen eines tief studierten Mannes (wo ich es, unter uns gesagt, am wenigsten finden möchte) oder eines parfümirten tändelnden Stutzers, auf der Toilette einer Hofdame, oder im Käseladen eines Höfers. Horazens goldener Spruch hat mich gelehrt:

Omnes eodem cogimur: omnium
versatur urna, serius, ocyus
sors exitura, et nos in aeternum
exilium impositura cymba.

welches auf das zierlichste verdollmetschet zu deutsch also gedeutet werden kann:

Ein Ort verschleußt uns alle, für alle fällt
aus einer Urne früh das Loos oder spät,
das uns zur ewigen Verbannung
in den gefürchteten Nachen setzt. *)

Wie

*) Das heißt sehr brüsk gesprochen — sagt ein Leser oder Rezensent. Das heißt es auch, antwortet der Verfasser, der dieß doch noch lieber an Schriftstellern leiden mag, als jene läppische Captationes benevolentiae, womit er jezuweilen Schriftsteller in Gefühl ihrer Niedrigkeit an den Stufen des Richterthrons herumkriechen sahe, um auf irgend eine Art ein günsti-

Wie dem auch sey, so muß ich doch um einen Augenblick Gedult dienstfreundlich bitten, um noch einmal zu Erwinen zurück zu kehren, an deren Schicksal meine Leser und Leserinnen hoffentlich doch noch einigen Antheil nehmen werden.

XXXIV.

Der alte Steinheim war, wie wir oben gehört haben, noch vor dem Tage des Kampfs aus Worms weggereiset, als er alle seine Bemühungen, den Grafen Berthold auf andere Gedanken zu bringen, vergeblich sahe. Er fand bey seiner Zurückkunft seine Tochter in einem so abgematteten Zustand, daß er wohl sahe, einige Tage würden ihrer Leiden Ende bringen. Ihr Verstand war zwar wieder zurück gekommen, allein dieß war mehr eine Folge ihrer äußersten Entkräftung, die ihre Einbildungskraft so sehr abspannte, daß sie nicht mehr im Stande war, auszuschweifen, und in wilden Phan-

stiges Rezensenten Urthel zu erschleichen, zu erkützeln, zu erräuchern, oder zu erbetteln. Man halte diese Aeußerung dem Verf. dieses Buches, der dem Ende seiner schriftstellerischen Laufbahn ziemlich nahe ist, und leider manche Rezensenten Sünde auf seinem Gewissen hat, zu gute, da er aus Erfahrung spricht.

Phantasien zu schwärmen. Sie hatte nicht Kraft genug zur Raserey, aber doch noch so viel Besinnen, daß sie sich mit der heftigsten Herzensangst nach ihrem Gemahl erkundigte. Da man Erwinens Ende mit jedem Tage vermuthete, so hoffte der alte Steinheim, der Ausgang des Kampfs könne, er möge seyn, wie er wolle, seiner Tochter die wenigen Tage, die sie noch zu leben hätte, wohl verheimlichet werden, er glaubte, es sey Pflicht, ihre letzten Stunden nicht ohne dringende Noth noch schmerzlicher zu machen, als sie ohnehin schon waren. Auf ihre Frage antwortete er ihr also: daß der Graf von Henneberg nicht in Worms gewesen sey, daß also die Sache noch unentschieden geblieben, und vielleicht auch Hofnung wäre, die beyden Gegner auf andere Gedanken zu bringen. Sein Herz strafte ihn freylich Lügen, indem er dieß sagte, und strenge Kasuisten, als z. B. Herr D. Leß in Göttingen, der durchaus nicht haben will, in irgend einem Fall andern etwas glauben zu machen, das unserer innern Meinung entgegen ist, weil — — wir dann selbst unserm Schöpfer nie trauen könnten; der nur den Fall gelten läßt, wenn, wie der heil. Augustin sagt, durch eine Lüge das ganze menschliche Geschlecht vom ewigen Untergange zu retten wäre, — ein Fall, den

er wohl setzen konnte, ohne seiner Strenge etwas zu vergeben, da er meines Erachtens undenkbar ist; der, ich weiß nicht, mit welchem Rechte, durchaus behauptet, daß durch jede Unwahrheit, sie möge noch so unschädlich oder gar nützlich seyn, dennoch weit mehr Schaden angerichtet werde. *) — Moralisten mit solchen runzelichten Stirnen werden freylich des alten Steinheims Verhalten gegen seine Tochter, seine Reden gegen innere Ueberzeugung nicht zum Besten deuten; allein ich kann das nun einmal nicht ändern, da ich als Geschichtschreiber die historische Treue zu verletzen, zu gewissenhaft bin; ich weiß daher in der That nichts

*) S. Leß christliche Moral und praktische Dogmatic. Im Vorbeygehen sey's gesagt, daß ich, da ich nicht Professor der Moral, wenigstens nicht einer so strengen Zuchthaus-Moral bin, noch zu werden Hofnung und Lust habe, auch nicht gar wohl begreifen kann, wie ein sonst vernünftiger Mann und — frey denkender Theologe als Hr. D. Leß ist, auf diese große Unwahrheit habe verfallen können, daß es Christenpflicht und Gesetz sey, in keinem Fall, wie er auch immer sey, den, von der Erlösung des Menschengeschlechts etwa ausgenommen, eine Unwahrheit zu sagen. Aus der Bibel läßt sich dieß doch wohl nicht anders als mit Lessischer Exegese beweisen, die wohl viel andere Dinge als

nichts zur Entschuldigung des alten Steinheims zu sagen, als: daß der alte Mann es nicht besser verstand, und sogar glaubte, recht daran zu thun, er handelte nach einem irrenden Gewissen, wie die Herren mit der runzelichten Stirn zu reden pflegen, weil er die Kompendien dieser strengen Moralisten nicht gelesen hatte, und auch nicht lesen konnte — sintemal sie noch nicht das Licht der Welt erblicket hatten.

Erwine ließ sich indessen mit dieser Entschuldigung einige Tage hinhalten. Als sie aber niemanden von ihren übrigen Anverwandten zum

als dieses, schon daraus bewiesen hat. Mit der Vernunft aber streitet es durchaus. Es lassen sich, der christlichen Rechtschaffenheit unbeschadet, so viele Fälle im menschlichen Leben denken, wo eine Unwahrheit Nutzen von mancherley Art, und durchaus keinen Schaden stiftet, soll man dann mit einer solchen unschädlichen Unwahrheit nicht nützen? soll man erst den Fall abwarten, wo man ein ganzes Menschengeschlecht von ewigem Untergang damit retten kann? Das wäre doch wohl moralische Grimasse und Fratzen-Gesichtsschneiderey. Steinheims Verhalten soll hiedurch auf keine Weise gebilliget seyn, ob ich gleich auch nicht einsehe, warum es zu misbilligen wäre.

zum Vorschein kommen sah, und doch vermuthen konnte, daß unterdessen etwas vorgefallen seyn müsse, so gab sie deutlich genug zu erkennen, daß sie dem Vorgeben nicht mehr glaube. Sie fragte nun gar nicht mehr. Nur zweyen Tage vor ihrem Tode erkundigte sie sich, ob ihr Bruder noch nicht zu Hause gekommen sey? Auch dieses hatte man ihr verheelet; denn er war wirklich, nachdem er die Leiche seines Freundes begleitet hatte, zurück gekehret.

Ihr Vater sah nun wohl, daß sie von dem traurigen Erfolg schon so überzeugt war, als wäre sie davon unterrichtet, er hielt es also für grausam, ihr das Vergnügen, ihren Bruder zu sehen, länger abzuschlagen. Der junge Herr von Steinheim erschien vor ihr, knieete an ihr Bette, und sagte mit weinenden Augen:

Du suchst Trost in meinen Augen, Unglückliche! ach, daß ich ihn dir geben könnte! Du siehest in mir, liebe Schwester, den Urheber aller deiner Unglücksfälle, den Schöpfer deiner Quaal, den Radebrecher deines Glücks; aber fluche mir nicht, wie Berthold mir fluchte; ich habe mir selbst längst geflucht. Vergebung von dir zu flehen, komme ich hier. Könnte meine Reue oder könnte mein Blut auch nur etwas von dem wie-

wieder gut machen, was ich verdarb, so wäre es schon geschehen; denn schon lange peiniget mich die schmerzlichste Reue, und mit Freuden wollte ich mein Blut fließen sehen, wenn ich dein Leben, dein glückliches Leben, dadurch wieder erkaufen könnte.

Vergebung brauchst du nicht, antwortete Erwine, wie ich, wie wir alle. Lebe, lebe lange, und glücklicher als ich, und überlaß das Sterben mir, da ich nicht mehr leben kann. Aber sage mir, Bruder, wie stehet es um Urach? lebt er noch? —

Ein Strom von Thränen, den sie ihren Bruder vergiessen sahe, war die Antwort, die sie erhielt. Sie verstand sie.

Endlich doch, theurer Urach, rief die arme Sterbende, endlich doch bist du meinetwegen ermordet. O, ich Unglückliche, du bist gestorben, ohne deine Erwine gesegnet zu haben, auch in jenem Leben wirst du mir nicht vergeben, mich nicht lieben; bald werden wir uns finden, und du wirst mich fliehen. O! welch ein zerschmetternder Gedanke — mich in je-

jenem Leben fliehen! Grausamer Henneberg, was that ich dir zuwider? wodurch habe ich deine Verfolgungen verdienet? ach, Urach! ach! Henneberg! mein Herz und mein Verstand sinkt unter der Last der Quaalen, womit ihr mich foltert. —

Sie fiel hierauf wieder in Verwirrung und wüthende Phantaseyen zurück, die ihren äußerst schwachen und heftig erschütterten Körper sehr angriffen, und ihren Tod beschleunigten. Wenig Stunden vor ihrem Abscheiden kam ihre Vernunft zurück. Mit der Rückkehr ihrer Vernunft erhielt sie auch wieder Ruhe des Herzens, die aber mehr in einer Abspannung ihres Gefühls bestand. Sie tröstete nun ihren Vater und Bruder, und das Gefühl, daß sie bald zu dem Schatten eingehen werde, nach dem der Wanderer in brennender Sonnenhitze schmachtet, gab ihr Kraft, ruhiger als jemals auf den Augenblick ihrer Vollendung zu sehen; die Zukunft, die vor ihr lag, wurde ihr angenehmer und heller, weil sie überzeugt war, da die Ruhe zu erlangen, nach der sie Jahrelang geseufzet hatte.

Sie hielt sich stark genug, die Kinder, die sie mit Urach gezeuget hatte, sich bringen

zu lassen, die nun schon in dem Alter waren, worinnen sie den großen Verlust, den sie durch sie litten, empfinden konnten. Man fand anfangs Bedenken, sie her zu bringen, weil man fürchtete, daß der Anblick dieser Kinder sie zu sehr erschüttern möchte; allein sie bestand darauf.

Weint nicht, Kinder, sagte sie mit festem Ton, werde ich gleich des Lebens in seiner Blüthe beraubt, zu einer Zeit, wo ich so gern noch euch Mutter und Erzieherinn seyn möchte — weinet dennoch nicht. Das Leben eilt hinweg, und uns bleibt nichts übrig, als den bestmöglichst guten Gebrauch von seiner Kürtze zu machen. Ihr seyd Vater und Mutterlose Waisen; in der Schule des Unglücks erzogen, kennet ihr bis jetzt das Leben nur von seiner traurigsten Seite, glaubt aber nicht, als ob dieß seine einzige sey. Ach, ich hatte auch Freuden des Lebens im vollen Maase — aber nur auf kurze Zeit; möge der Himmel euer Leben um so viel freudenvoller machen, je früher das Ende meiner Freuden kam. Aber nur der biedere ehrliche Mann darf Anspruch darauf machen; auch im Sturme seines Lebens

bens bleibt ihm das Bewußtseyn edler Handlungen. Ein Bewußtseyn, das alles, was Lebensfreuden heißen mag, bey weitem aufwäget. Möchtet ihr einst stets dieses Bewußtseyn fühlen! Ich würde weniger ruhig aus der Welt gehen, wenn ich mir mehr Vorwürfe zu machen hätte. Kinder! das sagt euch eure Mutter auf dem Sterbebette, wo jedes Wort ein Centnergewicht hat, wo keine Verstellung, keine Heucheley, kein Stolz mehr statt finden kann, wo uns alles in einem ganz andern Lichte erscheinet, als wir es sonst sahen; ach! daß ihr nicht die Empfindung haben könnet, die ein Sterbender hat, die ich euch nicht beschreiben kann, so sehr ich sie auch fühle. Möge jedes meiner Worte sich tief in euer Herz graben, und tausendfältige Früchte bringen. — Kinder! seyd brav, bieder, edel und rechtschaffen, und dann seyd über euer Schicksal unbesorgt. Es kann traurig und höchst unangenehm werden, aber wohl euch, wenn ihr euch dabey keine Vorwürfe des Selbstverschuldens zu machen habt. Das — das ist die Spitze menschlicher Leiden. Wachet zu dem Ende sorgfältig über eure Leidenschaften, in-

ihnen lieget die unversiegbare Quelle menschlichen Elends, so bald sie nicht in Schranken gehalten werden, und wie ein brausender Waldstrom daher schäumen. Kinder, wie viel hätte ich euch noch zu sagen! aber ich werde schwach, der Tod übereilet mich. Wollt ihr glücklich seyn, so laßt das, was ich euch sagte, nicht umsonst gesagt seyn! die Worte eurer sterbenden Mutter, die euch mit Schmerzen gebar, die das Bittere so mancher Lebensstunde um euretwillen nicht achtete, die keine Mühe, keine Sorge scheuete, um in euch den Saamen der Rechtschaffenheit und des Biedersinns auszustreuen, die oft mit Thränen und Seufzern in die Zukunft sah, und den Gedanken, wie einen Fluch Gottes fürchtete, daß ihr nicht brav, nicht edel, nicht redlich, und folglich nicht glücklich werden möchtet — die Worte dieser sterbenden Mutter müssen euch heilig, wie Gottes Evangelium seyn. Dieß erwarte ich von euch mit Recht, und dieses Recht habe ich theuer genug erkauft. Verlaßt euch nicht auf eure Klugheit; sie ist oft eitler Stolz; nicht auf euer Gefühl; es ist oft verdorbene Empfindung. Höret den Rath älterer

und

und erfahrnerer Männer, die den Gang menschlicher Dinge schon mit Schaden kennen gelernt haben. Haltet jeden Menschen für gut, so lange ihr nicht Proben vom Gegentheil habt, aber vertraut euch nicht jedem an. Immer aber haltet es besser, der Betrogene als der Betrüger zu seyn. Ist euch eures Lebens Glück, eurer Seelen Ruhe und Friede, ist euch der Trost der Todesstunde lieb, so glaubt und befolgt, was euch eure Mutter in der letzten Stunde ihres Lebens sagte. Ich fodere Gehorsam. Künftig bin ich euer Ankläger, wenn ihr meinen Wunsch nicht erfüllet; aber Gottes Seegen, Gottes schönster Seegen ruhe auf euch, wenn ihr befolgt, was ich euch sagte. Höre mich, Allliebender, der meine Tage zählte und ordnete, höre mich und meine Bitte, um Seegen für die Theuren und Lieben, die um mein Sterbebette weinen. Sie sind mir theuer und werth, möchten sie auch deiner Liebe immer werth seyn! Nun lebt wohl — es gehe euch wohl, dort sehen wir uns wieder! —

Sie sank entkräftet zurück. Ihr Odem ging allmählich stärker — ihre Augen wurden

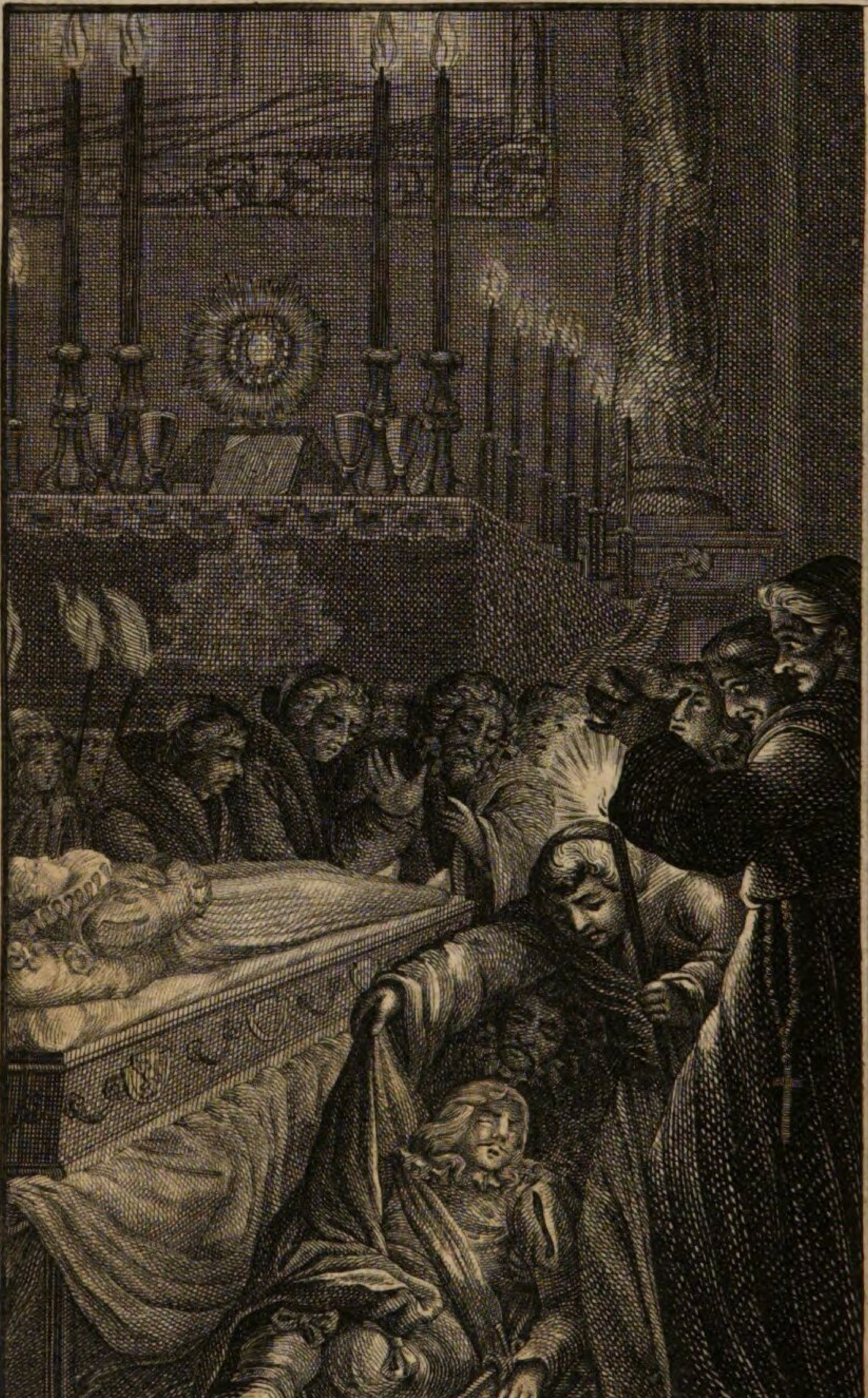
dunkel, kaum daß sie noch ihren Vater erkannte, dessen Hand sie ergriff, und konvulsivisch drückte — ein kalter Schweiß stand auf ihrer Stirn, und nach ein paar Minuten ging sie in das Leben über, wo der Frevler aufhört zu plagen, und der Gerechte nicht mehr leidet.

So starb Erwine. Ein Weib seltener Art, von seltenen Tugenden, aber auch seltenen Schicksalen und Leiden. Ihr Verstand sah hell; denn ihr Geist war gebildet, und sie traf fast immer das Ziel. Sie hatte vielleicht ein besseres Schicksal verdienet; denn was sie litt, litt sie meist unverschuldet. Ihr Herz und ihre Empfindungen waren immer rein, wie ein kristallener Spiegel, aber Kummer und Sorgen mancher Art trübten schon früh den Quell ihres Lebens, und da, wo Andere erst anfangen zu leben und zu genießen, hörte sie schon auf. Warum das? — Das läßt sich erst dann sagen, wenn der Plan der göttlichen Weltregierung vor uns offener liegt, und wir von einer höhern Stufe die Verwickelung menschlicher Schicksale überschauen können.

XXXV.

Man machte nun alle ihrem Stande gebührende Zubereitung zu ihrem Begräbniß. Als man

S. 303.



Jesus! Maria! er ist's — der Graf von Henneberg ist's!

Schubert del. Heinr. Müller sc.

man sie begrub, drängte sich ein Mann, in einen Mantel gehüllet, nahe an die Bahre, und folgte ihr bis zur Kirche. Dort setzte man sie am Altar nieder, auch der Mann im Mantel drängte sich dahin, und — fiel ohnmächtig nieder. Steinheims Bedienten eilten ihm zu Hülfe, und schlugen den Mantel aus einander, und in dem Augenblick schrieen sie auch laut auf! **Jesus! Maria! der Graf von Henneberg!**

Er war es auch in der That, dieser unglückliche rechtschaffene Mann, dessen ganz tadellose Liebe die lange Reihe von Unglücksfällen hervorgebracht hatte, die ihn, die Steinheimsche und Urachsche Familie trafen.

Schon seit seinem Kampf mit Urach hatte er verborgen und still in dieser Gegend gelebt, um Erwinens Schicksal, das mit dem seinigen so eng verbunden war, abzuwarten. Daß sie krank und ausgezehrt von Kummer sey, daß man ihren Tod unvermeidlich hielt, wußte er. Gern hätte er an ihrem Kranken- und Sterbebette bittere Thränen der Reue geweinet, gern Erwinen in seinem Arm entschlummern lassen; aber sich ihr oder ihrer Familie vor Augen zu stellen, ließ seine feine Empfindung vom Schicklichen und Unschicklichen, seine zarte Schonung

und zärtliche Liebe für Erwinen nicht zu; denn er fürchtete und zwar mit Recht, sein Anblick möchte Erwinens Lebensfaden noch früher und gewaltsamer abreisen, als es schon geschah, und in ihr die ganze Reihe unangenehmer Empfindungen und Lebensscenen erneuern, die er unvorsätzlich und ohne strafbare Schuld ihr schon verursacht hatte. Unerkannt, hoffte er, sollte es ihm erlaubt seyn, einige Thränen auf den Sarg seiner Erwine zu weinen, und ihr in der Stille das abzubitten, was sie seinetwegen gelitten hatte.. Alles würde auch glücklich abgelaufen seyn, hätte nicht das Uebermaas seines Schmerzes ihn entdecket. Er erlag unter dem Drang seiner Empfindungen. Einer seiner getreuen Leute, den er allein bey sich hatte, führte ihn aus der Kirche, nachdem man ihn zu sich selbst gebracht ..e. Und nun entfernte er sich plötzlich und . t möglichster Eilfertigkeit ganz aus diesen Gegenden, machte zu Hause die nöthigen Einrichtungen auf seinen Gütern, und da die Welt, nach dem, was er in ihr erfahren, geduldet und gelitten hatte, für ihn keine Reize mehr hatte, und haben konnte, so entsagte er ihr auf ewig.

Das Kloster Clugny war gerade damals durch die Heiligkeit und Strenge seines Vorgesetz-

setzten, des heiligen Bernhards, berühmt. Der Graf von Henneberg hielt es für seinen Gemüthszustand am zuträglichsten, dort zu leben, und ließ sich darinnen aufnehmen. Und von nun an suchte er die wenigen Jahre, die er noch lebte, in den Uebungen der Andacht Trost gegen das nagende Andenken an eine Person, die er gern mit Aufopferung seiner eigenen Glückseligkeit von dem Kummer gerettet und bewahrt hätte, in den sie seine unglückliche Liebe stürzte. Dieser nagende Kummer, der ihn bis in die verborgensten Cellen folgte, verkürtzte sein Leben. Er starb bald unter dem Gebet und Seegenswünschen der frommen Mönche.

Auch des Grafen von Urachs Aeltern und der alte Steinheim fühlten, daß nach dem Tode Bertholds und Erwinens die Welt eine öde Wüste für sie war. Der Verlust, den sie dadurch litten, war ein zu harter Schlag, als daß sie ihn lange hätten überleben können. Sie folgten in kurzem ihren Kindern in das Land der Ruhe nach.

Nur der junge Steinheim blieb übrig, und weil er nie heyrathete, so nahm er sich väterlich der Kinder seiner unglücklichen Schwester an, und erzog sie alle, sowohl die von Urach als auch Hennebergs Sohn mit großer Sorgfalt, und lehrte sie, sich als Geschwister

zu lieben. Mit ihm erlosch die Steinheimsche Familie, und Urachs Kinder erbten ihre Güter. Aber auch diese Familie ist jetzt ausgestorben, und ihre große Besitzungen machen einen Theil des Herzogthums Würtemberg aus.

2 Maccabäer XV, 38 — 40.

So will ich nun hiemit das Buch beschliessen — —

Und hätte ichs lieblich gemacht, das wollte ich gerne. Ist es aber zu gering, so habe ich doch gethan, so viel ich vermocht.

Denn allezeit Wein oder Wasser trinken, ist nicht lustig, sondern zuweilen Wein, zuweilen Wasser trinken, das ist lustig: also ists auch lustig, so man Mancherley lieset. Das sey das

E n d e.

Ueber

die Kreuzzüge,

ihren Ursprung, ihre Geschichte und Folgen.

Vixere fortes ante Agamemnona

Multi: ſed omnes illacrymabiles

Urguentur ignotique longa

Nocte, carent quia vate ſacro.

Schwerlich werden die Jahrbücher der Geschichte irgend einer Nation aus der alten oder neuern Zeit etwas aufzuweisen haben, das, aus allen Gesichtspunkten betrachtet, auffallender, sonderbarer und merkwürdiger wäre, als die Geschichte der so genannten Kreuzzüge, Kreuzfahrten oder heiligen Züge. Sie zeigen uns, zu welcher Stufe von Schwärmerey und Thorheit, zu welchen außerordentlichen Planen die menschliche Seele, durch einen gewissen Stoß in eine rastlose Bewegung gebracht, hinaufsteigen oder herabsinken könne. Sie sind für alle Jahrhunderte ein großes lehrreiches Schauspiel, das dem Schwärmer, so wie dem Philosophen, unerschöpflichen Stoff zu den interessantesten Betrachtungen geben kann, die jeder auf seine Manier brauchen und benutzen kann.

Ist in irgend einer Geschichte Abwechselung und Wundersames, Wahrheit an Lüge gränzend, Schwärmerey unter der täuschenden Larve der heiligsten Religiosität und Tugend, so ist

es

es in der Erzählung dieser Kriege. Hier sehen wir, zu welchem Gipfel die furchtbare Macht des hierarchischen Roms gestiegen war, wir lesen mit Erstaunen die schauervollsten Nachrichten von dem Kampfe Europens, um ein kleines verödetes Land in Asien, wo ein Jahrtausend zuvor der Glaubensstifter dieser blutdürstigen Krieger, die sich Christen nannten, wandelte, lehrte und starb — ein Umstand, den der schwärmerische Aberglaube benutzte, um diesem verwüsteten Stück Erde einen ganz unbegränzten hohen Werth zu geben; wir finden hier die lehrreichsten Urkunden von menschlicher Leidenschaft, Grosmuth und Kleinheit, von Nationalhaß, Tirannenwuth, Sclaverey, Freyheitssinn, wahren Heldengeist und Donquixotterie — alles mit einander im Widerspruch, und doch alle diese Widersprüche in einem Punkte vereinbart; dem Anschein nach unbedeutend in ihren Ursprunge, aber erschütternd in ihrem Fortgange, und immer daurend in ihren Folgen liefern sie uns ein sonderbares Gemisch von Stärke und Schwäche, von Größe und Wildheit, von Andacht und Zügellosigkeit.

Der Nachwelt war es aufbehalten, aus dieser Lection zu lernen, wie viel Gutes und Böses zu gleicher Zeit aus dieser ungleichen Ver-

mi-

mischung und Zusammenstoßen widersprechender Dinge, Handlungen, Neigungen und Leidenschaften für das Ganze entstehen konnte.

Hier ist das große und verwirrte Karrikatur-Gemälde in ein kleineres interessantes Gemälde, mit den Worten eines neuen Schriftstellers, zusammengedrängt.

Europa wider Asien in einem kleinen Winkel der Erde kämpfend; das reinste Blut der bekanntesten, und folglich uns am meisten interessirenden Nationen in einem Lande fließend, das sich weniger durch sich selbst als durch die in demselben erfüllten Geheimnisse der Religion empfiehlt. Fürsten, Könige, Kayser in allen Zürüstungen ihrer Macht, mit allen ihren vereinigten Heeren vor einer einzigen Stadt liegend; durch Wirklichkeiten den Lügen Fortgang verschaffend, und die fabelhaften Erzählungen unserer alten Romane beynahe glaubwürdig machend; zerbrochene Zepter, gestürtzte Kronen, in Staub getretene Thronen, Reiche auf Trümmern anderer Reiche errichtet; fast unheilbare Wunden, die mächtigen Reichen geschlagen sind; ganze Völker, die ihre Gräber in entfernten Ländern suchen, und auf einem Erdstrich sterben, der sie nicht gebohren werden sah; unermeßliche Schätze in feindlichen oder frem-

fremden Ländern auf immer verloren; unbebauet gebliebene Felder, Städte ohne Einwohner, Familien ohne Häupter oder ohne Nachkommenschaft; die edelsten Schößlinge verdorret, oder bis auf die Wurzel abgehauen; die Strenge der rauhesten Frömmigkeit mit den Ausschweifungen der kühnsten Zügellosigkeit vermischt; eine abscheuliche und ekelhafte Krankheit, aus Oertern, wo man sie bisher zurück zu halten, sich bestrebt hatte, entwischend, und durch lange Verwüstungen einen Theil der Halbkugel an der Wuth der andern rächend; Sitten, die sich selbst im Schoos des Verderbens reinigen; unwissende Ueberbleibsel der Barbaren, welche den Occident überschwemmt hatten, und im Orient die Trümmer der Wissenschaften und Künste sammlen, welche Konstantinopel mit seinen Provinzen die Chalifen auflesen ließ; jener gothische, auf allen Gemüthern haftende, und seit zehen Jahrhunderten immer mehr verdickte Rest, der sich durch das Reiben der Ideen, Leidenschaften und Vorurtheile, an entgegenstehenden Ideen, Leidenschaften und Vorurtheilen verliert; Handelsverbindungen, die sich erweitern, verstärken, und Länder, die bisher einander unbekannt waren, oder sich nur kannten, um sich zu hassen, vereinigten ein Interesse, das zwischen Fürsten bisher unbekannte Verhältnisse

errichtet, sie wechselseitig einander nähert, und ihnen die ersten Gründe jener Unterhandlungen, jener Verträge beybringet, welche die Ruhe und Sicherheit der Reiche festsetzen konnten, wenn die ausgeartete Staatskunde nicht zu einer Kunst geworden wäre, den guten Glauben ungestraft zu betrügen.

Dieses System der Unterdrückung, welches den Namen des Bürgers vertilgt hatte, um eine Schaar von Tyrannen zu bilden, wo die durch Herrn und Sklaven gleich stark erniedrigte Menschheit nichts als die Ungerechtigkeit des Despotismus, und die viehische Dummheit der Dienstbarkeit kannte; diese Lehensregierung, welche, was man auch davon sagen mag, so viel Uebel und so wenig Gutes hervorgebracht hat, wird nach und nach zerstöret, der Mensch tritt wieder in alle seine Rechte, macht in den Städten jene Verbindungen, welche noch die Sicherheit und das Glück der Gesellschaft sind, zerbricht die Ketten der Lehensdienste, um die Bande der königlichen Würde in ihre Stelle zu schieben; jene ewig denkwürdige Anordnung, die sich zu bald verloren hat, und zu wenig bedauert worden ist, die der Schwärmerey das Ansehen der Tugend zu geben, alle einander entgegen stehenden Dinge zu vereinigen, und

aus einer Mischung von Tapferkeit, Liebe und Religion, ein Volk von Helden zu bilden wußte — mit einem Worte, jene Ritterschaft, die uns jetzt so romantisch scheinet, und der wir doch vielleicht die wenigen Eigenschaften, die uns ehren, zu danken haben, entstehet entweder damals oder nimmt ihre Gestalt an, macht die Völkerschaften civilisirt, mildert die Sitten, widersteht Gewaltthätigkeiten, und prägt allen Herzen die Liebe zur Wahrheit, die Ehrfurcht für ihre Verbindungen, die noch nicht völlig verloschenen Grundsätze der Ehre und Großmuth ein. —

Das sind die Sachen, von welchen man glauben sollte, man würde sie aus verschiedenen Geschichten sammlen müssen, und die uns doch eine einzige darstellt; dieß ist die unermeßliche Menge von Gegenständen, die sich der Feder eines Geschichtschreibers der Kreuzzüge darbietet.

Der Schauplatz, wo Sarazenen, Kreuzprediger und europäische Fürsten diese Rolle spielten, war Asien — die Wiege des Menschen, und das Grab der Kreuzfahrer, da fochten die Schüler des Evangeliums und des Korans zu tausendmal tausenden um den Besitz eines Landes, das nicht viel größer als Korsika

ist.

ist. Ehe ich aber meine Leser mitten in das Gedränge von Begebenheiten, das diese heiligen Züge verursachten, hineinführe, muß ich sie bitten, theils im ersten Theil dieses Buches, die Schilderung von Deutschlands kirchlichen und politischen Zustand, die ich von S. 21 und ff. gegeben habe, nachzulesen, theils noch einige Augenblicke mit mir hier zu verweilen, um uns ganz mit dem bekannt zu machen, was auf das Folgende Licht werfen kann.

Wenn man wissen will, wie weit eine Nation gekommen ist, so muß man den Punkt wissen, von dem sie ausging. Der Charakter jener Zeiten war, wie man sich aus dem ersten Theil dieses Buches erinnern wird, Aberglaube und Neigung zum Krieg. In den Reichen des Occidents, wo jetzt die Wissenschaften und Künste erstaunenswürdige Beweise von dem Umfang und der Größe des menschlichen Verstandes sind, deren Gelehrte, Künstler und Handwerker für die übrigen Theile der Welt denken, erfinden und arbeiten, herrschte damals die tiefste Unwissenheit und ein entfernender Haß gegen das arbeitsame Leben; es wäre denn, daß man die Tiefen der metaphysischen Schultheologie, worein man sich gestürtzt hatte, und die Spitzfindigkeiten der Scholastik mit

dem ehrenvollen Namen gemeinnütziger Kenntnisse beehren wollte, wogegen ich aber, was mich anbelangt, und im Namen aller, die Spreu von reinem Korn zu unterscheiden wissen, feierlich protestire. Denn alle jene unendlich fein zugespitzte Quidditäten und Qualitäten, Entitäden, Formalitäten und Modalitäten konnten ohnstreitig leichter einen guten Kopf verwirren, als einen dunkeln erleuchten. Wenn man tiefsinnig untersuchet, ob das Anschauen Gottes körperlich oder blos geistig seyn werde, ob man den Namen Jesus Christus mit oder ohne H schreiben müsse,*) was der König Salomo für ein Ende genommen, ob er in der Gnade Gottes oder in Sünden gestorben sey, ob die beyden Lichter, deren Moses im 1 Kap. des 1 Buches gedenkt, nicht füglich so erkläret werden könnten, daß das große Licht das Prie-

ster-

*) O, weh! das ist eine schneidende Satyre auf unser hocherleuchtetes und aufgeklärtes Jahrhundert, wo ähnliche Untersuchungen von berühmten Männern mit aller Gravität und bisweilen auch wohl mit aller möglichen Bitterkeit der Würde dieser Männer zum Hohn und Trotz öffentlich sind angestellet worden. Man denke nur an das Schaaf- und Schöpsgeblöke an der Elbe und an der Leine, und an andere dergleichen wichtige Untersuchungen mehr.

sterthum, das kleine Licht, das weltliche Reich, welches wie der Mond nur ein geborgtes und schwächeres Licht habe, bedeuten müsse u. s. w., so ist dieß alles wohl weiter nichts, als eine Frucht der Unwissenheit und des verdorbenen Geschmacks der damaligen Zeit.

So wie es in der Theologie aussah, eben so war es mit den übrigen Wissenschaften. Die römischen und griechischen Schriftsteller, jene Denkmäler des guten Geschmacks und gründlicher Philosophie und Wissenschaft verstand man nicht, weil selbst die Mönche höchstens nur buchstabiren konnten. Zum Ueberfluß brachte man ihnen noch einen Eckel und Verachtung gegen die classischen Schriftsteller bey. Es ist also nicht zu verwundern, wenn diese Leute nichts besseres zu thun wußten, als die alten Handschriften classischer Schriftsteller abzuschaben, den alten Text auszulöschen, und Psalmen des Breviars, Meßgebete, heilige Legenden u. d. gl. darauf zu schreiben. *)

Die Geschichtbücher, die uns jene Zeiten aufbewahret haben, sind elende Chroniken, und

*) So fand man in Rom ein Stück aus der Bibel zwischen die Zeilen eines nicht gut ausgeschabten Livius geschrieben.

ein Gemengsel von Fabeln, wo alles, was nur an das Wunderbare gränzte, ohne alle Kritik in dem plattesten Stil und barbarischsten Latein aufgeschrieben wurde. — Noch schlechter stand es um Erdbeschreibung. Italien davon ausgenommen, kannte man keine Handlung in entfernte Länder, und wußte nichts von Reisen dahin. Man versetzte daher den Vesuv nach Afrika, und die mittelländische See galt für das Weltmeer. In einer geschriebenen Chronik zu S. Denis findet man auf der ältesten bekannten Landcharte Jerusalem in der Mitte der Erdkugel und Alexandrien so nahe dabey als Nazareth. Diese Unwissenheit brachte die Kreuzfahrer oft in die gefährlichsten Lagen, und kam ihnen theuer zu stehen. Sie hatten keine Begriffe davon, daß das heilige Land seit Josephs und Josuas Zeit habe verändert werden können, und so wollten sie Asien gerade so sehen, wie es im alten Testamente stehet.

Noch viel trauriger war es mit der Naturlehre, Sternkunde, Geometrie u. s. w. Hier jagte eine Fabel die andere, ein Wunder das andere. Man häufte Lügen auf Lügen, um die Einbildungskraft mit Ungeheuern zu erschrecken, und durch den Wahnwitz des Schreckens die armen Ignoranten zur Verehrung und zum

Dienst

Dienst der Hirngespinste zu treiben. Daher sah man damals mehr, als wir jetzt bey unsern offenen und aufgeklärten Augen sehen können: ganze Wolken von Heuschrecken, die die Sonne verfinsterten, von schrecklicher Größe, mit sechs Flügeln, sechs Füßen und Zähnen, härter als Stein; Blutregen über die ganze Erde, die die Pflanzen vergifteten, die Früchte und das Getraide verdarben, und Seuchen unter Menschen und Vieh brachten; Zauberer, die die Stürme beschwören, die Wolken herum treiben, nach Lust und Belieben Hagel über ganze Erdstriche fallen lassen konnten; man sah ganze Städte in der Luft, Schlachten von Centauren in den Wolken, Brunnen, deren Wasser Blut war, Krämpfe und Nervenschwäche, die der Teufel machte; *) Sonnen und Mondfinster-

*) Gottlob! so weit sind wir doch in der Kultur fortgerücket, daß der Teufel nicht mehr Krämpfe und Nervenziehungen an uns armen Menschen hervorbringen kann! Diese Kunst des Teufels haben unsere Magnetisöre als Monopol sich zugeeignet, und jenem Ungethüm entrissen, und zwar von Gott und Rechtswegen. Sie erregen die fürchterlichsten Zuckungen, und kalmiren nach Belieben und Gutbefinden, und heilen durch diese wohlthätigen Krämpfe, ja sogar

sternisse, Kometen als Unglücksboten, vor deren Nachrichten Könige auf dem Throne zitterten; *) ihnen brachten die Nordscheine Husten, Fieber und Pest, und gleich den Indianern, die den Teufel anbeten, damit er ihnen nichts übels thue, fiel man auf die Kniee, und betete gen Himmel die inbrünstigsten Gebete, so oft ein Nordlicht kam.

Man verstand die Kunst, aus der Physiognomie der Donnerschläge eben so geschickt zu weis-

gar durch Verstandsberaubungen (Deliria) eben so sicher und leicht, als durch Ippecacuanha, Rhabarber und China. Das konnte nicht einmal der Teufel, der als ein Mörder von Anfang zwar Konvulsionen erregen, aber nicht kalmiren konnte oder nicht wollte. Woraus offenbar erhellet, daß der Teufel ein noch viel schlechterer Pfuscher in der Magnetisir Kunst war, als es nach Herrn Bockmanns und des Grafen von Saitillier Meynung die bremischen Magnetisöre bis auf das Jahr 1789. gewesen sind, wo sie glücklicherweise durch einen gewissen Herrn von Rosenfels in die Kunst glücklich und gehörig initiiret wurden, so daß sie nun schon selbst wieder Schüler ziehen.

*) So zitterte und erblaßte Ludwig der Fromme, so oft er in der Luft auch nur die geringste ihm auffallende Veränderung bemerkte.

weissagen, als St. Lavater in dem Profil eines Menschen, Ochsen, Esels, Löwen, Panderthiers, Tigers, Hyänens, Hunde oder Katzen Antlitzes jeden Punkt vom Anfang der Stirnlinie bis zum Endpunkt des Unterkinns zu lesen und zu deuten weiß; denn man wußte genau, je nachdem sie aus Osten, Westen, Süden oder Norden kamen, wie viel oder wie wenig Krieg, Tod oder außerordentliche Geburten mit ihnen auf die Erde donnerten und blitzten. Aus gerechter Besorgniß, daß die wahre Quelle dieser Wunder entdeckt, und die Begriffe davon verbessert werden möchten, ließ der Kayser Lothar ein kostbares silbernes Becken, das sich in dem kayserlichen Schatz zu Aachen befand, und worauf in erhabener Arbeit das ptolomäische System vorgestellt war, zerschlagen, und die Stücke unter seine Soldaten austheilen, statt daß der Ehrenmann dieses Becken zum Kompendium aller damaligen Sternseher hätte machen sollen.

Wer einigermassen sich über den Troß von unwissendem Pöbel erhob, wer wie Gerbert bewegliche Sphären machen konnte, die den Auf und Untergang der Sonne zeigten, oder wer die Höhe eines Thurms oder Baums zu messen verstand, ohne hinauf zu steigen, oder die Tiefe eines Brunnens anzugeben, ohne sich

 hin-

hinab zu stürzen, oder die Länge und Breite eines Bergs, ohne herum zu gehen, oder die Anzahl von Kannen Wasser, die ein Gefäß enthielt, zu berechnen, ohne einen Tropfen draus zu schöpfen; der konnte nichts klügeres thun, als je eher je lieber, aus der bürgerlichen Gesellschaft, wo er dergleichen Zauberey trieb, sich zu entfernen; denn er lief doch Gefahr, daraus verwiesen zu werden, wenn man auch gnädig mit ihm verfuhr. Dafür berechnete man lieber, wie viel Körner Getraide zu den Oblaten der Messe und Kommunion erfodert würden, und untersuchte, wie schwer wohl die Summe dieser ausgerechneten Körner seyn würde, oder man gab Regeln, wie man aus gewissen gegebenen Zahlen, die nicht gegebenen, die der Andere in Gedanken hatte, finden könne; während daß die vornehmsten Geistlichen als die damaligen Gelehrten nichts weiter als das Alphabeth der Kirche wußten, und man die Berechnung der Stunden auf Sonnenzeiger begränzte. Daher man auch des Nachts, wo zum großen Verdruß jener gelehrten Männer die Sonne bey ihnen nicht schien, wie Ludewig der heilige genöthiget war, am brennenden Lichte zu messen, wie lange er gelesen habe. — Das waren die gelehrten Kenntnisse des Mittelalters, und ich denke daher, niemand

mand werde mich der Sünde der Ungerechtigkeit zeihen können, wenn ich es roh und unwissend nenne.

Aus Deutschlands Wäldern, wo sie unbekannt mit den Bequemlichkeiten, die uns eine verfeinerte Lebensart giebt, und zufrieden mit dem, was ihnen die unbebauete Natur und die Beute im Kriege gab, lebten, hatten die Deutschen und die Occidentaler überhaupt jene Abneigung gegen die Arbeit mitgebracht. Sie glaubten, was heut zu tage so mancher mit Orden und Bändern geputzte Edelmann auch glaubet, Arbeit schände den freyen Mann, und setze ihn in den Stand der Sklaven herab. Daher beschäftigte sich auch kein freyer Mann unter ihnen mit einem Handwerk oder mit dem Ackerbau, sondern das waren Pflichten der Dienstleute, zum Besten ihrer Herrn. So schwitzt auch in unsern Zeiten mancher verdiente und geschickte Mann, dem Landesherrn unbekannt, als Packesel eines Strohkopfs unter einer Last von Geschäften und Arbeiten, um sich nur vor dem erbärmlichen Tode des Verhungerns zu schützen, während sein gnädiger und hochgebietender Patron an Lombretisch und in Aßambleeen die ihm lästige Zeit zu tödten suchet, und dann den Lohn jener Arbeiten, die er als die seinigen Seiner Majestäten oder Durchlauchten

ten unterthänigst überreicht, einzuärndten, und einige Brosamen von seinem Tische seinem dienstfertigen hungerigen Arbeiter zuzuwerfen, gnädigst geruhet.

Künstler brachte der Occident gar nicht hervor. Das Wenige, was man von Kunstsachen und zur Pracht gehörigen Dingen unter seinen Bewohnern sahe, bekamen sie aus den Morgenländern, und dann zog sich der Luxus zuerst und vornemlich nach Italien, als dem Lande, das am meisten Verkehr mit dem Orient hatte. Aber auch da wurde die Pracht vornemlich auf die Kirchen, heiligen Gebäude, und was zum Dienst der Kirche gerechnet wurde, verwendet. Es ist in der That erschrecklich, wie weit der fromme Aberglaube die Verschwendung hierinnen trieb. Da gab es Evangelienbücher mit Gold und Silber stark beschlagen, goldene Reliquien-Behältnisse, goldene und silberne Altäre mit Edelsteinen geziert, goldene Kreuze, wovon man eines von sieben Pfunden fand, gegossene metallene Thüren mit gediegenem Golde vergoldet, worauf die Lebensgeschichte unsers Erlösers vorgestellet war, massiv goldene Christusbilder, achtzig Mark schwer an einen reich emaillirten Kreuz hangend, goldene Tafeln und Kelche mit Hyacinthen und

Topasen, und andern kostbaren Steinen und Perlen besetzt, und viele andere Kostbarkeiten; besonders nach damaligem Geschmack gemahlte Fensterscheiben, die unermeßliche Summen gekostet hatten. Hätte man damals die herrliche Erfindung der Religionskassen gehabt, und hätte man ketzerisch genug gedacht, diese Dinge zu secularisiren, und durch die Religionskasse in baares zirkulirendes Geld zu verwandeln, wer hätte da nicht mögen reformirender Kayser seyn?

Wie weit übrigens die Pracht und Verschwendung oft getrieben wurde, davon liefert uns die Hochzeits-Geschichte des Marquis Bonifaz auffallende Beyspiele. Er vermälte sich zum zweytenmal mit Beatrix, der ältesten Tochter des Herzogs Friedrichs von Oberlothringen. Die Pracht der Hochzeit übersteigt unsere Begriffe. Als er nach Italien mit seiner Gemahlin zurück ging, ließ er den Pferden in seinem Zug silberne Hufeisen unterlegen, aber die Nägel nicht umschlagen, um Spuren seines Reichthums und seiner Pracht auf dem Wege zurück zu lassen. Zu Marego im Mantuanischen hielt er drey Monat offene Tafel für alle italienische Herren mit allem nur möglichen Aufwand und allen Delicatessen. Alle Gerichte waren in goldenen und silbernen Schüsseln, die kost-

kostbarsten Weine schöpfte man mit Eimern, die an silbernen Ketten hingen, und mit goldenen und silbernen Bändern umgeben waren, aus Brunnen, die ausdrücklich dazu gegraben waren; an Bächen und Flüssen waren Mühlen in beständiger Arbeit, um Räucherwerk zu mahlen und auszuduften. Musiker und Konzerte wechselten mit Mimikern, Possenspielern, Gauklern und Taschenspielern ab, und wenn nun die Gäste lange genug geschwelgt hatten, wurden sie samt allen Aufwärtern mit Geschenken beladen nach Hause geschickt.

Man glaubt bey solchen Erzählungen mitten im Reiche der Feen und Geister zu seyn, denen die Schätze und Reichthümer der ganzen Natur zu Gebote stehen, und deren Uebermuth selten mit sich einig werden kann, wie sie am sonderbarsten verschwendet werden können. Zum Glück oder Unglück aber müssen wir vermuthen, daß Donizon, ein Dichter und Schriftsteller des elften Jahrhunderts, dem wir jene Nachrichten zu danken haben, etwas in den Beutel des Herrn Marquis Bonifaz gelogen habe.

Leute, die ein solches Schlaraffen und Sybaritenleben führeten, konnten freylich an ernsthaften Beschäftigungen nicht viel Geschmack fin-

finden. Ihre Verschwendung brachte in die übrigen Volksklassen eine Art von Unthätigkeit, und dieser Mangel an Beschäftigung führte die damaligen Abendländer zum Krieg. Ihre Verfassung, die jeden kleinen Herrn zum beynahe unabhängigen Fürsten seines eine Spanne breiten Landes machte, die ihm die Erlaubniß ließ, jede Streitigkeit mit dem Schwerdt auszumachen, unterstützte diesen kriegerischen Geist. Denn ein tapferer Mann fand immer irgendwo Gelegenheit, seinen Speer aufzuheben, und seiner Neigung zu folgen. Dieser Kriegergeist war auch so allgemein, daß es fast keine Sache von einiger Wichtigkeit gab, die nicht durch Schwerdt und Speer entschieden wurde. Man hielt die Reichstage bewaffnet; der Ehrentitul Ritter wurde selbst von Kaysern und Königen sauer im Felde erworben; Prozesse, die man jetzt durch Advokaten und Prokuratoren führet, und durch rechtsverständige Richter friedlich entscheiden läßt, wurden durch Duelle ausgemacht; was Wunder also, daß man auch zur Ehre der Religion die Waffen brauchte, wo Paulus das Evangelium in die Hand genommen hätte. Der Geist der falschen Andacht hing mit diesem Kriegergeist genauer zusammen, als man auf den ersten Anblick glaubt. Der blutgierige Krieger fand sein Gewissen durch

Ver-

Verbrechen belastet, die ihm, wenn der Tumult der Schlacht, die Stimme desselben nicht mehr betäubte, beängstigten. Wie konnte er wohl bequemer diese Unruhe lindern, als wenn er jedes Verbrechen durch verdienstliche Werke aussöhnte? denn schon damals war in der römischen Kirche der Glaube an verdienstliche Werke herrschende Lehre. Der Trost suchende Verbrecher ergriff also dieses Mittel mit beyden Händen. Gestern hatte er die größten Barbareyen ausgeübet, heute stiftete er eine Kirche, beschenkte ein Kloster, suchte Reliquien auf, gesetzt auch, daß er sie rauben und stehlen sollte, *) kasteyete sich ein we-

*) Andacht sowohl als Habsucht vervielfältigten diese heiligen Alfanzereyen. Reliquien zu stehlen und zu rauben hielt man für ein verdienstliches Werk. So schleppten Kaufleute die gestohlnen Reliquien des heiligen Nikolaus aus Antiochien nach Italien; so verloren die Vicentiner den Körper des heiligen Theobald, den ihnen die Mönche von Vagandizza raubten. Es entstanden Kriege über gewaltsam geraubte Reliquien, und im Fall der Noth (denn jede neuerbaute Kirche und Kloster mußte doch ein Stück von einem Heiligen haben) legte man Fabriken von Reliquien an. Daher haben manche Heilige so viele Köp-

wenig, doch ohne dem Leibe zu sehr wehe zu thun, und morgen ging er wieder wie gestern auf Raub aus. *)

Diese Denkart machte in jenen Zeiten eine Begebenheit möglich, deren Andenken bey uns Erstaunen, und eine mit Mitleiden vermischte Bewunderung erregen muß, machte es möglich, daß

Köpfe und Aerme, daß mehrere Kirchen den Kopf oder den Arm eines und desselben Mannes zu besitzen vorgeben, und man hat wohl eher einen aus Pappe und Nesseltuch fabrizirten Kopf mit menschenknochenähnlicher Farbe überstrichen, für den Kopf des heil. Fortunatus ausgegeben, und nach Paris geschickt. Dort würde er alle dem wahren Fortunatus Kopf gebührende Verehrung erhalten haben, hätte nicht ein Wundarzt den Betrug durch einen Kessel kochenden Wassers entdeckt, das die Lumpen und Pappe erweichte.

*) So konnte der Reiche, dem Evangelium zum Trotz, das behauptet, er könne schwerlich ins Reich Gottes kommen, doch leichter seiner Sünden los und ledig werden, als der Arme. Jener konnte, wenn ihm ja Pönitenzen und Büßungen aufgelegt wurden, sie mit Geld oder einer gottseligen Stiftung abkaufen; ja, um es ihnen noch bequemer zu machen, erlaubte man, diese Büßungen durch andere für Geld und

daß einige Millionen Europäer aus dem Innern Spaniens, Frankreichs und Deutschlands der Aufforderung eines Priesters gehorchten, und ihm viele hundert Meilen nachfolgten, um eine Nation zu bekriegen, die sie vorher kaum dem Namen nach kannten, machte mit einem Worte jene fanatischen Kriege — die Kreuzzüge möglich.

Seit=

und gute Worte verrichten zu lassen. Der wilde Krieger fand immer in den durch ihn verbrannten Tempeln und verwüsteten Städten etwas unter seiner Beute, was die christliche Kirche oder das Kloster brauchen konnte, und so war sein Verbrechen bezahlt, und er zu neuen autorisirt und privilegirt. Nicht alle waren so gewissenhaft als der heil. Dominikus, der gepanzerte, der sein Panzerhemd nur ablegte, wenn er sich geiselte, dessen Haut durch Schläge so schwarz, wie eines Negers geworden war, der in sechs Tagen eine Büßung von hundert Jahren vollführte, die durch 20 Psalter, jeder aus 150 Psalmen bestehend, abgekauft wurde, damit waren 300000 — schreibe dreymal hundert tausend Geiselstreiche, zu zehn Psalmen tausend Streiche gerechnet, verbunden. Er brauchte beide Fäuste dazu, ohne doch den gedoppelten Streich für zwey zu zählen. In einer andern Fastenzeit vollzog er eine Büßung von 1000 Jahren — alles zum Nutz und Frommen anderer.

Seitdem Hildebrand seine Diktatus in die Welt donnerte, seitdem andere Hildebrande vor ihm mit Bannflüchen um sich schleuderten, Könige von ihren rechtmäßigen Thronen stürzten, und kriechende Zepterräuber dahin erhoben — seit jener Schandzeit des europäischen Menschenverstandes galt keine weltliche Macht mehr in Welschland, und auswärtige Fürsten mußten Dekrete und Interdikte aus Rom erwarten; Mönche und Beichtväter hatten gewonnen Spiel, es mochte ihnen nun gleisende Ueberredung oder Giftmischerey und Meuchelmord den Weg dazu bahnen. Die ärgerlichen Namen der Marozia und Theodora, des Sergius und anderer sollte die Welt in ewige Vergessenheit vergraben können. Sie lagen im Arme der Unzucht und Büberey; in einer Hand hielten sie den Becher der Wollust, und in der andern das Schicksal der Welt. Wenn jemals die Religion eine Geisel der Menschheit und eine Beleidigung der Gottheit werden kann, so ist es in den Zeiten, wo Habsucht und Unwissenheit das Interesse Gottes und seiner Diener für eines hält; wo statt des reinen, einfältigen, von Himmel verordneten Dienstes, kindische, lächerliche und ausschweifende äußere, leere Gebräuche untergeschoben werden, die den Stempel menschlicher Leidenschaften an sich haben.

Und in diesem Betracht hat das eilfte Jahrhundert vor allen andern die Schande, daß es alles dieses auf die schrecklichste Weise realisirt hat. Damals wurde die Majestät der Gottheit nicht verehrt, sondern beleidiget; die Habsucht schmiedete nie gröbere Lügen, die Unwissenheit erdachte nie abergläubischere Uebungen, der Eifer war nie irriger, schwärmerischer, und nie wurde die Leichtgläubigkeit mit dümmern Chimären eingeschläfert, als damals. Ich weiß wohl, daß jezuweilen einzelne Fürsten sich fühlten, und Muth genug äußerten, dem allgewaltigen Despotismus der anmaslichen Stadthalter Christi, unter deren Firma und Protection alle jene Gräuel zirkulirten, sich ernstlich zu widersetzen; aber man wußte ihnen auch wohl Zaum und Gebiß anzulegen, und in Rom war man von nun an darauf bedacht, dergleichen gottlose, unheilige und rebellische Entwürfe der weltlichen Macht, vor der Zeit des völligen Ausbruchs zu vernichten, und die Ungehorsamen wieder als gehorsame Söhne der gläubigen und heiligen Kirche in ihre Fesseln zurück zu führen, und auch wohl noch stärker zu fesseln. Höchst wahrscheinlich entstand unter diesen Umständen zuerst bey den Päpsten der Gedanke, die Kreuzzüge als eine Stütze, zu Befestigung ihres erschütterten Thrones, zu ge-

gebrauchen. Ein Vorwand war bald gefunden.

Das gelobte Land und die Oerter, wo der Stifter der Christenreligion seinen heiligen Wandel auf Erden geführt, waren schon seit mehreren Jahrhunderten von den Arabern, einer gesitteten, reichen und gelehrten Nation, die sich zu Mohammeds Religion bekannte, erobert worden. Die Mahommedaner sind nicht, wie man oft irrig glaubt, Feinde des Namens Jesu. Ohngeachtet sie von seiner Person keinen richtigen Begriff haben, so halten sie ihn doch für einen großen Propheten, und da sie, wie alle Morgenländer, Freunde von bildlichen Vorstellungen und das Auge reizenden Ceremonieen sind, die Lehre von verdienstlichen Werken auch einen Haupttheil ihrer Moral ausmachet, ob sie gleich sie so weit nicht treiben als die römische Kirche, so zeigten sie nicht nur gegen diese heiligen Oerter sehr viel Ehrfurcht, sondern begegneten auch den Christen, die dahin wallfahrteten, nicht unfreundlich. Die Christen hatten von den frommen Reisen nach dem heiligen Grabe und den übrigen Oertern, die ihnen die Religion ehrwürdig machte, einen doppelten Vortheil: erstlich, daß sie eine vermeynte Pflicht der Andacht erfüllten, und dann noch, daß sie an den Oertern Handlung treiben

konnten, aus welchen die Abendländer damals alles erhielten, was ihnen bey dem Mangel an Handwerkern und Künstlern, ihre eigene Länder nicht geben konnten. Die eigentlichen Produkte der Morgenländer, die noch jetzo einen so großen Zweig unserer Handlung ausmachen, ungerechnet. Weil der Weg um das Vorgebürge der guten Hoffnung, den unsere Schiffe jetzt nehmen, damals noch nicht bekannt war, so gingen alle morgenländische Waaren durch Karavanen bis an die Häfen des mittelländischen Meeres, und aus diesen in die europäischen Länder, wozu die Wallfahrten der Pilgrimme viel beytrugen, und daher selbst als Handels Spekulation einen Hauptgegenstand der Aufmerksamkeit auf beiden Seiten ausmachten. Denn die Araber sind, so lange wir sie kennen, eine eifrig handelnde Nation gewesen.

Aber die Araber, die das gelobte Land bewohnten, wurden kurz vor den Zeiten, in welche unsere Erzählung fällt, von den Türken, einer tatarischen Nation, die ebenfalls den mahomedanischen Glauben annahm, und nun den Arabern fürchterlicher, als vorher wurde, überwunden und unterjocht. Diese waren weder so geschliffen und policirt als die Araber, noch wie diese Freunde des Handels. Sie drückten die

die Christen, die unter ihnen wohnten, und da sie keinen Vortheil von den Wallfahrten der Auswärtigen ziehen wollten, so waren ihnen die frommen Pilger nicht mehr willkommen. Ein einfältiges Volk ist immer geneigt zum Enthusiasmus für seine Religion und zum Haß gegen jede davon abweichende. Die Türken hielten die gottesdienstlichen Verehrungen der Christen für Abgötterey, und erschwerten ihnen den Zugang zu den heil. Oertern auf alle Art. Der Grund davon lag also nicht darinnen, daß sie Muhammedaner waren, sondern weil sie Türken waren. Und hierinnen lag wieder der Vorwand, den die Päpste brauchten, um Kreuzzüge anzustellen. Das Land Gottes, sagten sie, ist in den Händen der Ungläubigen; die nach dem heiligen Grabe wallfahrtenden Pilger werden musulmännisch gedrückt und verfolgt u. s. w., folglich ist es Pflicht für die Christenheit, das Erbtheil der Jünger Christi (wovon doch nichts in seinem Testamente stehet) jenen zu entreißen und an sich zu bringen. Die Konsequenz dieses Schlußes ist freilich nicht ganz logikalisch richtig, und paßt nicht ganz in die Schlußform, aber sie paßte vortreflich in den ökonomischen und hierarchischen Plan der Päpste. Wozu also jene logikalische Spitzfindigkeit? —

Wer nun Lust hatte jenes Abentheuer zu bestehen, und ein Exekutor des vorgegebenen Testaments Christi zu Gunsten seiner Jünger nach päpstlicher Exegese zu werden, bezeichnete sich mit einem rothen Kreuze; die Mönche trugen statt der Fahnen Kruzifixe voran; die Werber nannte man Kreuzprediger, und die erste dieser unsinnigen Unternehmungen einen Kreuzzug. Die Kreuze, die man an Kleidern trug, waren von Tuch oder Zeug, bisweilen von Seide, gewöhnlich aber roth. In der Folge nahm man auch andere, weisse und grüne Farben; die Franzosen blieben aber immer der alten rothen Farbe getreu. Das Kreuz, das von Papst oder einem andern Prälaten mit Gebet und mancherley andern Ceremonieen eingeweihet wurde, war gewöhnlich auf die rechte Schulter des Kleides oder Mantels etwas erhaben genähet, damit es in die Augen fiel. Einige trugen es aber an der Vorderseite des Helms. Kam man von einem Kreuzzuge zu Hause, so nahm man es von der Achsel ab, und trug es als ein Ehrenzeichen auf dem Rücken oder am Halse. Einige aber trieb der Fanatismus gar so weit, daß sie sich dieses Kreuz zum ewigen Andenken mit einem heisen Eisen auf den Leib brennen ließen, oder sich in Gestalt eines Kreuzes Fleischwunden machten, und

sie

sie beständig durch äzende Wasser roth erhielten. Man gab dann wohl gar vor, daß Gott selbst oder ein Engel dieses Zeichen im Traum gemachet habe.

Kaum war eine Million solcher Schwärmer auf dem Wege, so fingen der Papst und seine Gehülfen an, ihre wahre Absichten zu entdecken, und die Hildebrandischen Diktatus ins Werk zu setzen. Die meisten deutschen Fürsten mit ihrer unübersehlichen Mannschaft und einer ach! so herrlich blühenden Jugend waren entfernt, etwas dagegen zu unternehmen, wagten sie nicht; denn die Bannflüche von der Engelsburg fürchteten sie mehr, als die rächenden Blitze des Himmels. In dem Vaterlande ihres Glaubensstifters versiegelten sie seine göttlichen Lehren des Friedens und der Wahrheit und ihren Glauben, und ihre Schwärmerey mit ihrem Blute.

Das war die Folge der Tiranney der Saracenen gegen die christlichen Pilger im heiligen Lande, und der Predigten eines Schwärmers, wie die Welt noch keinen sah. Erst noch etwas von der Geschichte jener saracenischen Christen Verfolgung, und dann mag unser Schwärmer selbst auftreten.

Seit den gepriesenen Zeiten des Kalifen Harun Al Raschid, eines Zeitgenossen und Freundes des Karls des Großen, *) den meine Leser, wenn

*) Man hat sogar eine Erzählung von einer Reise Karls des Großen nach Syrien, für die aber der einstehen mag, der sie zuerst erdacht hat; denn aller Wahrscheinlichkeit nach ist es ein Mährchen, wie tausend andere. Man urtheile selbst: Karl der Große (ich erzähle bloß nach) erhielt Briefe aus Jerusalem, die ihm wegen der Leiden der Christen in Syrien Thränen auspreßten. Er ließ diese Briefe durch den Erzbischoff Turpin vor dem Volke lesen, zog mit der zahlreichsten Armee, die er je hatte, über das Meer, und landete in Asien. Er war noch zwey Tagereisen von Jerusalem, als er von einem großen Walde in einer Wüsteney aufgehalten wurde, der von Greifen, Löwen, Bären, Tigern und andern schrecklichen wilden Thieren bewohnt wurde. Die Christen verirrten sich darinnen, und mußten die Nacht da zu bringen. Karl der Große ließ sich dadurch nicht abschrecken; er stand wie gewöhnlich mitten in der Nacht auf, um seine Horas und Psalter zu beten, und als er den Vers hersagte: deduc me, Domine, in semitam mandatorum tuorum, quia ipsam volui, so hörte er einen kleinen Vogel die Worte aussprechen: Franzose! deine Stimme ist gehört. Karl der Große ließ sich dadurch nicht ir-

wenn nicht anders woher, doch wohl aus so vielen arabischen Mährchen kennen, wo er gewöhnlich wegen seiner Gerechtigkeitsliebe, die

aber

irre machen, und betete fort. Er kam an den Vers: Educ e Custodia animam meam: der Vogel sprach wieder zweymal verständlich; Franzose, was sagst du? — Es wurde Tag. Karl und sein Gefolge wollten den wunderbaren Vogel haben, und suchten ihn zu haschen, aber natürlicherweise wollte er sich nicht haschen lassen, er entfloh; sie verfolgen ihn, kommen darüber auf einen kleinen Fußsteig, der sie auf die Heerstrasse nach Jerusalem führt, und man bemächtiget sich der Stadt. Von dieser Reise brachte er einen Haufen Reliquien mit, als: einen Nagel und viel Holz vom Kreuze Christi, einen Rest von der Dornenkrone, die blühete, das Schweißtuch Christi, ein Hemd der heil. Jungfrau, den Arm des heil. Simeon. Das Wundersamste aber war, daß der unvergleichliche Vogel sich vermehrte; denn noch lange hernach hörten die Pilger in eben diesem Holze, kleine Vögel die Worte singen: fliehet Heiden! fliehet Heiden! — Die Leser mögen diesem Mährchen den Platz, den es hier einnimmt, verzeihen, und daraus lernen, durch welchen Wust von Legenden man sich bey den Geschichtschreibern der damaligen Zeit durcharbeiten müsse, um endlich einmal ein paar reine Körner zu finden.

aber jezuweilen in Barbarey ausartete, sehr bekannt ist, hatten die Christen, die so gern und häufig am Grabe ihres Glaubensstifters ihre Andacht verrichteten, keine Ruhe zu genießen. Denn kaum hatte der fatimitische Kalif Hakem die Herrschaft über Syrien und Palästina erlangt, so fingen sich für die Christen die traurigsten Zeiten in diesen Ländern an. Der Tirann ließ an ihnen Grausamkeiten aller Art ausüben. Er war ohne Zweifel einer der größten und zugleich verabscheuungswürdigen Thoren, die je im Orient und Occident auf Thronen gesessen haben. Bald wollte er ein Gott seyn, und fand wirklich statt eines Callisthenes, der ihm hätte sagen können, er sey nicht einmal ein Mensch, sklavische Anbeter, die ihn dafür gelten ließen, und ihm zuriefen: O Deus noster, o vivere faciens et mori (o, unser Gott, o, du, der du leben und sterben lässest); bald wollte er einen Nero vorstellen, und sich das Schauspiel einer brennenden und dem Schrecken der Plünderung ausgesetzten Stadt geben. Er führte auch würklich diese Tragödie in Cairo drey Tage lang aus; bald war sein Unsinn lächerlich, wenn er z. B. den Schustern in seinen Staaten verbot, den Weibern keine Schuh zu machen, damit sie nicht ausgehen, ja nicht einmal auf dem Dache des Hauses spazieren soll-

sollten. Dieser unsinnige Mensch, dessen Mutter selbst eine Christin gewesen war, zeigte doch den wüthendsten Eifer für die mohammedanische Religion, ohngeachtet man nach seinen Handlungen zu schließen, glauben sollte, er habe gar keine Religion gehabt. Er wurde eine fürchterliche Geissel der Christen. Er vermehrte die Steuer, die die Pilger entrichten mußten, und ließ sie unbarmherzig einfodern; Lateinern und Griechen entzog er die freye Religionsübung, ließ sie keine feyerlichen Feste mehr begehen, vor mohammedanischen Richterstühlen anklagen, Landes verweisen, ihre Güter konfisciren, die Kirchen des heiligen Grabes und viele andere Tempel und Klöster niederreißen. So bediente sich sein Religionshaß, der sich auf Juden und Christen erstreckte, bald schleichender List, bald öffentlicher Wuth. Diese unerhörte Grausamkeiten toller Wüteriche wie Hakem, die unzähligen Drangsale, womit die Christen zu kämpfen hatten, und der unwiderstehliche Trieb, das Land Gottes an die rechten Erben, die Christen, zu bringen, bewogen schon im Jahr 986 den Erzbischoff von Ravenna Gerbert, nachmaligen Papst Sylvester III. im Namen der Kirche zu Jerusalem einen Brief an alle Christen zu schreiben, der die Drangsale der Christen unter dem Joch der Ungläubigen enthält, und

und zugleich eine Ermahnung an ganz Europa, die heilige Stadt von den Unterdrückern und unrechtmässigen Besitzern zu befreyen. Einige Pisaner ließen sich auch von heiligem Eifer hinreißen, und machten einen Versuch mit einer Flotte, fielen in Syrien ein, aber sie kamen nur, um wieder zurückgetrieben zu werden. Dieser Versuch aber, verbunden mit dem Gerücht, das die Pilger ums Jahr 1010 nach Asien trugen, als ob alle Mächte der Christen sich gegen die Ungläubigen rüsteten, machte den Orient aufmerksam.

Trotz alles dessen, waren wohl nie die Wallfahrten häufiger als damals. Es ging den Kalifen wie den Pharaonen, jemehr sie die Kinder Israel drückten, desto mehr vermehrten sie sich. Der Grund von dieser Ausschweifung in Wallfahrten lag zum Theil auch darinnen, daß es nicht bloß aus freywilliger Andacht allein geschahe, sondern, daß man es als eine Art Büßung that. Eine Reise nach dem heiligen Lande, wurde als eine Art Strafe aufgelegt; die großen Sünder sollten wie Kain unstät und flüchtig seyn. Daher waren die Landstrassen nach Rom und Jerusalem mit Landstreichern aller Art bedeckt, die nackt und mit Fesseln beladen, die Welt durchstreiften, um ihre Sünden

den los zu werden. Cencius, Präfekt von Rom, war von Gregor dem 7ten in den Bann gethan. Aus Rache fiel er in der Weyhnachts Nacht den Papst bey der feyerlichen Messe an, schleppte ihn bey den Haaren mit Schimpfen und Schmähen aus der Kirche, und sperrte ihn in ein befestigtes Haus ein, aus welchem das Volk mit Mühe ihn zog. Zur Strafe mußte er nach Jerusalem. — Ein Graf von Anjou Fulco Nerra, ein großer mit Verbrechen aller Art und Blut besudelter Sünder, wollte alle seine Sünden abwaschen, und zog dreymal nach Jerusalem; aber er kam nicht gebessert zurück, ohngeachtet er sich mit einem Strick um den Hals durch die Gassen von Jerusalem schleppen, von einem seiner Bedienten mit Ruthen peitschen ließ, und immer schrie: Herr, erbarme dich über mich, einen meineidigen flüchtigen Verbrecher! Diese wenigen Beyspiele könnten noch reichlich mit andern vermehrt werden, wenn es der Mühe lohnte. Ein paar sind schon hinlänglich, den schwärmerischen Geist des damaligen Zeitalters zu charakterisiren. *)

Noch

*) Der Sonderbarkeit wegen mag noch ein späteres Beyspiel hier stehen. Es sey das Beyspiel der berühmten Katharina von Medizis. Sie that ein Gelübde, daß sie, wenn eine gewisse An-

Noch ein Hauptbewegungsgrund nach Jerusalem zu pilgern, war gegen das Ende des 10. und Anfang des 11. Jahrhunderts die allgemeine Sage: die letzte Zukunft Christi zum Weltgericht sey nahe. Im Jordan zu baden, dessen Wasser nicht verdirbt, und allen Aussatz der Haut heilet, hielt man für ein unschätzbares Glück; *) damit wollte man zugleich alle Flecken und allen Aussatz der Seele abwaschen. Was mußte die fromme schwärmerische Seele nicht empfinden, wenn sie den Gedanken hatte, in

Unternehmung ihr glücke, einen Pilger nach Jerusalem schicken wolle, der die Reise zu Fuße thun, und alle drey Schritte, die er vorwärts ging, einen Schritt wieder zurückgehen solle. Zu dieser höchst seltsamen Unternehmung fand sich ein Bürger von Verberie in der Pikardie, der sie nach aller Strenge und Gewissenhaftigkeit ausführen wollte. Diese Wallfahrt brachte dem armen Schelm große Summen und den Adelsbrief ein. Warlich! ein sauer verdienter Adel!

*) Diese Raserey mit dem Jordansbad hat lange fortgedauert, und dauert wohl noch. Man warf sich ins Wasser und schwamm darinnen; man trank es, man wusch Geräthe und Hemden darinnen, man zog sich nackend aus und ließ sich einen Eimer Wasser auf den Rücken gies-

in der Nähe des Oelbergs zu sterben, oder da die Zukunft des Herrn zu erwarten. Dieser Glaube machte, daß Könige, Fürsten, Grafen, Bischöffe, ja sogar eine große Menge Frauenzimmer und mancherley Leute von geringem Stande ihre Güter und Häuser verließen, und Schaarenweise, ohne Rücksicht auf Freundschaft und Familie, eilig nach dem gelobten Lande gingen. So hat die Zukunft Jesu zum Gericht und die Erwartung des so genannten jüngsten Tages schon mehrmalen ganze Schaaren Menschen von Haus und Hof gejagt. Wem fällt nicht hier aus der neuesten Geschichte Ziehens prophetische Weissagung ein, die vom Harz bis nach Siebenbürgen die Menschen erschütterte und in Furcht setzte, und manche Familie ruinirte.

Ehe

giessen, und das alles geschahe ohne Unterschied des Geschlechts. Männer und Weiber standen da nackend und blos, wie sie die Natur geschaffen hatte, so sehr hatten Aberglaube und Andächteley sogar die Schamhaftigkeit unterdrücket. Man that es des Morgens zu einer Jahrszeit, wo das Wasser eben nicht sehr warm ist, und die Folge war, zitternde Glieder, klappernde Zähne, und statt der Gesundheit gefährliche Krankheiten. Aber die Andacht fand von allen dem nichts.

Ehe noch der Zeitpunkt der allgemeinen Raserey erschien, wimmelte das ganze elfte Jahrhundert hindurch der Weg nach Palästina von einzelnen Pilgerschaaren, die zum Theil bloß dahin gingen, um ihre Eitelkeit zu kitzeln, oder wie Glaber sagt: ut solummodo mirabiles haberentur. Im Jahr 1026. führte der Graf von Angouleme einen ganzen Zug Abentheurer dahin. Im Jahr 1065. traten, eben nicht aus den reinsten Absichten, unter Anführung Siegfrieds, Erzbischof von Maynz, Walthers von Bamberg, Otto von Regensburg und Wilhelms von Utrecht 7000 Pilger den Zug an. Sie nahmen den Weg über Konstantinopel, hielten da ihre Andacht, und rückten dann in das musulmännische Gebiet. Allein den Sarazenen schien ein zahlreicher Besuch verdächtig. Am 25. März, gerade am Karfreytag, wo sie es sich am wenigsten versahen, wurden sie umzingelt und gleich beym ersten Angriff gänzlich geschlagen und aller ihrer Habseligkeiten beraubt. Der Bischof von Utrecht blieb fast nackend und mit abgehauenen Armen auf dem Platze. Die Thoren hatten sich nicht einmal gehörig bewafnet, als sie in das feindliche Land zogen, und waren genöthiget im Rückzug sich mit Steinen zu vertheidigen. Sie zogen sich in ein Dorf, wo sie ein mit hohen

Mauren umgebenes Haus zur Festung machten. Die Sarazenen blokirten sie, und am Ostertage mußten sie aus Hunger kapituliren. Doch hatten sie die Freude, den Heerführer der Sarazenen, der sich zu unvorsichtig in eine Kammer hatte locken lassen, zu mishandeln, ihm die Hände auf den Rücken so fest zu binden, daß das Blut aus den Nägeln quoll. Der Streit wurde nun hitziger als vorher, und die Christen würden demohngeachtet zu kurz gekommen seyn, hätte nicht der Stadthalter von Ramla ihnen Hülfe geschickt. Gleichwohl sahen vom ganzen Zug nur 2000 ihr Vaterland wieder, und diese kamen ausgezehrt, arm, und abscheulich entstellt zurück. Zehen Jahr später wurden die Wallfahrten nach Palästina, das ein Schauplatz innerer Zerrüttungen war, noch gefährlicher. Im Jahr 1075. kam dieses Land aus den Händen der Fatimiten, unter die Gewalt des furchtbaren Sultans Malek Schach. Jene berühmten Drangsale der Christen unter Roms Neronen und Diokletianen waren kaum fürchterlicher als diejenigen, die sie nun in Palästina erfuhren. Nur das Zeitalter Ludwigs und der Hugenotten stellt eine ähnliche Betriebsamkeit, die mannichfaltigen Plagen noch zu vermehren, dar. Zwey Kirchen blieben den Christen, die vom heiligen

Grabe und S. Maria. Man ließ sie ihnen mehr aus Staatsklugheit, um nicht die unermeßlichen Einkünfte von den frommen Schwärmern aus Europa zu verlieren, als aus Mäßigung. Jeder Wanderer, der aus Palästina zurück kam, erzählte die Gefahren, die er ausgestanden hatte, und beschrieb mit mancherley Vergrößerungen die Grausamkeiten und das Ungemach bey den frevelnden Türken. Auch war es eine Gewohnheit vieler Christen, die in Jerusalem und andern morgenländischen Städten wohnten, daß sie als Bettler Europa durchreiseten, und mit einer kläglichen Beschreibung des jammervollen Zustandes, in welchem sie die Bekenner der christlichen Religion unter der Herrschaft der Ungläubigen befunden, Allmosen erpreßten und eifrige Thäter des Christenthums anreitzten, einen Versuch zu machen, sie aus dieser Unterdrückung zu retten.

Auf Roms bischöflichen Herrscher Thron saß damals Hildebrand, als Papst unter dem Namen Gregor VII. bekannt. Eine Geisel der Potentaten, obgleich nach Roms Kirchensprache ein Heiliger. Diesem Toskaner, eines Zimmermanns Sohn, fehlte es an keiner nöthigen Eigenschaft alles auszuführen, was sein planvoller Kopf ersann. Der Mann war groß

groß und klein, je nachdem man es nehmen will. Er war klein von Person, aber wenn man seinen Freunden glauben will, wohnte in seinem Zwergkörper ein hoher Geist; seine Feinde aber, deren er eben so viele hatte, als er Schmeichler zählte, behaupten, daß man das nicht Größe, nicht Hoheit des Geistes nennen könne, was blos niedriges Interesse, unbegränzte Ehr und Habsucht sey. Abstrahirt also von seinem Körper wird es bey so widersprechenden Nachrichten schwer, die Form seines Geistes zu bestimmen und zu sagen, ob er groß oder klein war. Wir wollen ihn schildern, wie wir ihn gefunden haben.

Er war ein bis zur Kühnheit beherztes Genie, auch die dreisteste Unternehmung schreckte ihn nicht; er wußte aber mit einer gewissen schüchternen Behutsamkeit, Menschen, Zeit und Umstände so zu benutzen, wie er sie fand; er wußte sich in alles zu schmiegen und zu beugen, immer den rechten Punkt abzuwarten, wann eher er einen Schritt vorwärts thun oder stillstehen sollte; jede Schwäche seiner Zeitgenossen verstand er meisterhaft zu benutzen. Hitzig und geduldig, ehrsüchtig und demüthig, je nachdem es die Umstände forderten, wich er oft andern, oder schien es doch zu thun, wur-

de das Organ anderer, wenn er ihr Herr werden konnte, und seines Nachgebens ungeachtet, wirklich war. Um Könige unter seine Füße zu treten, oder wenigstens ihnen gleich zu gehen, demüthigte er sich vor dem Volk, hielt streng über die öffentliche Kirchen Disciplin, war streng gegen die Geistlichen, wenn es in die Augen fiel; aber eben dieser übertriebene Rigorist war ein eben so gefälliger Gewissens Rath, wo Schärfe nicht anwendbar war. Der Mann, der gegen das Verderben seiner Zeit donnerte, schloß sich Tage lang mit einer jungen liebenswürdigen Frau ein. Er war — das ist Grundzug seines Charakters — ein Erzfeind aller weltlichen Souveränität, und der hitzigste Verfechter der Kirchenfreyheit und der Rechte des römischen Stuhls. Vor und nach ihm kam keiner ihm hierinnen gleich. Dieser unter fünf Päpsten geübte Staatsmann und unausforschlicher Heuchler war es, der zuerst ein so weit aussehendes Projekt, den Gedanken eines Kreuzzuges auszuhecken im Stande war.

Auf dem Thron zu Konstantinopel saß Michael Dukas — ein Räuber. Anstatt die in die Ländereyen der Griechen eindringenden Türken mit eigener Kraft zurückzutreiben, war er feigherzig genug, sich an Gregor VII. um

Hülfe zu wenden. Und so entstand in dem von Michael durch die niedrigsten Schmeicheleyen sanft gekitzelten herrschsüchtigen Papst, der Anschlag, Europa gegen Asien zu bewafnen. Eine Unternehmung von der Art, wo er die griechische Kirche mit der lateinischen zu vereinigen hofte, der Besitz des heiligen Landes und was die nothwendige Folge war, die Verdoppelung seiner Macht — das alles paßte zu schön in den großen Plan des ehrsüchtigen geistlichen Diktators, als daß er nicht mit aller ihm eigenen Thätigkeit, mit aller Lebhaftigkeit seines unbändigen Geistes das große Werk hätte unternehmen sollen. Er schrieb Briefe voll der dringendsten Ermahnungen an die europäischen Christen, worinnen er die Greuel der Ungläubigen gegen die Christen in Orient schilderte. In diesen Briefen, die wir zum Theil noch haben, entwickelt sich die ganze Feinheit Gregors, mit der er andere zu verpflichten suchte, sich selbst aber wohlweislich zu nichts verbindlich machte. Er forderte darinnen die Christen bey dem Glauben und der Liebe zu dem Gott, der für sie gestorben sey, *) auf, das klägliche Schicksal ihrer

*) O! der Ketzer! — schreyen die Herren Theologen X. Y. Z. in U. V. W. als ob Gott für uns gestorben wäre! Kann die Gottheit sterben,

ihrer Brüder zu lindern, die Beschwerden einer langen Reise nicht zu scheuen, und ihr Blut für die heiligen Oerter und das unterdrückte christliche Kaiserthum zu vergießen. Im Namen Jesu Christi, der sie alle durch den Glauben zu Kindern Gottes mache, und aus der ihm völlig übertragenen Macht des heiligen Peters bitte, beschwöre er sie, befehle er ihnen, das Blut ihrer Brüder nicht zu verrathen, das um Rache schreye.

Er selbst verspricht in seinem Briefe an Wilhelm, Grafen von Burgund, mit ihnen die Ehre zu theilen, so grausame Ketten zu zerbrechen. Eben so schrieb er, und was noch auffallender ist, in einem ganz herablassenden, höchst schmeichlerischen Tone an Heinrich IV., den Mann, den er, wie die Leser aus dem ersten

ben, dann wehe der Menschheit! — — Gemach, meine Herren; es ist noch nicht sehr lange her, als die orthodoxe lutherisch-christliche Kirche ganz andächtig sang und zum Theil noch singt: o große Noth, Gott selbst ist todt! Und dann zweytens bedenken sie, daß hier oben im Text Papst Gregor VII. spricht, der den Spruch so gut wie irgend einer wußte: Practica est multiplex. — Ein jeder gehet seinen Gang auf seine eigene Manier und damit Holla!

sten Theile des Urachs wissen, verachtete, verspottete, verfolgte.

Inzwischen waren seine Bemühungen nicht fruchtlos. Diß und jenseits der Alpen rotteten sich ohngefehr 50000 Mann zusammen, die er selbst kommandiren wollte. Allein neue Unruhen erschufen neue Plane in seiner unternehmenden Seele. Heinrich bezeugte keine Lust aus dem Reiche zu gehen; es kamen mehrere wichtige Ursachen und Hindernisse in den Weg, worunter wohl das ein Hauptstück war, daß er den Mann, der ihm in Deutschland und Italien so oft und viel im Wege war, Heinrich IV. demüthigen wollte, und so vergaß er über diesem nähern großen Entwurf, den er in Europa auszuführen gedachte, seinen vorgegebenen göttlichen Trieb die Bedrängten zu befreyen, und der ganze kühn entworfene Kreuzzug scheiterte. Er machte seine Hildebrandschen Diktatus bekannt, zu deren Annahme er durch pontifikalische Bannflüche Priester und Layen verpflichtete.

Aber die große Maschine der Kreuzzüge, die er modellirt hatte, war darum noch nicht zerfallen. Die Natur selbst hatte schon insgeheim eine verborgene Triebfeder zubereitet, die sie wieder in Bewegung setzen sollte. Die Chri-

stenheit war einmal in allgemeiner Gährung, aller Augen und Herzen waren nach Palästina gerichtet. Siehe! da kam eilfhundert Jahr nach der Geburt Christi aus den Mauern von Amiens das seltsame Werkzeug hervor, dem es aufbehalten war, um einer Stadt und Gegend willen zween Welttheile gegen einander aufzuhetzen, und das war — **Peter, der Einsiedler** oder **Eremit**, sonst auch **Kukupeter** *) *Petrus cucullatus* genannt.

Es ist der Mühe werth, dieses sonderbare Rüstzeug der Schwärmerey und der römischen Hierarchie näher kennen zu lernen. —

Ob unser pikardischer Pilger, Peter, mehr für sein Jahrhundert oder das Jahrhundert mehr für ihn gebildet gewesen sey, das ist in der That eine Frage, die zu beantworten wäre. So viel ist gewiß, sie waren beide durchaus für einander geschaffen. Geitziger war Mutter

*) Kukupeter, *Petrus cucullatus*, ist zusammen gesetzt aus seinem Taufnamen und der Benennung der Kleidung, die er gewöhnlich trug. Du Cange glaubt, es sey ein Spottname gewesen, den die Soldaten der Kreuzzüge di sem seltsamen General gegeben hätten, weil er selbst auf den Zügen den Kopf mit der Mönchskappe bedeckt hatte.

Mutter Natur in Ansehung seiner äußerlichen Gestalt gegen ihn gewesen, denn sie hatte ihm eine höchst widrige gegeben. Ich weiß zwar nicht, was Lavater der Seher mit seinem physiognomischen Adlersblick aus ihm heraus oder hinein gesehen haben würde; aber mich dünkt, in einer kurzen gepreßten Gestalt von schlechtem Wuchs, in rauhen groben Zügen des Gesichts, verbunden mit unordentlich hängenden Haaren, bedeckt mit Lumpen der Armuth, sey eben nicht der Stifter einer großen Staats Revolution zu suchen oder zu erkennen. Häßlich vom Kopf bis zu den Füßen standen doch seine lebhaften Augen mit seiner übrigen Häßlichkeit im Widerspruch; sie verriethen wenigstens einen feurigen Kopf. Dabey besaß er alle guten und bösen Eigenschaften, die man seinen Kameraden zuschreibt. *) Ein schwärmerisches Genie von lebhafter Einbildungskraft, unermüdet, seine Absichten zu erreichen, durch eine lange herumstreichende Lebensart zu kühnen Anschlägen und Verachtung der Gefahr und Schwierigkeiten gewöhnt; feurig, empfindsam, beredt, fähig alle Eindrücke leicht anzunehmen und fest zu bewahren, war seine durch Stren-

ge

*) S. Zimmermann von der Einsamkeit von S. 1 bis zu Ende.

ge der Enthaltsamkeit und starkes Nachsinnen erhitzte Seele der Brennpunkt, in welchem alle Leidenschaften sich verstärkten, um nachher in eine Art von Wuth auszubrechen. Sein kühner unruhiger Geist war in beständiger Bewegung. Er war bald Soldat, bald Ehemann, bald Priester, bald Mönch, ohne eine bleibende Stätte finden zu können. Seinen Stolz und Hochmuth verbarg der hänfene Strick und die härne Kleidung, die er trug, und im Vertrauen auf eine unmittelbare Verbindung mit dem Himmel, dünkte sich der Mann gleich allen eitlen Herzen, die auf ihre Vollkommenheiten stolz werden, ein Werkzeug göttlicher Absichten und der Siegelbewahrer himmlischer Geheimnisse zu seyn. Arm, wie er war, hatte er nichts zu verlieren, hingegen, wenn sein großer Anschlag gelang, viel zu gewinnen.

Dieser außerordentliche Mensch war unter der Regierung Heinrichs des ersten 1053. geboren, folglich damals, als er seine Rolle zu spielen anfieng, noch in einem Alter, wo die Leidenschaften noch mit der größten Kraft wirken. In seiner Jugend widmete er einige Jahre den Wissenschaften; weil er aber vielleicht selbst fühlte, daß er dazu nicht tüchtig sey, vielleicht auch wegen seines veränderlichen Geschmacks,

wählte

wählte er eine ganz entgegen gesetzte Lebensart — er wurde Soldat. Aber drum nicht glücklicher. Er wurde in einem Kriege zwischen Robert dem Friesen und seinem Neffen Arnold und Balduin über die Erbfolge in Flandern gefangen. Dieser Ausgang seiner Kriegsübung brachte ihm einen Ekel gegen den Soldatenstand bey; er warf also Harnisch und Schwerdt weg, so bald er frey war. Dagegen legte er sich neue Fesseln an, und heirathete eine alte, arme, häßliche Beatrix von Roussy, die sich ohne diese drey Fehler wahrscheinlich nicht an ihn ergeben haben würde; denn das Haus von Roussy war damals in großem Ansehen. Aber auch in dieser Ehe fand er, wie leicht zu erachten, nicht, was er suchte. Wahrscheinlich erlöste ihn bald der Tod seiner Frau von diesen Banden, und nun trieb ihn seine natürliche Unbeständigkeit, ohne Rücksicht auf seine Kinder, zur Priesterweyhe. Aber auch hier wurde er nicht befriediget; er floh also in eine Wüste, wo es keine Menschen giebt. Es ist ungewiß, wohin? ob in eine Gegend bey Lüttich, oder in das Innere einer französischen Provinz. Hier lebte er einige Jahre als Einsiedler. Das Gerücht von den Wallfahrten nach dem gelobten Lande drang auch in seine Einsiedeley. Was war natürlicher,

cher, als daß ihn dieses wieder aus seiner Wüste jagte? Er pilgerte also 1093. geradesweges nach Jerusalem. Hier fand seine feurige Einbildungskraft einen vollen Tisch gedeckt, an dem sie nach Belieben schmausen und sich äzen konnte.

Nach allen dem, was die Leser bis jezt von unserm Peter wissen, wird es ihnen leicht seyn zu vermuthen, welche Empfindungen und Leidenschaften auf einmal seine Seele bestürmten — ihm nachzuempfinden, dürfte wohl schwerer werden. Der Anblick der Stadt, wie sie jezt war und die Erinnerung dessen, was sie sonst gewesen war, machte einen heftigen Angriff auf seinen schwärmerischen Kopf und auf sein allen Empfindungen offenes Herz. Als er am Thore das Goldstück bezahlen mußte, das den christlichen Pilgern als ein Zoll auferlegt war, entbrannte sein Zorn — was würde der Mann sagen, wenn er jezt am Thore fünf Zechinen, für ein Bad im Jordan fünf, beym heiligen Grabe acht bis neun von den Türken fodern hörte? Mit jedem Schritt, den er in die Stadt that, glühete sein Zorn heftiger. Ueberall fand er den Gang und die Spur eines Gottes, und überall diesen Gang von den Tritten der Ruchlosen entweyhet. Den Oelberg, den Ort der Geißelung, das Richthaus

haus Pilati, die Schädelstätte, alle Oerter, wo Christus gewandelt, gelehrt, gelitten hatte, benetzte er mit seinen Thränen. Das mogten wohl anfangs Thränen der Freude seyn, aber sie ergossen sich bald in Schmerz und Wehmuth, wenn er den jetzigen Zustand der Stadt mit ihrem vorigen verglich. Alle diese Gegenstände waren Stacheln in sein Herz, die mit jedem Tage seine Einbildungskraft mehr erhitzten. Als er gar an der Stelle des prächtigen salomonischen Tempels eine prächtige Moschee der Musulmänner sah, worinnen sie täglich ihre Gebete, in seinen Augen eben so viele Gotteslästerungen, verrichteten, als er nahe bey der Kirche des heiligen Grabes, ein Gebäude sah, aus welchem sie einen Stall gemacht hatten, so blutete sein Herz beym Anblick dieser Scenen. Unglücklicherweise hatte ihm der Zufall einen lateinischen Christen zum Wirth gegeben, der eben so wenig wie die andern Christen mit der Herrschaft der Musulmänner zufrieden war, und der also, statt Peters Feuereifer zu dämpfen, noch mehr brennbare Materialien zutrug, wenn er des Abends sich mit ihm von der Tyranney der Ungläubigen, von dem kläglichen Zustand der Religion, der Geistlichen, der heiligen Oerter und den vielfältigen Plackereyen, denen die Christen ausgesetzt waren, unterhielt.

Alle

Alle diese Gemälde sammleten sich allmählig und schwärzten sich immer mehr in Peters Kopf. Er hatte nun weder Tag noch Nacht Ruhe, er sah im Traum, was ihn des Tages über gerührt hatte, und stand mit einer feurigern Einbildungskraft und verwundetern Herzen auf, als er sich niedergelegt hatte. Er dachte nun ernstlich darüber nach, ob und wie diesen Abscheulichkeiten ein Ende zu machen sey. Wenn jemand in Jerusalem seine Absichten unterstützen könne, so dachte er, müsse es der Patriarch seyn. Und das war damals Simeon II., ein frommer ehrwürdiger Alter, der die Uebel seiner Brüder lebhaft empfand, aber nur heimlich darüber weinte und seufzete. In ihm fand er also ganz den Mann, den er suchte und wünschte. Er wußte ihn durch seine Rede so für sich einzunehmen, riß alle Wunden des Alten von neuem auf, und brachte es dahin, daß er kein Bedenken trug sein Herz in den Schoos des Schwärmers auszuschütten. Der Greis schilderte alle Drangsale der Christen, alle Verwüstungen des heiligen Landes, setzte aber hiezu: „o getreuester Christ, durch diese Drangsale will Gott alle Unreinigkeit, womit wir befleckt sind, von uns abwaschen; das sind die gerechten Strafen, die wir durch unsere Sünden verdienet haben; wer will uns

aus

aus dem Abgrund reißen, da der ganze Orient in dem kläglichsten Zustande ist? Ist irgend woher Hülfe zu erwarten, so muß sie aus den Abendländern kommen. Jener Länder fürchterliche Macht kann allein den Ungläubigen Zaum und Gebiß anlegen. Aber wer will oder wer soll diese Macht in Gang bringen? wer soll sie sammlen, um ein Joch zu zerbrechen, dessen ganze Schwere sie noch nicht kennen?„ —

Das war ein Lichtstral, der Petern plötzlich umleuchtete. Was dem Patriarchen unmöglich vorkam, schien Petern nicht einmal schwer. Nicht als ob er Zeit und Umstände und sein Jahrhundert zu Rathe gezogen, oder einige Mittel der Möglichkeit zu verbinden gesucht hätte — eine solche Berechnung überstieg seine Kräfte weit. Sein Hauptbewegungsgrund war sein Glaube, daß er ein Werkzeug Gottes zu Befreyung der morgenländischen Christen sey. Er gab dem Patriarchen zu verstehen, daß ein Zweifel daran, ein Mißtrauen auf die Vorsehung Gottes sey. Man müsse sich nur an den Papst und durch diesen als das Haupt der Christenheit an die occidentalischen Christen wenden. Und kurz, er nahm es über sich in sein Vaterland zurückzukehren und alles gehörig einzuleiten, wenn nur der Patriarch umständ-

lich an den Papst und die christlichen Prinzen schreiben wolle, so zweifle er keinen Augenblick an einem glücklichen Erfolg.

Schwärmerey, sagt, wenn ich nicht irre, Wieland irgendwo, steckt an wie der Schnupfen. Dessen ungeachtet und so zuversichtlich auch Peter sprach und so gern man das auch für thunlich hält, was man wünschet und hoffet, so wollte doch weder Simeon noch einige andere Christen, denen man Peters Plan mitgetheilt hatte, sich von der Ausführbarkeit desselben überzeugen, der freilich jedem, einen Philosophen und einen Schwärmer ausgenommen, unthunlich scheinen mußte. Man dankte ihm also sehr höflich für seine großmüthige Anerbietung, aber man fand zur Zeit noch Bedenken, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen. —

Bey Petern aber, traf Shakspears Spruch ein: **Mein lieber Horazio, es giebt viel Dinge im Himmel und auf Erden, wovon sich unsere Philosophie nichts träumen läßt.** Peter gab seinen Plan nicht auf. Voll davon ging er nach seinem Quartier; seine Seele war in heftiger Aufwallung. Er kam an die Kirche des heiligen Grabes und ging hinein, theils seine Andacht zu verrichten, theils Gott um

Mittel und Wege zu Ausführung seines Planes zu bitten. Es war Nacht; die Stille und Dunkelheit der Nacht, die Ermüdung von seinem Gange, die Entkräftung von seinem strengen Leben, die Abmattung von seinem Gebet und Spekulationen — alles trug dazu bey, daß er wider Willen in Schlaf fiel, wo der Durst, der ihn verzehrte, noch stärker wurde. Seine erhitzte Einbildungskraft stellte unserm martialischen Apostel in dem Vorhofe des Tempels, wo er sich niedergeworfen hatte, alles wieder vor, was er sahe, oder am Tage zu sehen wünschte. Und so war es natürlich, daß Jesus Christus selbst ihm erschien und sagte: stehe auf Peter, gehe wieder zum Patriarchen, er wird dir die Briefe, die du verlangst, mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes versiegelt geben — gehe in dein Vaterland, mache die Drangsale deines Volks bekannt und erwecke die Herzen der Gläubigen u. s. w.

Peter wurde wach, fand sich gestärkter als vorhin und nun zweifelte er vollends gar nicht, daß er das von Gott bestimmte Werkzeug zur Befreiung des heiligen Landes sey. Er eilte mit der Morgendämmerung zum Patriarchen, erzählte ihm das Wunder und dieser, ob aus Leichtgläubigkeit an das Wunder oder aus Nach-

giebigkeit gegen sein dringendes Bitten, gab ihm endlich die Briefe, die er verlangte, und in der Form, wie er sie begehrte.

Nun hatte Peter, was er so lange gewünschet hatte. Die Freude darüber ließ ihn in Jerusalem nicht lange verweilen, er ging nach Joppe (Jaffa) und dort an Bord eines Kauffarthey Schiffes. Gern wäre er auf den Flügeln des Sturmwindes nach Europa geflogen, wenn es ihm möglich gewesen wäre. Die ganze Reise war für seine schwärmerische Ungeduld viel zu langweilig, er zählte Stunden und Augenblicke. Endlich stieg der Held, der es wagte, Welt und Nachwelt in Erstaunen zu setzen, zu Bari ans Land, und eilte, ohne sich einige Ruhe und Erholung zu gönnen, zum Papst nach Rom.

Auf dem päpstlichen Stuhl saß Urban II., Peters Landsmann und Gregors VII. innigster Vertrauter. Er würde einer der größten und besten Päpste gewesen seyn, wäre er nicht Hildebrands Geschöpf und Schüler gewesen, dessen Plane und Grundsätze er auch zu realisiren suchte. Sein Schicksal war daher auch oft nicht das angenehmste; er hatte immer zu kämpfen. Bald war er Herr in Rom, bald mußte er es räumen; er gab sich für den Beherr-

scher der Kaiser und Könige aus und mußte zuweilen wie ein Geächteter in Italien von einem Ort zum andern herumirren; oft bis zur kläglichsten Armuth herabgesunken, lebte er lange blos von dem Allmosen römischer Damen und sogar gemeiner Weiber. Bey Peters Ankunft war er glücklicherweise die stärkere Parthey und hielt sich zu Rom auf. Peter überreichte seine Briefe und unterstützte sie mit seinen Thränen; mit dem Feuer seiner Beredsamkeit schilderte er pathetisch den unglücklichen Zustand der morgenländischen Christen. Urbans Umstände waren freilich nicht die besten zu Ausführung des Vorschlags, den Peter that; gleichwohl aber hätte Peter nächst Gregor VII. sich an keine bessere Person wenden können, als an diesen Papst. Als Gregors Herzensfreund, wußte er, wie hitzig jener schon diesen Plan betrieben und aus welchen Ursachen er es gethan hatte. Er sahe ein, wie viel der heilige Stuhl dadurch gewinnen würde, wenn der Vorschlag des Priesters zur Wirklichkeit käme, und daß dieser Krieg dem Papst die Führung eines Geschäfts geben werde, das das christliche Europa gemeinschaftlich unternahm; daß es ihm nicht schwer fallen werde, wenn der Krieg glücklich liefe, sich an die Spitze der Armee selbst zu stellen, oder sie doch nach seinem Willen zu gebrauchen; er sah

endlich, daß dieß ein Weg war, die Schätze der weltlichen Herren zu Gütern der heiligen Kirche, das heißt — des Papstes zu machen, und die Feinde der Kirche, das heißt — der päpstlichen Herrschsucht zu demüthigen und zu schwächen, und bey allen dem noch Helfer der leidenden Menschheit zu scheinen. Gründe genug, Peters Vorschlag nicht zu verwerfen!

Jetzt kam hinzu, daß auch der Konstantinopolitanische Kaiser Alexius in wiederholten dringenden, demüthigen und eines griechischen Kaisers unwürdigen Bittschreiben an den Papst und mehrere christliche Fürsten, um ihren thätigen Beistand gegen den allgewaltigen Strom, der Asien überschwemmte, bat.

Nun hatte Peter gewonnen Spiel. Er erhielt im Ernst Befehl, die Gemüther zu einer so frommen Unternehmung vorzubereiten, die Gebiete der christlichen Fürsten zu durchlaufen, und die Fürsten und ihre Unterthanen zu Erfüllung des göttlichen Willens zu ermahnen. Wenn er auf diese Art ihm den Weg bereitet haben würde, so wolle er (Urban) dem heiligen Bunde, den er machen wolle, alle geistlichen Schätze der Kirche aufschließen, und sogar die weltliche Hülfe, die er ihm leisten könne, nicht sparen.

Peters

Peters Herz hüpfte vor Freuden, daß er der Vorläufer des Papstes seyn sollte, und er eilte, mit Urbans päpstlich väterlichen Seegen versehen, seine Gesandschaft zu vollziehen. Zu Bari, wo er ans Land getreten war, machte er seinen ersten Versuch, und er war so glücklich, als er gehoft hatte. Seine Person war ein Schauspiel für das Volk. Mit einem Kruzifix in der Hand, bloßen Kopf und Füßen, mit einem großen Strick umgürtet, in einem wollenen Unterkleide, einer langen Mönchskutte von dunkler Farbe, die bis an die Fersen ging, einem kleinen Einsiedler Mantel vom groben Zeuge, der nicht bis an die Kniee reichte, bekleidet, durchlief er die Straßen. Dazu kam sein strenges Leben, dessen Verstellung allein schon die Einbildungskraft des Pöbels rühren mußte. Nie aß er Brod und Fleisch, und brach er ja zuweilen seine strenge Enthaltsamkeit, so geschah es nur, um ein wenig Wein zu sich zu nehmen, einige geringe Hülsenfrüchte und schlechte Fische zu genießen. Mit dieser Kasteyung verband er die Ausübung guter verdienstlicher Werke, und theilte Allmosen aus, die ihm seine Kreuzpredigten (so nannte man seine Ermahnungen) verschafften; er las den lüderlichen Weibern den Text, verheyrathete Mädchen, stillte Streitigkeiten, legte Prozes-

 se

se bey, und streuete, während er Krieg predigte, den Saamen des Friedens und der Einigkeit aus. Der Erfolg hiervon überstieg Peters kühnstes Hoffen. Denn daß ihn seine Sendung zu einem Heiligen erheben würde, glaubte er wohl nicht, als er ausging, und doch geschahe es. Vornehmer und geringer Pöbel lief ihm nach und hörte ihn predigen; was er sprach, wurde als vom Himmel gesprochen, angestaunt. Er mochte thun und reden, was er wollte, vernünftig oder unvernünftig — das alles galt gleich, er war ihnen immer ein Mann Gottes. Sogar sein Esel, denn aus Demuth wollte er sich auf seinen Reisen keines andern Thiers bedienen, hatte Antheil an dieser Ehre; man riß dem armen Esel fast alle Haare aus, und verwahrte sie als Reliquien.

So durchstrich er in Jahresfrist fast ganz Europa, ermahnte Fürsten und Könige, beschwor das Volk, foderte den Muth der einen und die Frömmigkeit der andern auf, und zündete in allen Seelen eben das Feuer an, das ihn schon so lange durchglühete. Schwerlich wird man sich eine Vorstellung von der großen Bewegung machen können, die dieser Kukupeter in ganz Europa verursachte. Wo man hinblickte, sah man begeisterte Menschen, die so

wie

wie er nach dem Blute der Ungläubigen dürsteten. Türken und Rache! Christen Freyheit und Jerusalem, war die allgemeine Losung. Alles seufzete nach einem allgemeinen Bunde. *) Solchen Eingang fand die rauhe Beredsamkeit dieses Mannes!

*) Meine Leser schütteln vielleicht bey dieser Erzählung den Kopf, und nennen es ein unsinniges Zeitalter, oder halten dieß alles für ein Mährchen — ich aber nicht, oder die Geschichte des Zeitalters und der Menschen, worinnen und worunter ich lebe, müßte ein noch bizarreres Mährchen seyn, das es doch nicht ist. Denn wenn es wahr ist, was der weise Ritter von Mancha oder sein Schildknapp sagt: daß man denjenigen ohne Bedenken blind nennen könne, der nicht im Stande sey, durch ein Sieb zu sehen, so muß jeder meiner Leser, der durch ein Sieb zu sehen sich noch getrauet, auch einsehen, daß das hochberühmte aufgeklärte achtzehnte Jahrhundert, und namentlich unser philosophisches Dezennium, so gut seine Schwärmer habe, als das eilfte. Nur schwärmt jeder auf seine Manier. Schröpfer, Gaßner, Cagliostro, Mesmer, Puysegur, Lavater u. s. w. Mehr brauche ich nicht zu nennen — waren sie nicht die Kukupeter unserer Zeit? Wenn es in einer bekannten Stadt noch vor einigen Jahren Damen gab, die einen sanften Einfluß fühlten, wenn Lavater mit seiner heiligen Hand sie

Und aufrichtig zu sagen, es würde unnatürlich gewesen seyn, wenn sie sie nicht gefunden hätte. Seine Kreuzpredigten mußten nothwendig in das Gedankensystem eines Volks passen, das den Krieg aus Leidenschaft liebte, und nun sollten sie gar Vergebung der Sünden, den Himmel und die Seligkeit durch Rauben und

sie streichelte oder nur den Saum ihres Kleides berührte, die sich nicht wuschen, weil Lavater — sie geküßt hatte u. s. w. darf man sich wundern, wenn man im 11ten Jahrhundert Peters Esel die Haare ausraufte und als Reliquien aufbewahrte? Denn geschieht das am grünen Holz, was will am dürren werden! o heiliger Peter! o heiliger Esel des heiligen Peters! hätte das Schicksal euch in unser Jahrzehent versetzt, euch wäre, hättet ihr Geister zu citiren, geheime Kräfte vorzugeben, zu manipuliren und zu magnetisiren verstanden, euch wäre des Dalai Lama Ehre geworden, eure Excremente wären — haut gout für unsere empfindsamen nervensiechen Damen geworden, die sich nicht mehr unter den Rauchfang der Küche beugen, sondern sich durch den Schornstein der Geisterseherey, geheimen Kräfte und der Desorganisation hinauf in die hohen Regionen der entkörperten Welt, in Extasen und Divinationen schwingen. O heiliger Peter! o heiliger Esel des heiligen Peters! das wäre traun euch geworden.

und Morden verdienen! das hieß die enge Pforte sehr erweitern und den schmalen Weg ziemlich zur Chaussee machen! Dazu kamen noch so viel Nebengründe eines jeden Standes; die Großen wollten auf diesem Wege Ehre und Länder erwerben, das gemeine Volk freuete sich schon auf den Raub und die Beute, die dann zu theilen seyn würde, und auf die Freyheit vom Joche ihrer kleinen Tirannen; die Geistlichen fanden für ihren Stolz und Geitz reichliche Nahrung in diesen Kreuzzügen. Mancher bildete sich etwas drauf ein an der Spitze der ganzen Unternehmung zu stehen; ein anderer hoffte seine Reichthümer und Besitzungen dadurch zu vermehren. Denn diejenigen Großen, die den Kreuzzug mitmachten, schenkten häufig ihre Güter, wenn sie reich waren, an Kirchen und Klöster; denn entweder blieben sie, dann hatten sie keine irdischen Güter mehr nöthig, oder sie eroberten so viel morgenländische Schätze, daß sie jene verschenkten leicht vergessen konnten. Andere verkauften auch ihre Güter für ein geringes Geld, wenn ihr baares Vermögen nicht zu den Zurüstungen zureichte. Das Bewußtseyn ihrer Tapferkeit und die sichere Ueberzeugung eines unmittelbaren Schutzes der Vorsehung brachte sie zu diesem für die Geistlichen sehr vortheilhaften Entschluß.

Bey dem allgemeinen Beyfall, den des Eremiten Predigt fand, glaubte der Papst Urban, sey der Zeitpunkt vorhanden, wo er hinzutreten und der Sache Nachdruck geben müsse. Eine allgemeine Kirchenversammlung schien ihm das beste Mittel zu seyn, seine oder vielmehr Gregors Entwürfe durchzusetzen, ohne eben sie blos zu geben; denn die wirkliche Lage der Sachen gab ihm ohnedieß blendende Gründe genug an die Hand. Und diese Kirchen Versammlung kam 1095. zu Piacenza zu Stande. Sie fieng den ersten März an und dauerte sieben Tage. Dreyzehen bis vierzehen Erzbischöffe, 200 Bischöffe, 4000 andere Geistliche und 30000 Laien sollen aus allen Provinzen Europas dahin geströmt seyn, in der Hofnung, es werde der Krieg wider die Ungläubigen in Vorschlag gebracht werden.

Diese Versammlungen pflegten sonst in Kirchen gehalten zu werden, aber jener ungeheure Haufen hatte in keiner Kirche Raum, man mußte also die Sitzungen auf freyem Felde halten. Das, wodurch sich außer der Wichtigkeit der Sachen, die abgehandelt wurden, diese Kirchenversammlung vor andern auf eine sonderbare Art auszeichnete, war die Gegenwart der Gesandten, die der griechische Kaiser Alexius entweder aus eigener Bewegung, oder welches

ches wahrscheinlicher ist, auf Antrieb des Papstes geschickt hatte. Sie verlasen öffentlich die Briefe, die ihr Kaiser an den Papst und die christlichen Fürsten geschrieben hatte, worinnen er flehentlich um Hülfe bat. Was ihr Monarch schon traurig genug schilderte, das thaten sie mündlich noch mehr; sie machten eine fürchterliche Beschreibung von dem Elend der Christen im Morgenland. Hierauf trat der heilige Vater selbst hin und hielt eine Rede, die die Gemüther dergestalt erschütterte, daß das Schreyen nach Krieg, das Weinen seiner Zuhörer, die der Zorn und Unwille über die Ungläubigen beben und zittern machte, ihn mehr als einmal unterbrach. — Auf zur Befreyung unserer leidenden Brüder! — das war der allgemeine Gedanke, die allgemeine Stimme.

Dieß schien der Zeitpunkt zu seyn, den der Papst sich nicht entgehen lassen durfte. Aber der schlaue Mann durchsah den Plan ganz anders. Er wollte die Sache noch weiter treiben. Diese Versammlung sollte also nur eine Vorbereitung zu wichtigern Dingen seyn. Frankreich lag ihm noch am Herzen, wo Peters Predigten, wie er wußte, den meisten Eindruck gemacht hatten; dort wollte er noch einen Meisterstreich ausführen, und sich reichhaltigere Kanäle

näle eröfnen als die italiänischen waren. Und für den zu Piacenz versammleten Haufen hatte er auch noch keinen Anführer; denn selbst es zu werden, dazu besaß er zu viel Weltklugheit. Er ermahnte also nur dießmal die Laien und Geistlichen, in ihrem gottseligen Eifer nicht kalt zu werden und nahm einen feierlichen Eid von ihnen, wodurch sie sich verpflichteten, künftig der Unternehmung beyzutreten, wenn Gott es erlauben würde. Dieß Verhalten Urbans zeigt von großer Schlauigkeit und überlegter Staatsklugheit. Denn alle diese Menschen kehrten voll Wärme und Eifers und mit dem kühnen Entschluß, der morgenländischen Christen Retter zu werden, nach Hause, und wurden, ohne es selbst zu wissen, aber ganz nach Urbans Plane, eben so viele neue Emissarien und Werber, die allenthalben das von Peter angezündete Feuer noch mehr anbliesen, und durch die Zögerung, die man ihrer Ungeduld entgegensetzte, noch mehr erhitzt wurden. Das Resultat war ganz so, wie der Papst es erwartet hatte. Ein Beweis, daß er seine Leute und sein Jahrhundert gut kannte und — zu benutzen verstand.

Auf Frankreichs Thron saß Phillipp I., der das Non plus ultra seiner Glückseligkeit und Fürsten Ehre in Wein und Weibern suchte,

der

der seine Gemalin aus dem ihm sehr wichtigen Grunde verstieß, — daß sie nicht mehr jung und schön war, der als der größte Ehebrecher seines Reichs bekannt mit Gesetzen und Unterthanen ein Spiel trieb. Handlungen von der Art konnten ihn unmöglich beliebt machen. Die Kirche legte sich ins Mittel. Von Rom her kam ein fürchterliches Donnerwetter über ihn, und so wurde er den 16. October 1094. in Gegenwart von 32 Bischöffen und verschiedenen Aebten in den Bann gethan.

So lagen die Sachen, als Urban, der vornehmste Donnergott, es wagte selbst nach Frankreich zu kommen. Es gehörte in der That viel Muth und viel Kenntniß des Jahrhunderts dazu, um einem Prinzen, wie Phillipp war, bis an die Stufen seines Throns zu trotzen. Aber Urban war bedachtsam genug. Als er über die Alpen kam, hütete er sich wohl dahin zu gehen, wo der König Freunde hatte. Er durchschlich die mittäglichen Gegenden Frankreichs, und setzte endlich eine Kirchenversammlung zu Clermont in Auvergne auf den 18. November fest. Was Urban vermuthete und hoffte, geschah auch. Eine unendliche Anzahl von Geistlichen und Laien von allen Ständen und Altern kamen da zusammen. Städte und Dör-

fer

ser umher waren voll und viele fanden keinen Raum mehr und mußten, der rauhen Jahrszeit ungeachtet, unter Zelten kampiren. Nachdem man sich mit einigen andern die französische Kirche betreffenden Verordnungen beschäftiget hatte, so kam man auch auf die Vertheidigung der Christen im Morgenlande, und es wurde der Kanon festgesetzt, daß die Reise nach Jerusalem die Stelle aller andern Büßungen vertreten sollte, wenn man sie nicht aus eitler Ehre, sondern aus bloßem Triebe der Andacht und Nächstenliebe unternähme. Dieß alles aber war nur Vorbereitung zu härtern Streichen. Zu Piacenza hatte man die Gesandten des Alexius auftreten lassen, hier aber sollte ein neues Mittel gebraucht werden, die Gemüther in Flammen zu setzen — und dieß war Peter der Eremit. Er erschien in seinem gewöhnlichen Anzuge mit dem Kruzifix in der Hand, mit traurigen Augen, trüber Stirn vor der großen Versammlung, wo der Papst von Kardinälen und Prälaten umgeben auf dem Thron saß. Hier hielt er an die unübersehbare Menge von Menschen eine Rede, die freilich zu lang ist, um hier eingerückt zu werden, die aber alles erschöpfte, um die Herzen seiner Zuhörer zu erschüttern, das Schicksal der morgenländischen Christen mit den grellsten Farben

zu malen, und dadurch die Gemüther der Anwesenden gegen die grausamen Unterdrücker der Christen zu begeistern oder vielmehr zu erbittern. Und er erlangte seinen Zweck zum Theil. Die Gesellschaft schauderte bey Peters feuriger Beschreibung der Drangsale der morgenländischen Christen, man hörte Seufzer, es flossen Thränen, die Herzen waren bewegt, die Einbildungskraft in Aufruhr gebracht, jedes Sensorium des menschlichen Elends war rege; aber das beste fehlte noch — Entschluß zu Hülfe und That. Auch der Verstand mußte überzeugt werden, und dieses große Werk hatte sich der Papst selbst vorbehalten; denn dazu war klügere überlegtere Beredsamkeit nöthig, die mit sich fortriß, was Peter erschüttert hatte. Ohne von seinem Thron aufzustehen, redete der Papst die Versammlung an, fuhr da fort, wo Peter geendiget hatte, und man muß gestehen, was auch Cicero und Demosthenes gesprochen haben mögen, und welche Folgen ihre Reden gehabt haben mögen, so können sie schwerlich die Wirkung hervorgebracht haben, die Urbans Rede, durch so günstige Umstände unterstützt, hervorbrachte. Er hatte seine Rede noch nicht geendiget, als schon die Bewegung unter den Zuhörern aufs höchste gestiegen war. Er sah Thränen fließen, und hörte laute Seufzer,

schon ein paarmal hatte lautes Geschrey ihn unterbrochen. Endlich wurde es allgemein; es war das Brausen eines schrecklichen Sturms. Die Zuhörer schlugen sich an die Brust, hoben Augen und Hände gen Himmel, und von allen Seiten erscholl es mit einer Stimme, mit einem Geschrey: **Gott will es haben! Gott will es haben!** Urban konnte sich kaum vor Freuden halten, das war der Augenblick, den er erwartet hatte, und den er benutzte. Er erhob sich von seinem Thron, winkte mit der Hand Stillschweigen, und setzte seine Rede fort, worinnen er zeigte, daß ihre allgemeine Einmüthigkeit durchaus ein göttliches Werk sey und daß sie Streiter Jesu Christi wären; daß sie ein unterscheidendes Zeichen haben müßten, und zwar das ehrwürdigste und schicklichste, wodurch sie von dem Pöbel der Soldaten abgesondert würden, und das verhinderte, den Christen in der Schlacht mit den Ungläubigen zu vermischen. Er schlug also vor, die Abbildung des heiligen Holzes zu tragen, an welchem Christus gekreuzigt worden.

So schmücke sich denn, sagte er, ein jeder, der sich zu dieser glorreichen Unternehmung gesellen will, mit diesem heiligen Bilde; er trage auf der rechten Schulter, auf der Stirn

oder

oder auf der Brust ein rothes Kreuz, daran erkenne man die lebendige Hostie, die sich dem Herrn geweihet hat, und niemand berühre es mit unreinen Händen; durch dieses Zeichen siegte der große Konstantin, dadurch müßt auch ihr siegen.

Dem fügte er noch einige nachdrückliche Ermahnungen bey, sich gegen den Frühling bereit zu halten, und nun hatte er, was er wünschte. Entschließungen und Maaßregeln giengen wie ein Lauffeuer von Herzen zu Herzen bey den Zuhörern; es war ein allgemeines Heulen, Schreyen, Gemurmel und Geräusch. Der Kardinal Gregor, nachmaliger Papst Innocenz II., gab der Versammlung ein Zeichen, auf die Kniee zu fallen. Es geschah. Er sprach hierauf im Namen aller eine Beichte, während welcher man von allen Seiten nichts hörte, als verdoppelte Schläge an die Brust. Der Papst ertheilte hierauf Vergebung der Sünden und seinen apostolischen Segen und erlaubte der Versammlung nach Hause zu gehen. Es wurden bey der Gelegenheit auch noch einige Verordnungen zur Sicherheit der Kreuzfahrer und ihrer Güter gemacht, welche man den Frieden und den Stillstand nannte. Jenes war eine Verordnung, nach welcher die Kirchen, Geistlichen, Klöster, Ordensmänner,

Weiber, Kaufleute, Handwerker und Mühlen von aller Gewaltthätigkeit ausgeschlossen wurden, dieses waren die vier Tage von Mittwoch Abends bis Montags frühe, die Adventszeit bis zu den drey Königen, die Fasten, Ostern und Pfingstwochen, in welchen Tagen auf die Ausübung der geringsten Feindseligkeit der Bann, und nach Befinden die Todesstrafe stand. Die Privilegien der Kreuzfahrer und ihre Freyheiten waren überhaupt folgende: Sie konnten während ihres Feldzuges nicht Schulden halben angeklaget werden, (schon dieser Umstand jagte Tausende ins heilige Land, die durch diese Reise aus aller Verlegenheit kamen) sie brauchten von entlehnten Geldern keine Zinsen zu bezahlen, sie waren ganz oder zum Theil von Steuern und Auflagen befreyet, konnten ohne Einwilligung ihrer Lehnsherrn ihre Ländereyen veräußern; ihre Person und Habseligkeiten standen unter niemand, als unter dem Schutz des heiligen Peters, und niemand durfte, wenn er sich nicht den Bannstralen aussetzen wollte, es wagen, sie und die Ihrigen, während ihrer Abwesenheit auch nur im geringsten zu beleidigen; sie waren so wie die Geistlichen gar keinem weltlichen Gericht unterworfen; und erhielten endlich, welches noch das Beste war — einen vollkommenen Ablaß, das

heißt:

heist: alle ihre Sünden groß und klein, wie sie Namen haben mogten, wurden ihnen vergeben, und die Pforten des Himmels so weit geöffnet, daß ein Kreuzfahrer ohne Anfrage gerades weges hindurch passiren konnte. Man sieht leicht ein, wie abscheulich, wie unsittlich, wie so ganz alle weltliche und bürgerliche Ordnung zerstörend diese Grundsätze waren; aber so schrecklich sie für das Ganze seyn mogten, so gab es doch eine Zeit, wo sie verbindend waren — das war die Zeit der Kreuzzüge.

Ehe noch die Versammlung aus einander gieng, und da der Papst noch in aller seiner Glorie auf dem Throne saß, nahete sich, wahrscheinlich auf Verabredung, um der Versammlung ein nachzuahmendes Muster vor Augen zu stellen, Adhemar von Monteil, Bischof von Puy und bat den Papst fusfällig an den Stufen seines Throns um Erlaubniß, den Weg Gottes betreten zu dürfen, das heist, er bat sich vom Papst die Ehre aus, mit dem Kreuz bezeichnet zu werden. Dieser hütete sich wohl, ihm eine Bitte abzuschlagen, die er ihm wahrscheinlich selbst in Mund gelegt hatte. Er heftete vielmehr selbst ihm das Kreuz von rothem Zeug auf die rechte Schulter und eben so eines erhielt auch der Bischof von Orange, Wilhelm nebst

 vielen

vielen andern Personen und Geistlichen. Am folgenden Tage kam man zusammen, um für den ganzen Haufen einen Heerführer zu wählen. Weil der Papst vorhin geäusert hatte, daß er wohl selbst sich entschliessen werde, den Zug anzuführen, so bat man ihn, die Heerführerstelle anzunehmen; allein er fand es jetzt besser, sich mit Klugheit zurück zu ziehen, nachdem die Sachen einmal in diesen Gang gebracht waren, und entschuldigte sich mit seinen nothwendigen Pflichten, die ihn, wie er sagte, nöthigten, bey diesen Umständen wegen der Bedürfnisse der Kirche und des Schisma, das sie trenne, im Occident zu bleiben. Er versprach aber, und vielleicht war es ihm Ernst, die Reise zu thun, so bald diese Hindernisse gehoben wären, und er auf einige Zeit, die Sorge für seine Heerde auf die Seite setzen könne. Adhemar erhielt also die päpstliche Gewalt bey dem Zuge unter dem Namen eines Legaten. Er soll sie, welches schwer zu glauben ist, ungern übernommen haben. War aber sein bezeigter Widerwille ernstlich, so muß es ihm lieb gewesen seyn, durch einen Zufall davon befreyet worden zu seyn.

Nach zehntägiger Dauer der Kirchenversammlung schickte Urban alle Bischöffe nach Hause,

Häuse, um das in ihren Sprengeln zu thun, was er zu Clermont gethan hatte. Jeder predigte, wo er konnte, das Kreuz und sammlete sich Gefährten nach Jerusalem, und damit ja niemand bey kältern Blute sein Wort zurück nehmen könne, so verordnete der Papst, daß derjenige, der einmal das Kreuz nähme, bey Strafe des Bannes gehalten seyn sollte, sein Gelübde zu erfüllen. Er selbst zog noch, ehe er nach Italien zurückkehrte, in Frankreich herum und predigte das Kreuz. Die Köpfe der Menschen waren nun alle so erhitzt, daß die Predigten des Papstes, der Bischöffe, des Einsiedlers Peters, der alle Provinzen und Länder durchrannte, und die Ermahnungen aller derer, die von Clermont zu Hause kamen, Menschen aus allen Ländern Europens zu Kreuzfahrern herbeyzog.

Man kann sich leicht vorstellen, daß der Aberglaube und die Unwissenheit des Jahrhunderts hiebey ein volles Spiel hatten. Die wunderseltsamsten Dinge wurden ausgebrütet, um den Menschen den Zug ins heilige Land recht wichtig zu machen. Es ist genug, zur Charakteristik der Kenntnisse dieser Zeit nur einige dieser Erfindungen zu nennen: z. B. an eben dem Tage, da Urban den Kreuzzug pre-

digte, war schon die Nachricht davon in Orient verbreitet; das heist in der That die tausendzüngige Fama etwas gar zu laut und geschwäzig machen. Wie sehr Gott die Kreuzpredigten durch Wunder und Zeichen bestätige, davon führte man zum Beweis an, daß in der ganzen Welt die Sterne vom Firmament in einer solchen Menge herabfielen, wie Hagel im Sturm und Schneeflocken im Winter. Ich wünsche meinen Lesern und mir Glück, daß wir dieses gräßlich schöne Schauspiel nicht mit ansehen durften; denn mich dünkt, unsere kleine Erde, müsse bey einem solchen Hagel und Schnee von Sternen in nicht geringe Unordnung gerathen. Daß man feurige und blutige Strassen, Schlachten und dergleichen am Himmel sah, daß Misgeburten von Menschen und Thieren häufig zur Welt kamen, als z. E. Kinder, die zwey Jahr im Mutterleibe gewesen waren, gleich bey der Geburt Reden hielten, alle Glieder doppelt hatten, Lämmer mit zwey Köpfen, Füllen, mit so großen Zähnen, wie ihre Mütter u. s. w. — das verstehet sich von selbst. Es ist ja nicht sehr lange her, als die werthe Christenheit noch fromm genug war, alles dieses und ähnliche Dinge zu erzählen, wenn ein Türkenkrieg in den Kabinetten der Fürsten ausgebrütet werden sollte.

Um

Um so mehr ist es dem eilften Jahrhundert zu gute zu halten.

Unter solchen Umständen dauerte es nicht lange, so war eine unzählige Menge von Kleidern mit Kreuzen gezeichnet, und wehe dem! der es sich nur von ferne merken ließ, daß das Ding ihm nicht behage! Wenn die Leser sich erinnern wollen, welche magische Kraft in den letzten holländischen sogenannten Patrioten Unruhen eine getragene oder nicht getragene Orangen Kokarde bey den phlegmatischen Holländern, oder noch ganz neuerlich eine grüne in dem civilisirten Paris hatte, so werden sie leicht begreifen, daß im eilften Jahrhundert ein rother Lappen in Form eines Kreuzes eben so grose oder noch grösere Kraft gehabt haben müsse. Wenn man bedenkt, daß alle diese Schwärmer den Weg nach Jerusalem für den leichtesten Weg zum Himmel hielten, so wird man sich einen Begriff von der brennenden Begierde machen können, die Menschen aus allen Ständen dahin zog. Die Jahrbücher der Geschichte haben durchaus kein Beyspiel von einer ähnlichen Bewegung unter den Menschen aufzuweisen. Nicht blos Prinzen und Herren, Edelleute, Bürger und Bauern wollten auf diesem Wege geradezu in den Himmel, sondern auch Weiber, Kinder, Mönche und Nonnen,

Weltgeistliche und Priester riß die Wuth mit fort. Kein Band der Freundschaft und Liebe hielt die Rasenden auf, kein häusliches Interesse, keine zärtliche Empfindung, kein Gefühl von Patriotismus konnte ihren unsinnigen Entschluß ändern. Man verließ Haus und Hof, zerriß alle Bande, erstickte alle Empfindung, entsagte allen Freuden, um — nach Jerusalem zu gehen. Kein Verbot der Aebte und Bischöffe konnte diese Wuth hindern, selbst Urbans Verbot, wodurch er zu Clermont, Weltgeistliche, Nonnen und Mönche vom Zuge ausschloß, galt nicht mehr, sie zerbrachen die Pforten und Gitter der Klöster und Einsiedeleien, und liefen dem Zuge nach. So vermehrte sich dieser unordentliche gemischte Haufe von Tage zu Tage, wie ein vom Berge sich wälzender Schneeball. Da war kein Stand, kein Geschlecht, keine Leidenschaft, keine Tugend, kein Laster mehr an seiner Stelle, alles war in einander gemischt, Schwelgerey mit Gottesfurcht, der Helm mit der Kutten, das Rauchfaß mit der Lanze, die Spindel mit dem Streitkolben, das härne Kleid der Kasteiung mit Pfeilen und Schwerdern; neben dem Priester und Mönch stand ein schaamloses Weib mit einem Harnisch bedeckt, beides zum Streit und zur Buhlerey bereit; neben dem bepanzerten Solda-

Soldaten eine Nonne, die bald Psalter betete, bald liebäugelte. Es ist schrecklich, die Schilderung dieser sonderbaren Mischung zu lesen; bey vielen, vielleicht bey den meisten, war immer der Hauptbewegungsgrund, ihr Schicksal zu verbessern, sich mit der Beute der Reisegefährten und Feinde zu bereichern, und ihren Wollüsten und Leidenschaften zu frohnen; dieß trieb den Mönch und die Nonne so gut wie den Strassenräuber an, sich mit dem Kreuze bezeichnen zu lassen.

Nun entstand aber die Frage: woher nehmen wir Brod, in der Wüsten, das diese essen? Die Kosten, solche zahlreiche Haufen von Menschen aus Europa nach Asien zu führen, waren natürlicherweise erschrecklich. Die öffentlichen Einkünfte einer jeden Nation waren damals noch sehr gering. Um sich Lebensunterhalt zur Reise zu verschaffen, mußten alle, die etwas besasen, ihr Hab und Gut verkaufen. Wer nun klug genug oder glücklich genug war, durch Verhältnisse gezwungen zu werden, zu Hause bleiben zu müssen, der konnte bey so vielen Verkäufern um ein geringes Geld Käufer werden. Das war also eine reiche Erndte für die in Europa bleibenden Fürsten, und Geistlichen und Klöster. So kamen ganze Provinzen, Städte, Felder, Wiesen

und Hütten in fremde Hände. Die Handlung litt eine gänzliche Revolution, die Sachen und Preise veränderten ganz ihre Gestalt. Der Mangel auf der einen Seite brachte auf der andern Ueberfluß hervor. In Hoffnung eines eingebildeten größern Gewinnes in einem entfernten Lande sagte man sich um einer Kleinigkeit von allem seinen Erbgute los. Wer keine liegenden Gründe hatte, verkaufte seine reichen Kleider, den kostbarsten Schmuck der Weiber, Ringe und Geschmeide, und gerade als ob diese ihre Natur verändert hätten, widersprachen sie dem nicht einmal, sondern besorgten den Verkauf selbst. Man öffnete endlich alle Gefängnisse und Kerker, und nahm alles dieses Gesindel in den Kreuzzug mit auf. So wurde das heilige Land für fromme Schwärmer das, was den Engländern und Spekulation die Botany und Jacksons Bay jetzt geworden ist.

Unter diesen Zurüstungen verstrich der Winter, den man mit wechselseitigen Aufmunterungen zur Reise hingebracht hatte. Kaum erschienen die ersten schönen Frühlingstage, so wurden alle lebendig und thätig und die Wuth brach öffentlich aus. Europa wurde der Schauplatz der außerordentlichsten Auftritte, wo lauter handelnde Personen und desto weniger Zuschauer

schauer waren. Mütter segneten ihre Gatten und Söhne mit Thränen zur Pilgerschaft ein, man hörte Eide der Treue schwören, sah Verzweiflungsvolle sich die Haare ausraufen, die Brust zerkrazen, auf der Erde wälzen, andere ihre stummen Schmerzen in sich vergraben. Hier bot eine Gattinn oder Mutter, die die ganze Folge von Unglück ahndete, alle Zärtlichkeit vergebens auf, um Gatten oder Kinder zurück zu halten; dort freueten sich andere über den Entschluß der Ihrigen, das heilige Land zu besuchen. Alle Leidenschaften waren gegen einander in Aufruhr, Liebe und Haß, Hoffnung und Verzweiflung, Freude und Schmerz. Das Ganze machte ein höchst bizarres schreckliches Schauspiel aus. Man sah Bauern mit Weibern und Kindern, und Geräthschaften auf elenden Karren von Ochsen mit Hufeisen beschlagen, gezogen, langsam nach den Versammlungsplätzen hinschleichen. Die Kinder fragten bey jedem ihnen aufstossenden Berg oder Schloß: ob das schon Jerusalem sey? — Auf den Gassen und Landstrassen, bey Städten und Festungen, in Ebenen und auf Bergen, allenthalben erhoben sich Fahnen und Gezelte, allenthalben schien Krieg zu seyn. Alle Heerstrassen waren mit Kriegern von allen Ständen, allen Altern, allen Geschlechtern zu Fusse, zu Pferde, zu

Wagen und zu Schiffe bedeckt. Alle, trotz der Beschwerlichkeiten der Reise, gleich fröhlich, allenthalben erscholl die Luft von ihrem Kriegsgeschrey: Gott will es haben, Gott will es haben! Da gab es Musik und Gaukler von allerley Art. Man denke sich die wunderbare Mischung von Kriegsinstrumenten und Hausgeräthe, Trompeten und Zinken der Soldaten, Flöten und Schallmeien der Schäfer, Lanzen, Degen, Dolche, Schilde, Wurfspiese, Schleudern, Kugeln, die daraus sollten geworfen werden, Gold und Silber in Barren, Jagd und Fischgeräthe, und einige Geschichtschreiber nennen auch Gefässe mit Weinessig. Man weiß eigentlich nicht, wozu dieser sollte gebraucht werden, ob zum Getränk oder um Hannibals Alpenreise nachzuäffen, wenn anders Hannibals Manier, sich mit Essig einen Weg durch die Alpen zu öffnen, möglich ist.

Daß Peter unter allen am thätigsten sich bewies, läßt sich leicht vermuthen. Er war recht in seinem Elemente. Er nahm alles, was Frankreich und Deutschland entbehrliches an Menschen liefern konnte, zu seinem ehrenvollen Gefolge — einen erstaunlich zahlreichen Schwarm Lumpengesindels auf. Mit diesem abscheulichen Haufen, der täglich sich vergrößerte,

te, täglich sitten und zuchtloser wurde, kam er zu einem alten Bekannten, dem Herzog von Lothringen, Grafen von Bouillon. Dieser hatte in einer Krankheit eine Reise ins gelobte Land gelobt, und war also einer der ersten, die sich das Kreuz aufheften ließen. Sein Herzogthum verpfändete er dem Bischof von Lüttich, die Stadt und das Schloß Stenay verkaufte er dem Bischof von Verdün. Er war übrigens ein guter Kriegsmann. Dieser Prinz erstaunte über den unordentlichen Haufen, den Peter mit sich schleppte, mit Recht. Hunger war die kleinste Unbequemlichkeit, die er fürchtete; anstatt aber, wie er hätte thun sollen, eine Auswahl anzustellen, und die besten und tüchtigsten unter seine Fahnen zu vertheilen, und die andern nach Hause zu schicken; um das Land zu bauen, schlug er dem schwärmerischen Kukupeter vor, mit seinem Pöbel voran zu gehen, er werde ihm mit seinen Truppen folgen. Wäre Peter nicht von dem Wahnwiz, den er aus dem Morgenlande brachte, verrückt gewesen, so würde er einen Vorschlag abgelehnt haben, der doch eigentlich seinem Herzen und Verstande schrecklich hätte seyn müssen. Aber sein bischen Vernunft war ganz verwirret, und so glaubte er, sich dadurch ein Verdienst bey Gott zu erwerben, wenn er die-

sen

sen Haufen anführe. Er war indessen doch noch so klug, Gottfrieds Furcht wegen einer Hungersnoth nicht ganz abgeschmackt zu finden, und theilte also seinen Haufen, der aus mehr als dreymal hundert tausend (300000) Köpfen bestand.

Im März des Jahres 1096 trat Peter seinen Marsch an. Ein Edelmann aus Bourgogne, tapfer, aber so arm, daß Dummheit oder Bosheit ihm den Beinamen **Walther ohne Habe** (Senza vehor, Senzaveir, welches so viel ist, als, sans avoir, sine habere, sine pecunia) beilegte, war der Anführer eines Haufens, den Peter ihm abtrat, von 15 bis 20000 Mann, unter welchen nur acht Reiter waren — ein Beweis, von welcher Art Peters Soldaten gewesen seyn mögen. Außer diesen hatten sich noch zween Haufen abgesondert. Längst der Donau hin, Deutschland hindurch bis an die ungarischen Gränzen gieng Walthers Zug noch ziemlich gut. Aber mit dem Einzug in die Bulgarey nahm Kreuz und Noth, Unordnung und Ausschweifung überhand. Wahrscheinlich waren sie selbst schuld an ihrem Unglück. Ihr Zug war nicht ordentlich, sondern sie entfernten und zerstreueten sich mit Fleiß in die Felder, und erlaubten sich allerley Gewaltthätigkeiten, die sich die wilden, zur Mäßigung eben nicht ge-

wöhnten

wöhnten Landes Einwohner weder gefallen lassen wollten noch konnten. Hier kamen Barbaren gegen Barbaren und das Unglück brach mit einemmal mit Macht ein. Die Bulgaren überfielen die Kreuzfahrer, nahmen ihnen alles ab, Gold, Silber, Waffen, Kleider, zogen sie beynahe nackend aus und ließen sie so ihre Strasse ziehen. Man versagte ihnen hie und da Lebensmittel, weil man nicht begreifen konnte, daß dergleichen Leute, die eher Feinden als Freunden ähnlich sahen, bestimmt waren, die Feinde des Reichs zu bestreiten. Die hungerigen Kreuzfahrer wollten mit Gewalt ihre dringendsten Bedürfnisse befriedigen, und übten desto mehrere Gewaltthätigkeiten aus, aber um desto mehr verabscheute man sie auch und suchte sie über die Grenze zu treiben. Der arme Walther mußte acht Tage lang wie ein Flüchtling die dickesten Wälder aufsuchen, wo Hunger sein grausamster Feind war. Endlich kam er in dem erbärmlichsten Zustande bey Nissa an, wo sich der Stadthalter seiner erbarmte, und ihm, und was ihm von seinem Heere an Mannschaft übrig geblieben war, erst Lebensmittel reichen, und dann durch Wegweiser nach Konstantinopel führen lies, wo ihn der Kaiser Alexius auf sein Bitten so lange fütterte, bis Peter zu ihm stieß.

Peters Zug aber hatte, wo möglich noch mehr auszustehen als der erste. Er war eben so geschwind als Walther aufgebrochen und machte 40000 Mann zu Fuß aus, ohne eine Menge alter Männer, Weiber und Kinder, die bey den Wagen und Troß sich befanden. Peter hatte zu viel Begierde nach Türkenblut, um sich Zeit zur nöthigen Verproviantirung zu nehmen; daher hatten die Deutschen, Franzosen und Lotharinger, die unter seiner Fahne waren, nur das nöthigste bey sich. Sie nahmen Walthers Weg. Peter ließ beym König von Hungarn um Durchmarsch und Proviant anhalten, und der König, der wohl berechnen konnte, daß dieses baarer Vortheil für seine Unterthanen seyn würde, erlaubte den Durchmarsch, bewilligte Proviant, aber nur gegen baare Bezahlung, und unter der Bedingung der strengsten Kriegszucht. Peter versprach alles und war gewiß auch anfangs Willens, Wort zu halten. Aber er vergaß bald seine Schwüre, als er beym Fortrücken hörte, wie es seinem Vorgänger Walther ergangen sey. Peter fand noch Trophäen von christlichen Waffen errichtet. Das war mehr, als er ertragen konnte; er gerieth in seine heilige Wuth, und entschloß sich, seine getödeten Kreuzbrüder an den Barbaren zu rächen, und er hielt schrecklich Wort. Sei-

ne Streiter, die zur Fahne des menschenfreundlichen Jesu geschworen hatten, würgten mehrere Tausende nieder, und überliessen sich in Malleville fünf Tage lang den abscheulichsten Ausschweifungen, deren viehische Soldaten fähig sind; sie beluden sich mit Lebensmitteln, die sie da in Ueberfluß fanden, wühlten alles um, zerbrachen, was sie nicht fortbringen konnten, schändeten Frauen und Jungfrauen und rühmten sich ihrer Schandthaten. Das waren geweihete Krieger des Herrn!!

So kamen sie nach sieben Tagereisen bey Nissa an. Beym Fortrücken zündeten einige raubgierige Soldaten sieben Mühlen und einige Häuser an. Die Ungarn und Bulgaren straften sie dafür ab, und richteten den Nachtrab des Heeres zu Grunde. Peter kehrte sogleich um, um die Gefangenen wieder frey zu machen. Seine Soldaten waren aber zu hitzig. Es kam wider seinen Willen zum Handgemenge, das immer wüthiger wurde; endlich gieng alles, auch Peters heilige Kriegskasse, die den ganzen in Europa gesammleten Schatz enthielt, für die Kreuzarmee verloren. An diesem einzigen Tage verloren sie 2000 Wagen, allen Mundvorrath, eine Menge Weiber, Mädchen und Nonnen, die ihnen gefolgt waren. Von

40000 blieben ihm 7000 Mann übrig, die in der kläglichsten Verfassung waren.

Während er seinen Marsch durch Thracien fortsetzte, vermehrte er seinen Haufen durch beständigen feierlichen Trompetenschall und andere Mittel wieder bis zu 30000, aber diese armseligen Leute waren meist ohne Waffen, ohne Wagen, ohne Geld, ohne Lebensmittel und was das Schrecklichste war, sogar ohne Hoffnung, etwas zu erhalten. Man denke sich das Fürchterliche dieses Zustandes von 30000 Menschen! Es blieb ihnen nichts übrig, als das unreife Getraide des Feldes — es war im Junius — abzumähen, es am Feuer zu trocknen, zwischen Steinen zu zermalmen, und Kuchen daraus zu machen. Das war einige Tagelang die Nahrung dieser elenden Menschen.

In Phillipolis wagte Peter, der in der äusersten Verlegenheit war, wieder ein Mittel, dessen Wirkung er schon in Europa kennen gelernt hatte. Er lief durch alle Strassen der Stadt, predigte wieder wie vorhin, von seinen und seiner Mitgefährten Eifer, den Bedrängten Beistand zu leisten, von den schrecklichen Drangsalen, denen er bisher ausgesetzt gewesen, und bat die Griechen mit seiner ihm eigenen Beredsamkeit um eine milde Beisteuer.

Durch

Durch diese Gaukeley füllte er seine Kasse ziemlich wieder an, bekam eine Menge Gold und Silber, Pferde und Lastthiere, welches er alles höchst nöthig hatte. Zu Adrianopel wollte er die nehmliche Rolle spielen, aber neue Befehle des Kaisers nöthigten ihn aufzubrechen, und so kam er endlich am ersten August 1096 vor Konstantinopel an, wo ihn Walther ohne Habe empfieng, sich aber freilich sehr wunderte, den geistlichen General in einem noch traurigern Zustande zu sehen, als er selbst war. Alexius wollte das sonderbare Geschöpf, von dem der Ruf so mancherley ausgestreuet hatte, und durch welches ganz Europa in Bewegung gesetzt war, selbst von Angesicht zu Angesicht sehen. Kukupeter war der Mann nicht, den der Anblick eines Kaisers aus der Fassung bringen konnte, und der Kaiser glaubte, er müsse des Schwärmers frommer Absichten wegen, doch einige Achtung für ihn haben; er empfieng ihn also mit einer Gnade, die schon hinlänglich war, Petern, wo möglich, noch dreister zu machen. Er erzählte ihm mit seinem gewöhnlichen Ton alle seine Begebenheiten und von allem, was noch kommen werde, und schloß mit der Bitte, um Brod und Nahrung. Alexius sah wohl, wo es dem Narren fehlte, aber er war zu staatsklug, um ihn in seiner Thorheit zu

 stören,

stören, von der er Nutzen zu ziehen hoffte. Er beschenkte ihn reichlich, befahl ihm aber, sich der lieben Ordnung wegen, bis zu der Ankunft der übrigen europäischen Prinzen und Kreuzfahrer im Lager still zu halten. Er hoffte nemlich, daß unter den Prinzen, die nachkommen sollten, doch wohl einige seyn würden, die sich besser zu Generalen schickten, als dieser Schwarmkopf, von dem er wohl einsah, daß er besser zum Messelesen als zum Kommando einer Armee tauge. Aber nicht lange, so kam seine Vorsicht in Verlegenheit. — Erst müssen wir aber nach Ungarn zurück, um die noch übrigen Kreuzfahrer zu begleiten.

Auf seiner Wanderschaft durch Deutschland hatte Peter Bekanntschaft mit einem pfälzischen Priester Gottschalk gemacht, der auch so gern eine so glänzende Rolle, wie Peter gespielt hätte. Das war ein Mann für unsern Kukupeter. Er nahm ihn also zum Gehülfen an. Ob er gleich in seinen Werbepredigten nicht ganz Peters Glück hatte, so raffte er doch ein Heer von 15000 zusammen — auch wieder lauter Lumpengesindel des deutschen und lotharingschen Pöbels, kaum einer Erwähnung werth. Er verfolgte Peters Weg, wurde in Ungarn ganz gut aufgenommen, aber das lüderliche Lumpenpack,

woraus sein Heer bestand, überließ sich der Unmäßigkeit in vollem Grad, plünderte und raubete, statt zu bezahlen, und begieng die größten Grausamkeiten, und das Ende von dem allen war (denn ich fürchte, durch eine weitere detaillirte Erzählung aller begangenen Barbareien, die Leser zu ermüden) daß Kalomann über sie herfiel und von 15000 kaum 3000 übrig ließ.

Nach allen diesen Unglücksfällen hätte man glauben sollen, daß der Paroxysmus der Kreuzfahrtswuth ziemlich nachlassen werde, aber er schien vielmehr noch ärger zu werden. Aus Frankreich, England, Flandern, Lothringen und Deutschland rottete sich ein Haufen von Weibern, Kindern, Priestern, Greisen und Schülern zusammen, den man auf 200000 zu Fuß und 3000 Reiter schätzt — wieder größtentheils schlechtes Gesindel und der Abschaum jener Nationen. Diese Leute hatten, wenn es möglich ist, noch weniger Ordnung und Subordination unter sich, als ihre Vorgänger. Kein Wunder also, daß ihre Ausschweifungen auch die vorigen überstiegen. Und diese elenden Menschen, die keine Begriffe von Sittlichkeit, Zucht und Ordnung zu haben schienen, unterfiengen sich, die Ehre der Religion Jesu retten zu wollen! Indessen sie hatten sich einmal

 vorge-

vorgenommen gegen die Ungläubigen zu Felde zu ziehen, sie versuchten also zuerst ihr Heil an den Juden; denn sie konnten ihre Hitze nicht bis zu ihrer Ankunft in Asien mäsigen. Zwölftausend Juden wurden ein Opfer ihrer Grausamkeit, unter dem christlichen orthodoxen Vorwande, daß sie so gut und ärger noch als Ungläubige wären. Die Wahrheit aber war, daß man bey den Juden Geld zu finden hoffte, das man sehr nöthig hatte. Durch diese Behandlung zur Verzweiflung gebracht, erneuerten die Juden das schreckliche Trauerspiel von Sagunt und Kapua. Mütter durchbohrten ihre Säuglinge, Männer ihre Weiber, Väter ihre Söhne und Töchter; einige füllten ihre Kleider mit Steinen an und stürzten sich ins Wasser, um nur nicht in die Hände dieser Unmenschen zu fallen, die sich rechtgläubige Christen nannten.

Ihre Strafe blieb aber auch nicht lange aus. Sie rückten auf Ungarn los, in Hoffnung ohne Hindernisse durchziehen zu können. Aber die Ungarn kannten diese Leute schon aus Erfahrung. Sie versperrten ihnen also bey Mersburg den Durchgang. Es kam zum Handgemenge, das Mezeln wurde allgemein, und die christlichen Schwärmer wurden entweder durchs Schwerd getödtet, oder in einen na-

he

he liegenden Morast gejagt, und was übrig blieb, ersoff meist in der Donau, nur wenige entflohen durch Kärnthen nach Apulien, wo sie zu Schiffe nach Konstantinopel giengen.

Unterdessen hatte unser Peter durch die nach und nach herbeygewanderten Haufen viel Zuwachs bekommen. Alle diese Rotten trieben zur Dankbarkeit für das in Konstantinopel genossene Gute, ihre Ausschweifungen weiter, als selbst die Türken bey ihren Einfällen sie zu treiben pflegten. Alexius war also froh, als er sie über die Meerenge nach Bythinien wandern sah, und beförderte ihren Abzug auf alle Art. Sie zogen nach Hellenopolis, wirthschafteten daselbst auf gleiche Art zwey Monat lang, und ohngeachtet ihnen der Kaiser den Rath mit auf den Weg gegeben hatte, ihre Nachfahrer in Nikomedien zu erwarten, trieb sie doch ihre schwärmerische Hitze und die Zwietracht, die unter ihnen einriß, aus einander. Man klagte vorzüglich über den Stolz der französischen Kreuzfahrer, welche die Deutschen und Italiäner verachteten. Ein gewisser Reinhold sonderte sich also mit einem Korps ab, und schlug sein Lager bey Nicäa auf. Dort fiengen sie nun, weil sie im feindlichen Lande waren, ihre Verheerungen an. Der Sultan von Ni-

cäa aber suchte sich bald diese Gäste von Halse zu schaffen. Die Christen hatten ein Schloß Xerigorde erobert, und lebten da herrlich und in Freuden. Plözlich erschien der Sultan mit seinen auserlesensten Truppen. Reinhold theilte seine Soldaten, einen Theil ließ er im Schlosse, mit dem übrigen stellte er dem Sulten einen Hinterhalt an einem Orte, wo er eigentlich alle seine Truppen hätte hinstellen sollen, weil es der einzige Ort war, von welchem die Soldaten in der Festung Wasser holen konnten. Dieser Posten war aber zu schwach besetzt. Der Sultan trieb die Christen bald zurück nach Xerigorde, und schnitt ihnen nun das Wasser ab. Durst war nun für die Christen ein gefährlicherer Feind als das ganze Heer des Sultans. Ihre Noth stieg auf das höchste. Sie zapften sich das Blut aus den Adern und tranken es; andere löschten ihren Durst mit Urin oder liesen Lumpen in schlammichte Cisternen hinab, und drückten diese elende Feuchtigkeit aus; noch andere suchten Löcher in die Erde zu graben, wo sie feucht war, und legten sich nackend hinein, oder steckten Kopf und Brust hinein, um nur einige Erfrischung zu haben. Endlich riß ihnen, aller priesterlichen Ermahnungen ungeachtet, die Gedult. Reinhold selbst verabredete sich mit den Belagerern

und

und ging am 8ten Tage, unter dem Vorwand einen Ausfall zu thun, mit dem größten Theil der Truppen zu dem Feind über. Wer von seinen Leuten ein Muhammedaner wurde, behielt das Leben, die andern wurden niedergemetzelt oder zu Sclaven gemacht.

Nun ging der Sultan darauf aus, auch das große Heer bey Hellenopel zu zerstreuen, und sein Plan dazu war vortreflich. Er schonte seine Leute so viel möglich, und lockte die Christen in die Wälder und Gebürge. Walther ohne Habe, der in der Abwesenheit Peters (denn dieser hatte doch eingesehen, daß er sich nicht zum General schicke, hatte das Lager verlassen und war nach Konstantinopel zurückgekehrt) die Armee kommandirte, sah wohl ein, daß der Sultan sie in eine Falle locke; aber er konnte die Hitze seiner Mitanführer nicht bändigen, und mußte zugeben, daß über 25000 sich aufmachten und dem Sultan entgegen zogen. Sie geriethen in Wälder und unzugängliche Gebürge, ohne die Wege zu kennen oder Führer und Spione zu haben, und drey Meilen von Kibot fiel ein Hinterhalt über sie her, und tödete eine solche Menge, daß die nach der Schlacht zusammengelegten geplünderten Körper einen Berg ausmachten, und die nachfolgen=

genden Kreuzfahrer aus den Knochen eine Mauer machen konnten, als sie es bey dem Angriff von Nicäa nöthig fanden. Der tapfere Walther fiel mit sieben Pfeilen im Herzen. Nur ohngefähr 3000 entrannen. Der Sultan rückte nun auf das Lager bey Hellenopel, fand keinen Widerstand und ließ alles niederhauen, bis auf wohlgebildete Kinder, Mädchen und Nonnen, die er zu Bevölkerung seines Harems nach Nicäa führte. Dieß war das Schicksal dieses furchtbaren Heeres.

Man stelle sich nun die Empfindung des schwärmerischen Peters vor, als er die Nachricht von dieser Niederlage erfuhr. Kaum wollte er glauben, daß es möglich sey, daß Gott, statt seinen Würgengel vor den Kreuzfahrern herzuschicken, seine Hand so ganz sollte von ihnen abgezogen haben. Aber es war doch nicht anders. Thränen des Jammers und des Mitleids weihete er seinem tapfern Streiter Walthern ohne Habe, Thränen der Wuth, denen, die Walthers Rath nicht befolgt hatten; Wuth kochte in seiner Brust gegen die Ungläubigen, die er sich nun in ihrem Triumphe vorstellte, und endlich bat er de= und wehmüthig den Kaiser, jene entflohenen 3000 Mann, die sich in einer alten Schanze aufhielten, zu retten und nach Konstantinopel zu bringen. Alexius

rius mogte wohl gute Gründe haben, jene Schanze nicht in die Hände der Türken kommen zu lassen; er bewilligte also Peters Bitte, der den Ueberrest glücklich nach Konstantinopel brachte, wo der Kaiser so vorsichtig war, sie zu entwaffnen, um sich nicht von neuem ihren Ausschweifungen auszusetzen.

Werfen wir einen Blick auf die bisher erzählten Begebenheiten, berechnen wir die Menge Menschen, die umgekommen waren, so müssen wir über die Folgen jener schwärmerischen Kreuzpredigten erschrecken. Wenigstens 300000 Menschen waren hingeopfert, und noch waren sie keinen Schritt weiter; noch war kein Fuß breit Land gewonnen; noch hatten sie nicht einmal die Oerter gesehen, die sie aus den Händen der Ungläubigen reißen wollten. Europa war schon entvölkert, und noch hatten Asiens Fürsten nicht einmal angefangen sich zu wehren oder zu rächen. Alle diese Unglücksfälle dienten indessen den nachfolgenden Kreuzfahrern zur Lehre.

Gottfried von Bouillon,*) Herzog von Niederlothringen — unstreitig der merkwürdigste

*) Von nun an bin ich genöthiget, alles nur im gedrängtesten Auszuge zu erzählen, theils um die

digste unter den Kreuzfürsten, brach am 15ten August 1096. an der Spitze von 90000, andere sagen, von 200000 Mann aus allerley Nationen auf, um die mit Blut der Christen gefärbten Wege nach Jerusalem zu betreten. Sein Haufen unterschied sich vornehmlich von den vorhergehenden dadurch, daß es nicht so viel zusammen gelaufenes Gesindel war, sondern daß ihn der berühmteste in Schlachten und Krieg geübte Adel Europas mit Weibern und Kindern begleitete, und daß sie sich mit allen Nothwendigkeiten besser als die vorigen versorgten. An der ungarischen Gränze mußten sie bey Tollenburg Halt machen; denn Kalomann war nun klug und vorsichtig genug geworden. Drey Wochen blieben sie in der Stellung. Gottfried erkundigte sich genau nach den Ursachen des traurigen Schicksals seiner Vorgänger, und sah bald, daß sie selbst Schuld daran gewesen waren. Er hätte mit seinem Heere vielleicht blutige Rache nehmen und mit Ge-

die Geduld der Leser zu schonen, theils weil im Ganzen genommen eine Erzählung aller einzelnen Kriegsvorfälle mit den bisherigen zu sehr gleichlautend werden würde, theils auch um nicht die Verlagshandlung, die mich ernstlich zu Ablieferung des Manuskripts ermahnt, noch länger aufzuhalten.

Gewalt vorwärts dringen können, aber der fromme Gottfried fand Mäßigung zweckmäßiger, er wollte die Waffen, die gegen Sarazenen und Türken gewetzet waren, nicht gegen seine Glaubensbrüder gebrauchen, und um nicht wegen Nahrungsmittel in Verlegenheit zu kommen, bat er um friedlichen Durchzug. Kalomann erklärte auch, daß er gern mit den neuen Kreuzfahrern in gutem Vernehmen zu stehen wünsche; er bewirthete die Abgesandten acht Tage lang auf das beste, und lud den Heerführer Gottfried selbst zu einer Unterredung ein, die auch statt fand. Es wurde ein Vertrag errichtet, worinnen Mannszucht die Hauptbedingung war, und so ging das Christenheer ungehindert durch Ungarn und die Bulgarey. An den Gränzen trafen sie Abgesandte des griechischen Kaisers an, die eben so auf gute Kriegszucht in Thrazien drangen. Diese würde auch unter Gottfrieds Anführung keine Schwierigkeiten gehabt haben, wenn nicht unvorhergesehene wichtige Zufälle ein anderes Verfahren angerathen hätten.

Hugo der Große, Graf von Vermandois, Bruder des Königs von Frankreich, war der Anführer eines neuen größtentheils aus Franzosen bestehenden Haufens. Dieser glaubte durch den kürzern Weg zur See eher an

Ort und Stelle gelangen zu können, und so ging also der Zug im September gerade nach Italien. In diesem zahlreichen Heere waren wichtige Männer, deren Entfernung dem König von Frankreich sehr willkommen war, theils weil dadurch ihre dem Könige fürchterliche Macht verringert wurde, theils auch weil ihre Besitzungen dadurch zum Theil an die Krone kamen, z. B. Stephan, Graf von Chartres, der nicht sowohl seiner Tapferkeit wegen, denn er bewieß keine in dem Kreuzzuge, als vielmehr wegen der Menge seiner Schlösser und Plätze berühmt war, so daß man von ihm zu sagen pflegte: er besäße deren so viele, als Tage im Jahre wären — ferner, Robert, Graf von Flandern, der den Kern seines Adels mit nach Palästina zog, und dadurch seine Staaten von den Kriegern entvölkerte, die ihre Stütze und des Königs von Frankreich Schrecken ausmachten.

Alexius fieng an, bey der Annäherung solcher Heere mit solchen Anführern wegen der Absichten derselben besorgt zu werden; hiezu kam auch wohl, daß Hugo in einem außerordentlich stolzen Tone (wenn man Anna Commena glauben will) an den griechischen Kaiser geschrieben hatte. Diesem war besonders nicht wohl zu Muthe, als er hörte, daß Boemund,

der älteste Sohn des normännischen Helden Robert Guisiard, unter den Hunderttausenden wäre, die seinen Staaten sich näherten. Dieser hatte sich nehmlich sonst schon als einen Feind des Alexius gezeigt. Oeffentlich durfte der Kaiser sich nicht widersetzen, aber er war schlau genug, da List zu brauchen, wo er keine Gewalt brauchen konnte oder wollte. Er gab also dem Stadthalter von Durazzo Befehl, sich des französischen Anführers mit guter Manier zu bemächtigen, und ihn nach Konstantinopel zu schicken. Dieß geschah mit einem Haufen von Ehrenbezeugungen. Hugo war ein Staatsgefangener des Alexius.

Gottfried, den wir so eben verlassen haben, erfuhr dieses alles in Phillipoli. Es mußte ihm allerdings höchst seltsam und befremdend vorkommen, den Bruder des angesehensten und mächtigsten europäischen Fürsten auf solche Art von dem Kaiser behandelt zu sehen, dem er Beistand zuführte. Gottfried sah hierinnen die größte Verletzung des Völkerrechts, und seine großmüthige und redliche Seele fühlte sie auf das lebhafteste. Dennoch aber wählte er erst den Weg der Güte. Er ließ durch Gesandte nach den Ursachen dieses sonderbaren Betragens fragen, und um augenblickliche Loslassung des Staatsgefangenen nachsuchen, und bis sei-

ne Abgesandten zurückkamen, betrug er sich so, als wäre er in Freundes Land. Er erhielt aber abschlägige Antwort. Und nun brach sein Unwille aus. Er verstattete seinem Heer in den Ländern der Griechen, wie in Feindes Land zu hausen. Wer war froher als die Kreuzfahrer, die bisher mit Mühe ihre Hitze gebändiget hatten! Acht Tage lang richteten sie die schrecklichsten Verwüstungen in Thraziens Gefilden an.

Alexius zog nun bald gelindere Saiten auf, und ließ die Gefangenen los, da er den Prinzen erst durch außerordentliche Schmeicheleien dahin zu bringen gewußt hatte, ihm den Eid der Treue zu schwören. Eben das verlangte der Kaiser von Gottfried, der sich aber erst nach langen Unterhandlungen und allerley Zufällen, welche anzuführen, der Raum dieser Blätter nicht gestattet, dazu bewegen ließ. Gegenseitige thätige Unterstützung ward von beiden Seiten zur Basis ihrer Verbindung gemacht. Hierauf setzte das Heer, vereinigt mit dem Reste des ersten Kreuzzuges und vielen tausend andern, die zu Gottfried stiessen, nach Asien über. Es war am 10ten März 1097., als es in der Gegend von Chaloedon gemustert ward, und es fanden sich, nach den einstimmigen Nachrichten mehrerer Schriftsteller,

ler, 500,000 Mann zu Fuß und 130,000 Reiter. Diesem Heere folgten bald die muthigen Schaaren unter Marcus Boemund, Prinz von Tarent mit seinem tapfern Vetter Tankred, einem berühmten Helden in Tasso's befreietem Jerusalem, und unter Reimund IV., Grafen von Toulouse, dessen Leute man insgemein Provenzalen nennet. Ihn begleiteten Adhemar, Bischof von Puy, als päpstlischer Legat, und viele andere Männer von Wichtigkeit. Eine solche Armee hätte unermeßliche Eroberungen machen können, aber es fehlte ihr an demjenigen, was gewisse Siege verspricht, an Einigkeit unter den Anführern, an Klugheit und an Kriegeszucht.

Gottfried von Bouillon rückte mit seinem Heere muthig vorwärts; er kam nun auch auf die grausenvolle Ebene, wo der Sultan von Nicäa ein so schreckliches Blutbad unter Walthers Haufen angerichtet hatte. Ein jammervoller Anblick für die Kreuzfahrer, die zerstreueten und haufenweise herumliegenden Leichname und Knochen ihrer gefallenen Brüder! Rache, schreckliche Rache schwor jeder dem Sultan und allen Türken; man rückte jedoch mit Behutsamkeit gegen Nicäa, damals die Hauptstadt Bythiniens und der Sitz des seldschukischen

Reiches, an, und schlug am 6ten May 1097. das Lager vor der Stadt auf.

Die außerordentlich starken Festungswerke und die zahlreiche tapfere Besatzung machten die Stadt beinahe unüberwindlich, und man mußte sich zu einer förmlichen Belagerung entschließen. Am 15ten und 16ten May unternahmen die Christen den heftigsten Sturm, richteten aber nichts damit aus. Ein zweymaliger wüthender Angriff des Sultans ward durch die Wachsamkeit Gottfrieds, Boemunds, Tankreds, Hugo's und der beiden Roberte (von der Normandie und Flandern), lauter Helden von geprüfter Stärke, durch die den Feinden beigebrachten Niederlagen, vereitelt, und die Stadt endlich nach einer sieben wöchentlichen Belagerung zur Uebergabe gezwungen. Der Zug ging nun gegen Tarschisch, Edessa, und Thessalonich. War es Nothwendigkeit oder Nachläßigkeit, daß sich das Heer in zwey Theile theilte; genug, es hätte für die Christen zum großen Nachtheil gereichen können; denn der Sultan Kilidge Arslan, der seine und seiner Alliirten ganze Macht zusammengezogen, und jezt 200,000 Mann auserlesener Truppen bey sich hatte, überfiel die schwächere Hälfte des Kreuzheeres. Ein schreckliches Gefecht begann.

gann. Graf Robert von Flandern fiel unter dem Pfeilregen der Sarazenen; die Noth des geängstigten Kriegsheeres stieg schon aufs höchste, als gerade in dem entscheidendsten Augenblicke Gottfried und Hugo der Große mit 60,000 Reitern von dem andern Haufen zu gutem Glücke herbey sprengten, und nun die Feinde gänzlich geschlagen wurden. Das außerordentlich reiche Lager derselben, welches alles enthielt, was nur Leuten in ihrer Lage behagen konnte, wurde eine Beute der Sieger. Auf dem weitern Fortrücken mußten die Kreuzfahrer, besonders in den Gebirgen und engen Wegen von Pisidien, unaussprechliches Elend erdulten, da es so oft an allen Nothwendigkeiten gebrach, bis sie sich endlich bey Antiochette, welche Hauptstadt sich gleich ergab, erholen konnten. Aber auch nachher, da man weiter ging, war namenloses Ungemach das Loos der heiligen Krieger. Hunger und Durst, Fußpfade, wie über den Gotthardt und Mont Cenis, links und rechts mit Dornen bewachsen, führten am schwindlichten Rande von Abgründen hin. Endlich langten sie bey der Stadt Marasch an; eroberten bald nachher Kalchis, einen wichtigen Ort zur Sicherheit von Antiochien, und hatten die Freude, den vorher detaschirten tapfern Tankred von seiner Eroberung

Ciliciens glücklich wieder zurück kommen zu sehen. Balduin, Gottfrieds Bruder, trennte sich, zur Unzufriedenheit der übrigen Heerführer, mit einem Haufen raubbegieriger Leute vom Heere, und machte in Mesopotamien ansehnliche Eroberungen. Edessa, die Hauptstadt, ergab sich ihm; der kinderlose Fürst von Edessa erklärte ihn zum Erben seines Landes, und nicht lange darauf, nach der vom Pöbel vollbrachten Hinrichtung ihres bisherigen Regenten, ward Balduin wirklicher Fürst eines ansehnlichen Staates, den er nach und nach beträchtlich erweiterte.

Das Hauptheer lagerte sich am 21. October 1097. in der schönsten Ordnung vor den Thoren von Antiochien. Diese Hauptstadt Syriens war lange der Wohnsitz der Seleukiden, wurde ehedem die Königinn des Morgenlands genannt, und wie Rom und Konstantinopel für eine der drey vornehmsten Städte des römischen Reichs gehalten. Nach vielen erlittenen, oft harten Schicksalen, war sie jezt seit 14 Jahren in den Händen der Türken, denen man sie nun entreißen wollte. Die Belagerung dieser mit den stärksten Festungswerken und der tapfersten Garnison versehenen Stadt ward sogleich beschlossen. Die Christen fanden fast unübersteigliche Hindernisse. Sieben ganze Monate

nate

nate gingen hin unter einer steten Abwechselung vom höchsten Ueberfluß aller Bedürfnisse und dem quälendsten Mangel, vom herrlichen Wohlleben und dem schrecklichsten Elende, von frugaler Mäßigkeit und viehischer Unmäßigkeit in allen Begierden und Neigungen, von Thaten ächter Großmuth und der schimpflichsten Niederträchtigkeit, von schöner Ordnung und Disciplin und der zügellosesten Wildheit, von der schwärmendsten Andacht und dem begehrlichsten Ehrgeitze oder vielmehr der boshaftesten Heucheley und dem aufgeblasensten Uebermuthe, von den hitzigsten Angriffen auf die Festungswerke und den heftigsten Ausfällen der Belagerten.

Ich darf nicht vergessen, hier zu erwähnen, daß Kukupeter den unerwarteten Einfall bekam, mit einem Ritter, Wilhelm Charpentier, durchzugehen. Tankred holte aber diese Ausreiser wieder ein, und sie mußten im Angesichte des ganzen Heeres schwören, zu bleiben, bis das heilige Grab erobert seyn würde.

In zwey hitzigen Treffen, welche im Februar und März 1098. zwischen den Belagerern und einem anrückenden Entsatze vorfielen, wurden die Türken gänzlich geschlagen. In dem zweyten vorzüglich legte Gottfried die bewun-

wunderns würdigsten Proben seines Heldenmuths und seiner Stärke ab. Sein Schwerdt traf wie Rolands Schwerdt. Noch fürchterlicher als Skanderbeg und Sobieski wühlte der Kraftmann, seine tödtende Faust schwebte blutig über dem Leben der Sarazenen. Auch der Herzog von der Normandie bewieß eine außerordentliche Bravour.

Endlich ging Antiochien durch Verrätherey eines gewissen Phiruz über. Dieser Bösewicht, welchem bey der Vertheidigung ein wichtiger Posten anvertrauet worden war, öfnete den Christen eine Pforte, und das Kreuzheer drang bey Nacht in die Stadt ein. Aber nun beginnen gräßliche Scenen. Alle Wohnungen der Türken wurden Schlachtbänke, wo alles, was Odem hatte, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts fallen mußte, ohne daß die wimmernde Unschuld oder flehende Schönheit, oder goldreiches Anerbieten den Arm des Mörders zurückhielt, und nur dann hörte man erst auf zu würgen, als für den Mord kein Opfer mehr da war. Diese Ueberrumpelung von Antiochien geschahe in der Nacht vom 2ten auf den 3ten Junius 1098. Der unglückliche Emir Baghi-Sian fand auf der Flucht seinen Tod. Boemund wußte es nach vielen Schwierigkei-

ten dahin einzuleiten, daß er zum Fürsten von Antiochien erkläret ward.

Indessen zogen sich die Kreuzfahrer durch ihre Unmäßigkeit aller Art, welcher sie sich in der eroberten Stadt im höchsten Grade überließen, das drückendste Elend, besonders des Hungers zu. Ihre ganze Lage ward nun die jämmerlichste, in welche ein Heer gesetzt werden kann, und das Elend noch durch die Ankunft eines furchtbaren Heeres von 200,000 Mann unter dem Sultan von Plonien und dem Könige von Mosul erhöhet. Aller Muth sank dahin, und die verzweifeltsten Mittel mußten gebrauchet werden, um die Soldaten zu zwingen, auf ihren Posten zu bleiben.

Man hatte mit Schwärmern zu thun, deren Feuereifer bey dem mannichfaltigen Elende beinahe erkaltet war. Schwärmerey mußte also wieder rege gemacht, oder, wie hier geschahe, durch Aberglauben angefacht werden. Besonders durch das Vorgeben von wundervollen Erscheinungen, die der eine von Jesu Christo selbst, ein anderer von der heiligen Jungfrau, ein dritter vom Apostel Petrus gehabt hatte, am meisten aber durch das Vorgeben, die heilige Lanze erhalten zu haben, mit welcher die Seite Jesu durchstochen worden, und

die der heilige Andreas bey seiner dreimaligen Erscheinung ausdrücklich zum Wunderpfande von dem Schutze, dessen der Himmel von nun an die Kreuzfahrer würdigen wollte, erklärt habe — durch diese und mehrere fromme Betrügereien wußten die Fürsten und Priester des Kreuzheeres die Gemüther so einzunehmen, und alles so zu beleben, daß der schon gesunkene Muth neukräftig wieder empor stieg. Man fand eine eiserne Lanze, und schriee Wunder! Kukupeter war der erste, der dieses Wunder für wahr hielt, und sich vor dem vermeintlichen Unterpfande des Himmels niederwarf.

Jetzt ward eine Schlacht mit der weit überlegenen Armee der Feinde beschlossen, in der man zu siegen oder zu sterben entschlossen war. Alles, was man in seiner Gewalt hatte, ward aufgeboten, um Leib und Seele zu guter letzt noch einmal zu laben — jenen, indem man alles, was noch von Lebensmitteln da war, verzehrte, und diese, indem man die Einbildungskraft des gemeinen Mannes auf das höchste spannte.

Beym Anbruche des 29sten Jun. am Feste Peters und Pauls brach das Heer, und zwar zur Ehre der zwölf Apostel, in zwölf Kolonnen auf. Man vergaß vor allen andern die heilige

Lanze nicht. Ein komisches Gemisch von Reitern und Fußvolk, deren trauriger Anblick und ausgemergelter Körper Mitleiden erweckten, die indessen von einer Schwärmerey beseelt waren, welche in dem folgenden äußerst merkwürdigen Treffen ihre ganze Gewalt äußerte, und deren Wirkung hier auf mehr als eine Art beweiset, wie gefährlich und fürchterlich sie sey, wenn ihr die Waffen in die Hände gegeben werden.

Mit einem offnen frohen Herzen, welches allenthalben die unmittelbare Hand Gottes und alles in Wunderwerke verwandelt zu sehen glaubte, kamen die Kreuzfahrer in der Ebene zwischen dem Fluß Orontes und dem Gebirge an, und wählten eine sehr vortheilhafte Stellung. Karboga, der König von Mosul, wußte wirklich nicht, ob er seinen Augen trauen sollte, als man ihm die in guter Schlachtordnung stehenden Christen zeigte, da man ihm noch gestern sagte, daß diese Leute in der kläglichsten Verfassung wären. Seine Macht war der christlichen doppelt überlegen, aber die Schwärmerey siegte über die Menge. Das Treffen begann mit aller Hitze. Der Sultan erhielt schon einige Vortheile, aber ein neuer Zufall raubte sie ihm alle wieder, und dieß war der Beistand, der, nach des Bischofs Adhemar Verspre-

sprechen, in der größten Noth vom Himmel kommen sollte. Die Häupter der Kreuzfahrer machten sich des Irrthums, der sich in diesen Gegenden von den heiligen Rittern Georg, Moritz und Theodor verbreitet hatte, zu Nutze, und hielten einige Reiter versteckt, ihre übernatürlichen Rollen zu spielen und himmlische Legionen vorzustellen. Diese Reiter, in glänzend weißer prächtiger Rüstung, erschienen; ein neues Feuer durchdrang alle Herzen: **Gott will es haben! Gott will es haben!** war das allgemeine Kriegsgeschrey, und — um es kurz zu sagen, vollkommen erkämpft war der Sieg. Eine unermeßliche Beute fiel den Siegern in die Hände, auf deren Transport nach Antiochien, obgleich 15000 Kameele zusammen gebracht wurden, sie dreyßig Tage zugebracht haben sollen.

Uebrigens bestand der wahre Nutzen dieses Sieges wohl eigentlich nur darinnen, daß man sich das fürchterliche feindliche Heer vom Halse geschafft hatte. Denn bey dem ungewohnten Ueberflusse versank das Christenheer in eine Unthätigkeit und Unordnung, die ihm nicht anders, als höchst nachtheilig seyn konnte. Dazu gesellte sich die Pest, die täglich eine große Menge Menschen wegraffte; wovon, wie auch von dem übrigen Elende, mit welchem die Kreuzfahrer

fahrer fast beständig zu kämpfen hatten, man klüglich nur wenig nach Europa berichtete, um die neuen zahlreichen Wagehälse, die sich auf den Weg nach dem heiligen Lande machen wollten, nicht abzuschrecken.

Nach einigen Streifereien, Plünderungen und Eroberungen von beträchtlichen und unbeträchtlichen Städten rückten die Kreuzfahrer gegen die Stadt Warra-el Noomen (jetzt Warreh) südlich von Alep gelegen, an. Bey der blutigen Belagerung dieser Stadt wüthete unter den Belagerern abermals der Hunger mit allen seinen Schrecknissen, bis man sich in einem wiederholten Sturm dieses Orts bemeisterte. Aber — traurig ist es zu sagen — auch hier übertrafen sich beynahe die angeblichen Streiter des größten Menschenfreundes, den je die Welt gesehen hat, in allem, was man Grausamkeit, Treulosigkeit und abscheuliche Büberey nennen kann. Ganz ihrer Wuth und tobenden Raserey überlassen, würgten sie mit kaltem Grimm die Einwohner nieder.

Man wollte hier abermals zaudern, aber das Heer verlangte mit Ungestüm nach Jerusalem geführt zu werden, und diejenigen Fürsten, welche gern erst ihr Privat-Interesse in Be-

grün-

gründung eigener Besitzungen besorgt hätten, mußten sich's gefallen lassen.

Es ist hier zu merken, daß die heilige Lanze jetzt bey weitem nicht mehr in dem alten Geruche der Heiligkeit stand; man scherzte laut über diese Betrügerey, und die Verachtung dieses wunderthätigen Eisens zog der Sache der Kreuzherrn einen sichtbaren Nachtheil zu. Man nahm also seine Zuflucht zu neuen Mährchen und wunderseltsamen Erscheinungen, die der, welcher sich an ihren Erzählungen weiden mag, in den ergötzlichen Kreuzzugsfabeln Reimunds von Agiln nachlesen kann. — Die Kreuzfahrer mußten, gleich Muhammeds Publikum, durch Wunder gegängelt werden. Hier dichtete man, da die Lanze nun allen Kredit verloren hatte, unter andern eine Erscheinung, des, bald nach der Schlacht vor Antiochien verstorbenen allgemein verehrten Bischoffs Adhemar, der den heiligen Streitern befahl, sich künftig des Kreuzes zu bedienen, welches er ehedem, dem Heere vortragen lassen. Es kam — und die Kreuzfahrer entbrannten von einem neuen Eifer zur Beschleunigung des Marsches nach Jerusalem. Unter mancherley Vorfällen kamen sie nach Cäsarea, wo am 29ten May das Pfingstfest gefeyert ward; von da

rückte

rückte man nach Emaus, (ehedem Nikopolis) und hier fand man Abgeordnete mit einer Einladung von den Christen aus Bethlehem. Tankred gieng mit einem Korps dahin, die übrigen Fürsten zogen jenseits Nikopolis auf eine Höhe, und genossen des unaussprechlichsten Entzückens. —

Jerusalem lag vor ihren Augen ausgebreitet, wie ein Teppich! — — Man denke sich hier die Wallungen, welche hier zwischen Erd und Himmel den Herzen der Christen entquollen! Nur Kolom konnte etwas ähnliches nachempfinden, als man vor Guanaham rief: Land! Land!

Jerusalem, die Stadt Gottes! — Gott will es haben! Gott will es haben! — und der Wiederhall von den Bergen umher tönte tausendmal dieß jauchzende Kriegsgeschrey wieder. Nach und nach gieng das laute Frohlocken in stillere Ausbrüche der Frömmigkeit über. Die Andacht bog ihr Kniee, im Auge zitterten die Perlen der Empfindung, ihre Demuth küßte den Boden, den Jesus Christus betrat! — Hier der Bach Kidron, da Gethsemane, dort Moria — dort Golgatha! —

Die Christen lagen hier — es war am 9ten Jun. 1099 —, niedergebeugt in den Staub.

Das Kreuz, womit sie bezeichnet waren, schien sie zu drücken; das Blut des Gekreuzigten schien noch aus der Erde zu dampfen, und seine Verehrer zur Rache anzufeuern! — Ihre Wuth nahm Flügel, sie wollten ohne Ordnung hinein rasen, zu zerschmettern die Heiligthümer der Ungläubigen! Aber noch hielt der zurückkommende tapfere Tankred ihre brausende Hitze bis auf den folgenden Tag auf, und unter fröhlichen Liedern und Lobgesängen beschloß man alsdann die Belagerung der heiligen Stadt anzufangen.

Der Sultan von Aegypten war jetzt Besitzer von Jerusalem, und hatte die Stadt in einen sehr guten Vertheidigungsstand gesetzt. Die Besatzung war zahlreich und tapfer genug, um dem angreifenden Christenheere, welches um diese Zeit nur noch aus ungefähr 60,000 Mann bestand, aber durch ein starken Haufen Engländer Zuwachs erhielt, einen langen Widerstand zu leisten. Rings in der Gegend umher hatten die Sarazenen wohlbedächtlich alles verwüstet, die Brunnen zugeworfen u. s. w. um die Christen zu ihrem Unterhalt nichts vorfinden zu lassen. — Der erste Sturm auf die Stadt mislang, und Hunger und Durst und andere Leiden und Mühseligkeiten brachten bald

die

die Kreuzfahrer fast an den Rand der Verzweiflung. Nichts destoweniger setzten sie ihre Arbeiten bey der Belagerung muthig und unverdrossen fort. Man brachte auch wieder unsichtbare Mächte ins Spiel, und zwar so glücklich, daß alle schwärmerische Vorstellungen mit aller Stärke wieder erwachten, und man den Sieg für ganz gewiß hielt. — Aber unsern theuren Kukupeter nicht zu vergessen! Seine Seele schwebte in einer Unendlichkeit von himmlischen Aussichten, daß er zur heiligsten Begeisterung hingerissen, in einer herzbrechenden Rede der Heerschaar des Herrn kräftig bewies, wie sie die eitle Rotte von Teufels Soldaten zertrümmern, wie sie diese feindseeligen Diener der Hölle noch erstarren, und unbeweglich vor dem Kreuze würden niederfallen sehen u. s. w.

Schwärmerisch wüthend thaten die Belagerer am 14 Jul. einen Angriff — wurden aber zurückgeschlagen. Der Sturm ward am folgenden Tage mit vermehrter Wuth erneuert; bis gegen Mittag war der Angriff eben so fruchtlos als grausam; der unbeschreiblichste Jammer von Mordsucht und Zerstörungsgeist war auf beiden Seiten angerichtet. Keine Kraft lag in den Kreuzfahrern verborgen, die nicht voll

Thätigkeit zum Vorschein gekommen wäre. Der Widerstand, der die Anstrengung ihres Muths vor Salems Mauern zurück donnerte, war entsezlicher, als sie gefürchtet hatten — schon fangen die christlichen Streiter an zu wanken, als plözlich, auf der Fürsten wohlbedächtliche Veranstaltung, ein Reitersmann in völliger Rüstung aus dem Oelberge erscheint, der seinen Sonnenstralflammenden Schild gegen die Stadt bewegt, um den Christen damit anzudeuten, daß sie eindringen sollen. Der himmlische Anblick des heiligen Georgs — denn wer konnte es anders seyn? — entflammte das Heer mit neuem Muthe. Man kämpfte mit neuer Hitze, endlich wird die Vormauer erobert, die Vertheidiger müssen weichen, Gottfried dringt ein, und treibt alles zurück. Gott will es haben! tönt die Luft wieder. Andere dringen unterdessen in eine Lücke der Mauer und — Jerusalem war erobert.

Aber in diesem Jerusalem begann auch das abscheulichste Blutbad. Kambyses, Bajasid, Las Casas, Pizarro und die Ausmerzer des Edikts von Nantes können nicht grausamer verfahren seyn in ihrer Tyrannenlaune, als hier die christlichen Eroberer, welche mit dem Kreuze bezeichnet waren. Tankred und

Gott-

Gottfried selbst entehrten den Adel ihrer Seele durch unaufhörliches Morden. In Omars prächtiger Moschee, wohin die Ueberwundenen ihre Zuflucht nahmen, wurden allein 10,000 Menschen massakrirt und — doch mir entsinkt, indem ich weiter lese, die Feder aus der Hand bey den, wie man leider zu glauben Ursach hat, nicht übertriebenen Nachrichten von all dem schrecklichen Gräuel, dem unerhörten Schandthaten und den schimpflichen Treulosigkeiten, womit die Christen ihren Namen befleckten. Der Leser schenkt mir gewiß gern den Versuch einer ausführlichen Beschreibung dieser gräßlichen Scenen. Es ist genug gesagt, daß an diesem unglücklichen Tage über 100,000 Menschen fielen, von denen der größte Theil erst nach der Eroberung der Stadt niedergemacht ward, und daß Jerusalem mit Leichnamen so angefüllt war, daß man kaum noch darinnen wandeln konnte.

Von dem einen Extrem verfielen die wüthenden Schwärmer auf's andere. Eine Erscheinung, die sich, zumal bey Leuten dieses Gelichters, leicht erklären läßt, ungeachtet dessen, was Voltäre in seiner Histoire des Croisades dawider sagt. Auf die Ausbrüche der Mordlust und auf die Stillung des Durstes nach Ra-

che dieser Sarazenenwürger, folgte, aber lei- der nur auf eine sehr kurze Zeit — Reue und Buße, ja sogar lebhafte Empfindungen der Frömmigkeit. Die Waffen weggeworfen, die Hände gewaschen, die mit Blut gesprützten Kleider gereiniget — seufzen, weinen und wehklagen sie, und gehen in dem feierlichsten Zuge alle mit bloßen Füßen zur Kirche des hei- ligen Grabes. Und bald darauf fielen diese Menschen in ihre erste Wuth zurück, und fien- gen das Niedermezeln mit kaltem Blute wie- der an, gleich als glaubten sie den Himmel zu beleidigen, wenn sie einen Sarazenen am Le- ben ließen. Noch am dritten Tage nach der Ein- nahme der Stadt ermordeten sie die Gefange- nen mit einer Bedächtlichkeit, als wenn es ein Versöhnungsopfer gewesen wäre. Dieser Kontrast von schrecklicher Barbarey und mis- verstandener Frömmigkeit schildert die Sitten der damaligen Zeit aufs natürlichste.

Man war nun darüber aus, unter den Für- sten des Kreuzheeres einen König über Jerusalem zu wählen, und nach langen Berathschlagungen erhielt Gottfried, Herzog von Lothringen am 20 Jul. 1099 diese Würde. Man begleitete ihn so- gleich zur Kirche des heiligen Grabes, wollte ihn hier auch salben und eine goldene Krone auf sein

Haupt

Haupt setzen. Er lehnte aber diese Ehrenbezeugungen mit einer frommen Bescheidenheit ab und betheuerte, daß er nie eine Krone in einer Stadt tragen wolle, wo der König aller Könige eine Dornenkrone getragen hätte. Selbst statt des Königstitels bat er sich nur den Namen eines Vertheidigers des heiligen Grabes aus, den er auch bis an seinen Tod beybehielt. — Nach einiger Zeit bekam der neue König Nachricht, daß das furchtbare Heer unter dem Sultan von Egypten Al-Aphdal, mit welchem die Kreuzfahrer schon vor der Eroberung Jerusalems waren bedrohet worden, wirklich im Anzug begriffen sey. Ungeachtet der Schwäche seines Heeres, das nur aus 20,000 Mann bestanden haben soll, ging er ungesäumt den 200,000 Sarazenen entgegen, und lieferte ihnen am 12 August 1099 bey Askalon eine Schlacht, in welcher seine von aller Zuversicht der Schwärmerey begeisterten Krieger sie völlig schlugen.

Nach einer vergeblichen Belagerung von Askalon und Arsuf kehrten die Fürsten nach Jerusalem zurück, um den neuen König zu verlassen. Sie hatten jetzt ihr vornehmstes Gelübde erfüllet, und zogen nun mit mehreren tausenden Kreuzbrüdern fort mit Palmen in den Händen

 anstatt

anstatt der Waffen. Sie walleten über Tyrus, Sidon, Oschiebeln u. s. w. Nur der edelmüthige Tankred blieb mit seinen Völkern bey Gottfried. Letzterer empfand nun die drückende Herrschafft in ihrer ganzen Schwere, inzwischen unterstützte ihn der edle Tankred mit Rath und That, so, daß sie ihre Besitzungen noch ansehnlich vermehrten. Aber Schade um den erst aufblühenden Staat, daß der, als Regent wegen seiner erhabenen Tugenden verehrungswürdige König nach einer nur einjährigen Regierung im 40sten Jahre seines Alters schon mit Tode abgieng. Sein Verlust wird von den Moslemin so sehr als von den Christen bedauert. Sein Bruder Balduin, Fürst von Edessa, war sein Nachfolger.

Bey den herrlichen Nachrichten, die man in Europa aus dem heiligen Lande erhielt, wandelte die Kreuzfahrer-Wuth mehr als je, auch das deutsche Volk an. Ein Heer über 200,000 Mann stark, mit einem unglaublichen Schwarm von Weibsleuten, deren Ausschweifungen am meisten den schlechten Erfolg dieses Feldzuges bewürkten, setzten sich in Bewegung, und kam um Ostern 1102 in Nikomedien an. Nach namenlosen Widerwärtigkeiten kamen diese Leute nach Paphlagonien und schlugen ihr Lager

auf

auf einer Ebene auf, erblickten aber zu ihrem nicht geringen Schrecken ein starkes Heer Türken. Die Franken und Lombarden schlugen den ersten Anfall derselben ab, zogen aber bey den folgenden Scharmüzeln gewöhnlich den Kürzern, bis endlich eine allgemeine Muthlosigkeit einriß, deren sich die Türken so gut zu bedienen wußten, daß sie das ganze Heer völlig zerstreueten. Ein ihnen nachfolgender Haufen von 15000 Franzosen schmolz in der Gegend von Heraklea unter den mordenden Händen der Moslemin bis auf einige kleine Ueberbleibsel zusammen. Nicht viel besser kam ein starkes Heer, welches unter Herzog Welf von Baiern und dem Graf Wilhelm von Poitou in Ikonien eingefallen war, weg.

Die Christen in Palästina mußten sich unaufhörlich mit den Türken und Sarazenen herum schlagen. Balduin der erste schlug sie indessen in mehrern großen Treffen, welche in den Jahren 1101 und 1103 vorfielen, eroberte Ptolemais (Akrea) und Tripoli (Tripoli di Soria) und vermehrte überhaupt sein Reich mit vier Provinzen. Als er im Jahr 1118 starb, so folgte ihm Bruder Balduin von Bourg, der vier Jahr nachher die Sarazenen völlig besiegte, in einem andern minder glücklichen Feldzug aber gefangen wurde. Er starb

 1131,

1131, da er bereits wieder in Freiheit war. Ihm folgte Fulko von Anjou und diesem Balduin der dritte, deren Regierung in einen Zeitpunkt fiel, da ihr kleines Königreich von tausend Gefahren umgeben war. Die Uneinigkeit der morgenländischen Fürsten (von Jerusalem, Edessa, Antiochien, Laodicäa u. s. w.) und ihre Eifersucht wurde allmählich der Hauptgrund ihres immer näher rückenden Untergangs. Die Umstände wurden immer trauriger und verwirrter. Edessa gieng um diese Zeit schon verloren. Dieses und viele andere Unglücksfälle veranlaßten **einen neuen Kreuzzug**, den der Papst Eugen III. und sein Nachfolger Lucius II. betrieben.

König Ludwig VII. von Frankreich glaubte, seine Sünden durch einen Feldzug nach dem gelobten Lande abbüssen zu können. Der heilige Bernhard Abt von Clairvaux in Champagne, ein zweiter Kukupeter predigte das Kreuz und trug kein Bedenken, im Namen Gottes einen ganz unfehlbar glücklichen Feldzug zu versprechen. Viele Fürsten und Ritter erboten sich, den König zu begleiten. Auch Kaiser Konrad III. ward im Jahr 1146 von Bernhard aufgefordert, weigerte sich aber, das gewisse Wohl der Deutschen einem ungewissen Schicksal aufzu-

zuopfern, bis es endlich dem Kreuzprediger gelang, ihn zu überreden. Unter andern Fürsten, welche mit diesem Monarchen Partey machten, waren auch seine Neffe, der streitbare Krieger, Friedrich Barbarossa, Konrads Nachfolger, und Herzog Heinrich, Bruder des Kaisers, nebst Welf dem ersten Herzog von Baiern. Auch der König Vladislav von Böhmen, der Markgraf Odoaker III. von Steiermark, und andere mächtige Fürsten erklärten sich für die abentheuerliche Reise.

Im Frühlinge des Jahres 1147 traten Ludwig und der deutsche Konrad und die sie begleitenden Fürsten mit ihren Heeren den wichtigen Zug an. Die Franzosen beschlossen den Weg zu nehmen, den Gottfried von Bouillon ging. Der Kaiser setzte seinen Zug ungehindert fort. In Polen versah ihn der König Boleslav mit allen Bedürfnissen. Aber ein trauriger Tag für diese Kreuzfahrer war es, als sie sich in einem angenehmen Thale bey dem Städtchen Kernvach gelagert hatten, als es jedem in der Seele so recht wohl war, und nach dem herrlichsten Wetter ein tobender Sturm und ein gewaltiger Regenguß einbrach. Der Fluß im Thale schwoll hoch an, und die lachende Flur war in kurzer Zeit unter Wasser gesetzt.

Das wogende Wasser riß eine Menge Menschen, Gezelte, Gepäcke, allen Mundvorrath u. s. w. mit sich weg; denn jeder dachte nur auf die Rettung seines Lebens. Welch ein Anblick des Jammers und Wehklagens, da man am folgenden Morgen Verwüstung statt des paradisischen Gefildes überschauen mußte!

Da die Heerführer dem griechischen Kaiser versprachen, die genaueste Mannszucht zu beobachten, so wurden sie bey ihrem Weiterrücken in allem unterstützt. Bis Sardika hielten die Herren Wort; hier aber hatte die bisher beobachtete Ordnung und damit auch das gute Vernehmen mit den Griechen ein Ende. Wie froh mogte Emanuel, der in seinem Herzen den furchtbaren Heeren ihren Untergang wünschte, seyn, da er endlich die Deutschen mit ihrem stolzen Konrad wieder außer den Grenzen seines Gebietes wußte! Seine arglistigen Wegweiser mußten das Heer bey seinem Eintritt in Ikonien in die gefährlichsten Gegenden führen und dann heimlich davon gehen. Nun ward das traurige Schicksal der Deutschen bald entschieden. Sie wurden in den Cappadocischen Wüsteneien von den Türken umzingelt und dermassen in die Pfanne gehauen, daß von 70000 kaum der zehnte Theil übrig blieb, das ganze

Lager verloren ging, und Konrad sich nur mit genauer Noth retten konnte.

Ludwig VII. war unterdessen mit 200,000 Mann auch in Konstantinopel angekommen, und weil er überhaupt ein besseres Betragen beobachtet hatte, so fand er auch bey den Griechen eine günstigere Aufnahme. Er setzte im November 1147 über die Meerenge bey Konstantinopel und richtete seinen Zug gegen Nicäa. Hier erfuhr er das Unglück seines Vorgängers. Er vereinigte sich mit Konrad, dessen Deutsche sich aber größtentheils für das Verdienst und die Ehre des heiligen Zuges bedanckten, und klüglich in ihr Vaterland heim kehrten. Die Kreuzfahrer rückten nach Ephesus; Kaiser Konrad, unzufrieden über den Mangel einer standesmäßigen Begleitung — denn die meisten deutschen Fürsten hatten ihn verlassen, verließ hier die Franzosen und belustigte sich den Winter über an dem kaiserlichen Hofe von Konstantinopel in Thracien.

Die Franzosen hatten einige Tagemärsche von Laodicäa das Unglück in einer sehr nachtheiligen Stellung von den Türken angegriffen und nach einer blutigen Schlacht fast gänzlich zerstreuet zu werden. Ludwig kam mit dem kleinen Ueberrest in kläglichen Umständen endlich

zu Antiochien an. Von hier aber trieb ihn Eifersucht über das zweideutige Betragen seiner zur Galanterie sehr geneigten jungen Gemahlinn Leonore bald wieder weg, und er eilte nach Jerusalem, wo er den Kaiser Konrad mit dem Herzog Welf und dem jungen Friederich wieder antraf. Man schritt nicht lange darauf zur Belagerung der wichtigen Stadt Damask. Aber Uneinigkeit, die von Türken und inländischen Christen gleich stark angefacht ward und Verrätherey der letzten, durch welche die Fürsten aufs schändlichste hintergangen wurden, nöthigte diese, die Belagerung aufzuheben. Aufgebracht über die entdeckten Treulosigkeiten sehnten Konrad und Ludwig sich aus einem Lande weg, woselbst die Christen so voll tückischer Bosheit waren. Der Kaiser ging 1149 und nicht lange nach ihm auch Ludwig in seine Staaten zurück.

Nach diesem nur zwey Jahr währenden und so unglücklich abgelaufenen Zuge kamen die Angelegenheiten der palästinischen Christen gänzlich in Verfall. Was tausendmal tausend Hände mit unzählichen Gefahren und unaussprechlichen Mühseligkeiten erbauet haben, das stürzet nun allmählig durch einige nichtswürdige Menschen wieder zusammen.

In Aegypten fiel ums Jahr 1163. eine Revolution vor, da der Herrschaft der Fatimiten ein Ende gemacht ward, und bald nachher der furchtbare Eroberer Sultan Salaheddin (Saladdin) zur Regierung kam. Dieser trieb die Christen sehr in die Enge, und ward dem sinkenden Reiche Jerusalems überhaupt immer fürchterlicher. Balduin IV. schickte daher eine Gesandschaft nach Europa, um Hülfe zu suchen; aber welch eine Bestürzung verbreitete sich bey ihrer Zurückkunft, als kein Trost für ihre Erwartung erschien! Nach Balduins Tode entstanden schreckliche Zerrüttungen über den Besitz der armseligen Krone, in welchen Guy von Lusignan, ein französischer Graf, zum größten Mißvergnügen der inländischen Fürsten, die Oberhand behielt. Graf Reimund von Tripoli, sein größter Antagonist, war so erbittert, aber auch zugleich so niederträchtig, daß er mit Salheddin ein Bündniß schloß, worauf dieser im Jahr 1187. die Christen mit Heeres Macht überzog, und sie in einem zweytägigen Treffen vollkommen besiegte. Der König, der Großmeister der Tempelherrn und viele andere wurden gefangen; Tiberias ging im Rauch auf, das feste Ptolemais Askalon — kurz, das ganze christliche Syrien fiel in Saladins Hände, und Jerusalem ward nach einer

Be-

Belagerung von 33 Tagen erobert. Der Sultan, der sich schon längst den Ruhm nicht nur eines tapfern, sondern auch gerechten und sanftmüthigen Fürsten erworben hatte, ging auch hier nicht, wie weiland die christlichen Wütriche, sondern mit aller nur möglichen Schonung zu Werke. Nur die abendländischen Christen mußten die Stadt räumen. — Wie brach ihr Herz — wie bebte ihr Fuß bey den Thoren der heiligen Stadt!

Der Sultan, gerührt von dem traurigen Aufzuge, tröstete selbst die Königinn Sybille, und versprach ihr ihres Gemahls Freyheit; — auch alle übrigen Gefangenen wurden losgelassen und den Ihrigen wieder gegeben. Der abscheuliche Verräther Reimund aber, nahm den Verbanneten bey ihrer Ankunft in Tripoli alles wieder ab, was sie der Güte des Sultans zu danken hatten.

So machte also Saladin im October 1187. dem Königreiche Jerusalem ein Ende, nachdem es acht und achtzig Jahre von christlichen Fürsten beherrscht worden war. Er führte den muhammedanischen Gottesdienst wieder ein, litte aber durchaus nicht, daß seine Soldaten mit den Kreuzen und Bildern der Christen pöbelhaft umgingen, und erwarb sich bald ganz

das

das Zutrauen und die Liebe seiner neuen Unterthanen. Tyrus, welches von ihm vergebens belagert wurde, blieb also, da auch Antiochien erobert wurde, die einzige Christenstadt in Asien.

In Europa verursachten diese Begebenheiten eine allgemeine Bewegung. Man predigte überall, daß diejenigen unwürdig wären, ein Erbtheil im Himmel zu haben, die das Erbtheil Gottes auf Erden nicht von der Herrschaft der Ungläubigen befreieten.

Die Könige von England und Frankreich, Richard und Phillipp August, sammleten mit Anstrengung aller ihrer Kräfte ein furchtbares, mit allem reichlich versehenes Heer, welches sie im Junius 1190. auf dem Gefilde von Vezelay, an den Gränzen von Burgund, musterten, und es über 100,000 auserlesener Männer stark fanden. Phillipp ging mit seinen Völkern nach Genua, Richard nach Marseille, wo sie im September zu Schiffe gingen, aber beyde durch Sturm genöthiget wurden, in Messina ihre Zuflucht zu nehmen.

Auch die Deutschen wandelte abermals die Lust an, wider die Türken zu streiten. Kaiser Friedrich der Rothbart hielt es für ein Verdienst,

dienst, seine Laufbahn der Ehre mit dem nehmlichen Zuge zu endigen, mit dem er sie unter seinem Oheim, Conrad III., angefangen hatte.

Ueberhaupt muß man die Bemerkung nicht aus den Augen lassen, daß die Päpste alles mögliche thaten, um die Kreuzzüge zu befördern; weil sie ihre gewissen Vortheile draus zogen, die Völkerkräfte schwächten, die Regierungsverfassungen in Europa zu ändern fähiger wurden, und sich nach und nach unter dem besten Scheine der Religion jene ansehnliche Macht anmaßen konnten. — So wie in dem vorigen zweiten Kreuzzuge, unter Kaiser Konrad und Ludwig VII., mehr als 400,000 Menschen hingeopfert waren, so rechnet man, daß dieser dritte unserm deutschen Vaterlande über eine halbe Million gekostet hat. — Schreckliche Verblutungen der besten Länder unsers Welttheils!

Im Jahr 1182. trat der Kaiser, unter Begleitung vieler deutschen Fürsten, seinen Zug an. Er fand in Ungarn die beste Aufnahme; bey Belgrad ward das Kreuzheer gemustert, und 150,000 streitbare Männer stark befunden. Während des Marsches ward stets die strengste Mannszucht beobachtet, und, ohne Rücksicht

auf

auf Stand und Person, jede Unordnung scharf geahndet.

Nach mancherley ernsthaften Auftritten mit den argwöhnischen und verrätherischen Griechen, setzte Friedrich im Frühling des Jahrs 1190. nach Asien über. Er rückte den Staaten des Sultans von Ikonien, mit welchem er ein Bündniß geschlossen hatte, näher. Er sahe aber bald, daß die eigentliche Absicht des Sultans gewesen war, die Deutschen durch sich selbst und durch Arglist zu Grunde zu richten; denn die Gesandten des tückischen Mannes führten das Heer durch rauhe, unwegsame Gegenden, und versetzten es dadurch in den traurigsten Zustand, so, daß sich endlich der Kaiser genöthiget sahe, den Sultan als offenbaren Feind zu behandeln, und seine Deutschen hielten sich so wacker, daß er nicht nur die Hauptstadt Kogni durch seinen Sohn Friedrich eroberte, sondern auch selbst zu gleicher Zeit den Sultan in einer blutigen Schlacht zur Flucht und zu einem Frieden nöthigte, wie ihn der Kaiser diktirte.

Ohne durch wichtige Vorfälle unterbrochen zu werden, ging der Zug weiter, bis man am 30sten May 1190. Laranda an der Gränze von Cilicien am Fuße des Taurus erreichte. Man überstieg die Gebürge, und es kamen Gesandte

von dem Beherrscher derselben, gemeiniglich der Alte des Bergs genannt, durch welche dieser sich mit seinen Assassinen — so hieß das Banditen Volk — zum Dienst des Kaisers anbot. Ein Anerbieten, welches für das kaiserliche Heer sehr vortheilhaft war, da diese Leute ihm auf den rauhen, steilen und gefährlichen Wegen zu Wegweisern dienten. Aber demohngeachtet fand der gute Kaiser in dieser Gegend seinen Tod. Er hatte nehmlich noch einen sehr steilen Berg zu übersteigen, an dessen Fuße der Saleph (Kalykadnus) vorbey floß, und der 70jährige Greis hatte das Unglück hinunterzustürzen. Er ward halb tod wieder herausgezogen, mußte aber am folgenden Tage den 10. Jun. seinen Geist aufgeben. — *)

Dieß war das Ende eines der größten und verehrungswürdigsten Kaiser, den Europa und Asien ehrte. Sein Sohn Friedrich, Herzog von Schwaben, übernahm nun die Anführung des Heeres, aber auch dieser liebenswürdige tapfere Prinz fand vor Ptolemais in der daselbst fürchterlich wüthenden Pest seinen Tod. Er hatte sich vor dieser Stadt heldenmüthig her=

*) Nach andern war ein unvorsichtiges Bad in dem Flusse die Ursache seines Todes.

hervorgethan. Bewahrung seiner Unschuld, und Eifer sie nie zu verletzen, schildern die Geschichtschreiber als einen Hauptzug in seinem vortreflichen Charakter; er starb, von jedem geliebt, bewundert und beweint. —

Das große furchtbare Heer, das, wie oben erwähnt worden, bey Belgrad aus 150,000 Mann bestand, war nun bereits bis auf einige Tausend zusammen geschmolzen. Wie dankten diese wenigen dem Himmel, als unvermuthet zwey starke Flotten mit Europäern ihnen zu Hülfe kamen! Aber diese Freude war nur von kurzer Dauer; denn es währte nicht lange, so befanden sich die Kreuzfahrer wieder in den kläglichsten Umständen. Daher wurden's die meisten Europäer überdrüßig, länger im Lande des Todes und der Verwüstung zu harren. Sie zerstreueten sich, und suchte jeder so gut, als möglich, nach Hause zu kommen; viele aber erreichten nicht einmal die lang ersehnte Heimat.

Die Hunderttausende von Menschen waren abermals aufgerieben, die unermeßlichen Kosten waren aufgewendet, und das alles — vergebens! Deutschland empfand davon nichts als Schaden, und das Ende einer so mühseligen Reise war — Elend und Tod. — Von

Konstantinopel bis Jerusalem — welch ein unübersehliches Todtengefilde!! —

Man erwartete nun mit Schmerzen die Ankunft der Könige von Frankreich und England, die den Winter 1190. in Sicilien zugebracht hatten. Diese beiden, auf einander stets eifersüchtigen und gleich ehrsüchtigen Monarchen, fanden schon hier die nächste Veranlassung zu ihren nachherigen Feindseligkeiten. Groll und Widerwillen gegen einander faßte in ihren Herzen tiefe Wurzeln.

Phillipp segelte am 30. März 1191. von dannen, und landete schon am 12. April vor Ptolemais. Am 10. April brach auch Richard auf, aber seine Flotte ward durch Sturm an die Küste der Insel Cypern verschlagen, die Richard bey dieser Gelegenheit erst eroberte. Am 18. Jun. kam er im Lager der Christen vor Ptolemais, und zwar noch zu rechter Zeit, an. — Der Wetteifer der Franzosen und Engländer erzeugte nun außerordentliche Thaten, wovon die Uebergabe der Stadt am 13. Jul. der redendste Beweiß ist. Zehen Tage nachher erklärte Phillipp August, daß er entschlossen sey, nach Europa zurückzukehren; und er setzte auch wirklich, ungeachtet Richard sich alle ersinnliche Mühe gab, ihn umzustimmen,

men, diesen Vorsatz am 1. August ins Werk, indem er von seiner Armee 10,000 Mann zurückließ. Richard ging indessen auf seiner ruhmvollen Laufbahn unaufhaltsam fort. Er war im Begriff von Ptolemais nach Askalon zu marschiren, um die Stadt zu belagern, als sich Saladdin ihm mit 300,000 Mann entgegenstellte. Trotz der Ueberlegenheit des Feindes an Truppen — denn Richard hatte nur etwa das Drittel dieser Zahl — hatte der Held Muth genug, den Feind anzugreifen.

Hier begann denn eine der größten, hartnäckigsten und blutigsten Schlachten des damaligen Zeitalters, und die berühmteste, wenn man den kriegerischen Muth der Anführer, die Anzahl und Tapferkeit des Kriegsvolks, und die große Männigfaltigkeit der Vorfälle betrachtet, welche mit derselben verbunden waren. — Nach einem fürchterlich anhaltenden Schlachtgewühle, erhielt Richard den vollständigsten Sieg über die Sarazenen, und in einem harten Zweykampfe überwand er auch, zum größten Erstaunen aller, die den sarazenischen Helden kannten, den Sultan Saladdin selbst. Aber leider wurde der Sieg nicht so ganz benutzt. Richard ging nicht auf Jerusalem los, sondern Askalon und andere Eroberungen hielten ihn

 auf.

auf. Dieser Aufschub war dem Christenheere wieder verderblich; die Hitze der Kreuzbrüder verrauchte, und die meisten sehnten sich bald nach ihrem Vaterlande zurück. Auch Richard sah sich durch die Ränke des Königs von Frankreich, welche derselbe in seiner Abwesenheit spielte, genöthiget, wieder umzukehren. Er segelte durch das adriatische Meer, um hernach durch Deutschland nach seinem Reiche gehen zu können, litt bey Aquileja Schiffbruch, und zog hier, um unerkannt durch Deutschland wandeln zu können, eine Pilgrimskleidung an. Er ward aber in Wien erkannt, und auf Befehl des Herzogs Leopold von Oesterreich aus Rache, weil ihm Richard bey der Einnahme von Ptolemais seine Fahne von jenem Thurm hatte abreißen lassen, festgesetzt. Leopold war unedel genug, sich noch itzt für jenen vermeintlichen Schimpf zu rächen; zugleich aber rechnete sein Geiz auch auf eine fette Ranzion.

Kaiser Heinrich VI. erklärte den gefangenen König für seinen Feind, und ließ sich denselben gegen eine Summe Geldes ausliefern, begegnete dem edlen Mann mit niederträchtiger Härte, und setzte ihn, gleich dem ruchlosesten Verbrecher, in ein elendes Gefängniß. Auf einem Reichstage sogar, der zu Worms gehalten

ten wurde, ließ er den großen Mann vorführen, und beschuldigte ihn schwerer Verbrechen. Richard nahm aber die versammleten Fürsten durch seine ernste männliche Rede und seine Standhaftigkeit so sehr für sich ein, daß sie das Verfahren des Kaisers laut mißbilligten. Endlich im Februar 1194. erhielt der als ein Corsar behandelte Held des Kreuzzuges, gegen ein Lösegeld von 150,000 Mark (etwa 1800,000 Thaler) seine Freyheit wieder. Mit vieler Aufopferung, aber gern gab sein Volk diese Summe her.

Die Uneinigkeiten der Türken untereinander nach des großen Saladins Tode, das Interesse der Päpste, der Aberglaube, der Geist der Ritterschaft, und die Hoffnung, Fürstenthümer in Asien zu erwerben, gaben wieder Anlaß zu einem neuen Kreuzzuge, zu welchem Heinrich VI. mit vielen deutschen Fürsten sich im Jahr 1195. rüstete. Der Zulauf war wieder außerordentlich groß, und das Heer ging daher in drey Haufen auf verschiedenen Wegen nach dem Orient ab. Der Kaiser aber kam nicht so weit; denn er wurde zu Messina vergiftet. Die übrigen Kreuzfahrer waren größtentheils glücklich in Messina angekommen, und es ging ihnen hier ziemlich nach Wunsch. Nur zögerten sie zu lange mit ihren Haupt-Expedi-

 tionen,

tionen, und ließen dadurch dem Sultan Saphadin (Sala-Heddins Bruder und Nachfolger) Zeit genug, ein ansehnliches Heer zu sammlen. Dieser wußte auch durch Bestechung der Tempelherrn und Johanniterritter so viele Uneinigkeiten unter den christlichen Fürsten zu stiften, daß er aus ihren Mißverständnissen die größten Vortheile zog. Theils aus Ueberdruß, theils wegen der kritischen Lage der deutschen Reichsangelegenheiten nach des Kaisers Tode, gingen die meisten Fürsten 1198. wieder nach ihrem Vaterlande zurück, nachdem sie mit Saphadin einen Stillstand auf 10 Jahre geschlossen hatten.

Ungeachtet dieser Ruhe wurde in Frankreich noch in demselben Jahre ein neuer Kreuzzug gepredigt. Fulko Nueilli vertrat die Stelle Kukupeters und Bernhards, wohlseligen Andenkens, und zwar mit eben dem reissenden Beifalle. Ein sehr großes Heer zog, unter dem Oberbefehl des Markgrafen Bonifacius von Montferrat, nach Venedig, von wo diese Kreuzfahrer zur See nach Konstantinopel gehen wollten, um den, durch seinen Bruder Alexius III., vom Throne gestürzten, der Augen beraubten, und im Gefängniß schmachtenden Isaak Angelus, der die Kreuzfürsten durch seinen Sohn

Ale-

Alexius um Hülfe gebeten hatte, erst zu befreien, und zum Kaiser wieder einzusetzen. Die herrlich ausgerüstete Flotte bestand aus 300 Schiffen, und kam am Tage Johannis, des Jahrs 1203. in schöner Schlachtordnung vor Konstantinopel an. Die vor der Stadt sich widersetzenden Griechen wurden bald geschlagen, und am 17. Jul. die Stadt selbst in einem allgemeinen Sturm erobert, der alte Isaak Angelus aus seinem Gefängniß befreiet, und nebst seinem jungen Prinzen Alexius wieder auf den Thron gesetzt.

Aber von nun an geht eine scheußliche Periode in der Stadt an, in welcher der schändliche Murzuphlus die vornehmste Rolle spielte, und die meiste Veranlassung zu den schrecklichen Zerrüttungen gab. Auf seine Veranstaltung wurde der junge Kaiser, den er längst bey seinen Unterthanen verächtlich gemacht hatte, gefesselt, in ein Gefängniß geworfen und hingerichtet. Der alte Vater Angelus erfuhr von den eigenen abscheulichen Händen des Bösewichts ein Gleiches, und nun wußte es dieser so einzuleiten, daß man ihn selbst zum Kaiser ausrief. Für diese unerhörten Tiranneien übernahmen die Fürsten des Kreuzheeres, die ihr Lager auf der Höhe von Galata hatten, die

Rache. Am 11ten April griffen sie die unglückliche Stadt an, und eroberten sie im Sturm. Die Kreuzsoldaten wütheten mit aller Grausamkeit und Raubsucht, die sich nur denken läßt, und die zusammengeraffte Beute belief sich auf 400,000 Mark Silbers. Die Urheber oder diejenigen, welche zu dieser traurigen Katastrophe Veranlassung gegeben hatten, Murzupklus und sein Anhang, flohen, und die Herren des Kreuzheeres glaubten berechtiget zu seyn, den erledigten Thron mit einen aus ihrem Zirkel wieder zu besetzen. Dieß geschah denn auch wirklich in der Person Balduins, Grafen von Flandern und Hennegau. (Diese neue Herrschaft, welche man das Kaiserthum der Lateiner nannte, dauerte nur 57 Jahr, da nemlich Michael Paläologus wieder das byzantinische Kaiserthum erhielt.) Man glaube aber nicht, daß die übrigen Fürsten leer ausgegangen wären. Sie bedachten sich, indem sie das Reich zerstückten, mit ansehnlichen Provinzen. Bey der Gelegenheit entstand auch das Duodez=Kaiserthum Trebisonde.

Ueber alle diese Eroberungen aber wurde natürlicherweise der Zug nach Palästina vernachläßiget, ja ganz vereitelt. Der sogenannte König von Jerusalem empfand dieß am nachdrück-

drücklichsten; denn er wurde immer mehr in die Enge getrieben. Papst Innozenz der Dritte verkündigte zwar einen neuen Kreuzzug, fand aber nur Eingang bey Kindern, welche wähnten, Gott wolle sich ihrer Unmündigkeit bedienen, um Jerusalem den Unglaubigen zu entreissen. Aber diese Kinderarmee, welche auf 50000 Leutchen angegeben wird, wurde jämmerlich zertrümmert, ehe sie einmal ihren Heldenmuth zeigen konnte. Die aus Deutschland kamen meistentheils in den Schweizergebürgen elendiglich ums Leben, und die aus Frankreich litten theils Schiffbruch, theils fielen sie den Sarazenen in Egypten in die Hände.

So war nun Europa seit 130 Jahren durch diese unsinnige Raserey verarmet und entvölkert worden, und dennoch drang Papst Honorius III. wieder auf einen neuen Kreuzzug. Dieß veranlaßte, daß im Jahr 1218 eine große Anzahl Menschen wieder nach Palästina zog. Aber auch hier schien es, als wenn die Vorsicht beschlossen hätte, die Bemühungen der Kreuzfahrer stets zu vereiteln. König Andreas von Ungarn, der sich mit unter dem Heere befand, wurde der vielen Kabalen, mit denen er täglich zu kämpfen hatte, überdrüßig, und ging wieder heim. Der Herzog Leopold von Oesterreich und der Graf Wilhelm von Holland setzten ihre Bemühungen

fort, und nahmen den Türken im Jahr 1219 Damiata in Egypten weg, welches man aber nachher gegen das heilige Kreuz, das sich noch in den Händen der Türken befand, zurückgab, da der Sultan von Egypten schon, als die Sachen der Kreuzfahrer noch auf einem besserm Fuß standen, das ganze genommene Land nebst Jerusalem gegen diese wichtige Stadt angeboten hatte. Das Ende von ihren Unternehmungen war auch das gewöhnliche. Sie mußten wieder nach ihrem Vaterlande zurückgehen, da sie ihre Macht eingebüßt hatten.

Kaiser Friedrich II, der eine fast unüberwindliche Abneigung gegen die Kreuzzüge bezeugte, konnte erst nach mehrjährigen Unterhandlungen und durch den Bannspruch des heiligen Vaters im Jahr 1228 bewogen werden, sich zu einem Zuge nach Palästina wirklich zu entschliessen. Die Angelegenheiten der Sarazenen waren wegen eines Einfalls der Tartarn in einer so kritischen Lage, daß sie sich zu einem für die Christen sehr vortheilhaften Vergleiche bereitwillig finden liessen, daß ein Waffenstillstand auf 10 Jahr geschlossen, und dem deutschen Kaiser die Stadt Jerusalem mit ganz Palästina und allen Oertern, welche Saladdin Balduin IV. abgenommen hatte, abgetreten

wurde.

wurde. (Durch seine zweite Gemahlinn Jolanta, welche die Tochter und Erbinn des letztern Königs von Jerusalem, Johann von Brienne war, hatte er ein Recht auf dieses kleine Königreich) Weil der Kaiser wegen seiner vorigen Zögerung noch immer im Bann war, so wollte ihn der Patriarch von Jerusalem nicht krönen; er setzte sich daher, unter dem lautesten Frohlocken der Deutschen, selbst die Krone auf. Aber die niederträchtigen Verrathereien des Patriarchen, der Tempelherrn und der Johanniterritter mußten ihn natürlicherweise sehr entrüsten; noch mehr die Unruhen, welche der Papst in der Lombardei und in Deutschland wider ihn erregte. Es war also wohl der Klugheit gemäs, daß er (im Jahr 1229) wieder zurückging und den Papst nöthigte, ihn im folgenden Jahre von dem Banne loszusprechen.

Noch hatte die Kreuzwuth kein Ende. Theobald, König von Navarra und eine starke Anzahl vornehmer Herren und Ritter unternahmen, da der durch Friedrich II. geschlossene Stillstand aufhörte, nach dem Jahre 1240 mit einer Armee von 40000 Mann einen, und zwar sehr unglücklichen Kreuzzug. Blos Uneinigkeit, Eigennutz und Eifersucht schwächten die Kräfte, welche verbunden immer im Stande gewesen

wesen wären, bey den Mishelligkeiten der Muhamedaner sich in Palästina zu behaupten. Theobald ging wieder nach Hause, dagegen kam Prinz Richard, Bruder des Königs von England, und schloß einen Waffenstillstand, den die Christen aber drey Jahr nachher brachen, und sich dadurch sowohl, als durch die mit dem Sultan von Damas eingegangene Allianz, des Sultans von Egypten höchsten Zorn zuzogen. Es kam bey Gaza zu einer zweytägigen sehr blutigen Schlacht, in welcher das syrischfränkische Heer den Kürzern zog, und man konnte es blos der Uneinigkeit, welche unter den Feinden herrschte, zuschreiben, daß die Christen nicht schon jetzt ihren völligen Untergang fanden.

Es schien indessen in Europa, als wenn die schon so lange wüthende Raserey, um ein kleines Land in Asien den Ungläubigen zu entreissen, nur durch die häufigen Unglücksfälle neu angefacht würde. — Ein trauriger Beweis von der Schwäche des menschlichen Herzens, und lehrreich für unsere Zeiten, wo Schwärmerey anderer Art, leider, so tiefe Wurzel gefaßt hat! — Ludwig IX. oder der Heilige tritt iezt auf den Schauplatz. Alle Vorstellungen seiner patriotischen Räthe konnten ihn nicht von dem thörichten Gelübde, das heilige Grab zu befrei

freien, zurückbringen. Zweitausend und achthundert Ritter, lauter Sprossen aus den vornehmsten Häusern, waren in seinem Gefolge, und — wie traurig! — Fast alle wurden das Opfer ihres Enthusiasm. Sie fanden bis auf einige wenige ihr Grab in Egypten und Palästina.

Am 25ten August 1248 ging Ludwig zu Aigues Mertes mit dem schönsten Kriegsheere und einer wohl ausgerüsteten Flotte unter Seegel. Nach drey Wochen landete er in Cypern, verlor aber hier bald durch eine Art von Pest drittehalbhundert wackere Ritter und eine Menge Soldaten. Die von allen Seiten bedrängten Ueberbleibsel der Christen im heiligen Lande waren noch Ptolemais, Tyrus, Tripoli und Antiochien. Im folgenden Frühling gingen die Franzosen, durch einen Haufen Engländer verstärkt, wieder von Cypern ab, um Damiata in Egypten anzugreifen. Die Feinde, welche die Landung verwehren wollten, wurden tapfer zurück geschlagen und ihre Flotte zerstöret. Das Heer lagerte sich nun 50,000 Mann stark, vor Damiata, und nahm diesen wichtigen Platz bald darauf ohne Schwerdtstreich in Besitz. Unglücklicherweise befolgte Ludwig, als ihm der wieder zurückgetretene Nil freies Feld zu seinen Operationen gab, den Rath der jüngern

Ritter,

Ritter, welche, statt auf Alexandrien als einen sichern Hafen und Waffenplatz, gleich auf Kahira losgehen wollten. Zwar schlug er auf dem Marsche dahin, die feindliche Armee in die Flucht, aber die übertriebene Hitze des Grafen Robert von Artois und einiger andern in Verfolgung des Feindes, brachten das christliche Heer wieder in eine nachtheilige Lage; das Treffen begann von neuem, und dauerte unter einem fortwährenden, aber unentschiedenen Gefechte bis in die Dunkelheit der Nacht. Am folgenden Morgen ging das Schlachtgetümmel wieder an, in welchem beide Theile außerordentlich einbüßten, bis der türkische Heerführer zum Rückzug blasen ließ. Ein Unglück für die Christen war es, daß sie jetzt nicht gleich nach Damiata zurück marschirten; denn durch die nunmehrige Zögerung gerieth das Heer in die allertraurigsten Umstände. Eine verheerende Seuche, welche durch die Menge der verwesenden Leichname entstand, mit einer schrecklichen Hungersnoth vergesellschaftet, raffte Tausende weg. Man schlug nun den Sarazenen einen Waffenstillstand vor, als es aber auf Geisseln zu Festhaltung des Vertrags ankam, so verlangte der Sultan den König selbst; aber das wollte das Heer nicht zugeben, sondern entschloß sich, den allenthalben versperrten Weg

nach Damiata mit Gewalt zu eröffnen. Bey der Ausführung dieses Entschlusses aber wurde der König nach einem hitzigen Gefechte mit seinem ganzen Heere gefangen genommen. Er mußte sich nun zur Rückgabe von Damiata und 800,000 goldner Byzanthiner (nach damaligem Fuße ohngefehr 100,000 Mark Silbers) bequemen, um seine und seiner Ritter Freyheit zu erkaufen. Nach dieser harten Gefangenschaft und nach unzähligen Mühseligkeiten ging er nach Ptolemais. Für seine zurückbleibenden Truppen hatte die neue Revolution in Egypten, da die Mamlucken gerade jetzt die Herrschaft des Landes an sich rissen, äußerst traurige Folgen. Die meisten wurden hingerichtet, wenn sie nicht ihren Glauben abschwören wollten. Ludwig aber ging nach einigen unglücklichen Unternehmungen in Palästina endlich 1254 wieder nach Frankreich zurück.

Nicht lange nach seinem Abzuge machten sich die Mamlucken von ganz Syrien und Palästina Meister. Dieses Unglück rührte den frommen König so sehr, daß er, ob er gleich sehr schwach war, den Vorsatz faßte, einen abermaligen Kreuzzug vorzunehmen. Anfangs erregte sein Vorhaben tiefe Bestürtzung, bald nachher aber fand es so vielen Beifall, daß

viele Fürsten und Herren einen gleichen Entschluß nahmen. Auch in England faßte diese Raserey von neuem Wurzel. — Der heilige Ludwig zog sein Heer wieder Aigues Mertes zusammen, und am 1 Jul. 1270 ging er mit 60000 Mann unter Seegel. Statt aber gleich nach Palästina zu gehen, befand er für gut, vorher Tunis an der afrikanischen Küste zu besetzen. Man landete ohne viele Schwierigkeiten, säumte aber mit den ernstlichen Anstalten zur Belagerung der Stadt, weil Ludwig erst den König von Sizilien erwarten wollte. Während der Zeit aber wütheten allerley Krankheiten; diese nebst andern widrigen Zufällen rieben das Heer bis zur Hälfte auf, und am 15ten August raubte auch eine heftige Dysenterie dem Könige das Leben. Seine letzten Gedanken waren noch eine Sorge für die Bekehrung der Ungläubigen. Seinem Sohn, Phillipp dem Kühnen, wurde sogleich gehuldiget. — An eben diesem Tage kam der König von Sizilien mit einer ansehnlichen Flotte an, und erhob dadurch den sinkenden Muth der Franzosen. Die Sarazenen wurden hierauf in drey blutigen Schlachten gänzlich besieget, wodurch der König von Tunis zur Anerbietung eines vortheilhaften Friedens auf zehen Jahre, den man auch annahm, genöthiget wurde. Gerade jetzt

kam

kam Eduard, Kronprinz von England, mit seiner Flotte vor Tunis an, und weil er hier nichts mehr zu thun fand, so segelte er gleich weiter nach Palästina. Hier fehlte ihm nun Richards Armee, um gleiche Lorbeeren über die Ungläubigen zu erndten. Weil aber sein Heer sich zuletzt zu einem Häuflein verminderte, so entschloß sich der tapfere Prinz zur Rückreise, nachdem er im Jahr 1272 mit dem Sultan von Egypten einen Stillstand eingegangen war, nach welchem jeder das Seinige behalten sollte. Nicht lange nach seinem Rückzuge ging nun alles, was die Christen je in Palästina besessen hatten, an die Mamlucken verloren. Tripoli, Tyrus, Beryt und Sidon wurden erobert, und endlich ging auch 1291 die stärkste Schuzmauer der Christen, die Stadt Ptolemais, wo sich seit 110 Jahren die Johanniterritter aufgehalten hatten, an die Ungläubigen über. —

Alles wurde geschleift, damit die Christen weiter keinen Aufenthalt finden möchten, und alles was Christ hieß, mußte entweder den Wanderstab ergreifen oder seinen Glauben abschwören. Gut war es für die drey geistlichen Ritterorden, die Johanniter, Tempelherrn und deutschen Ritter, daß sie sich in Europa

hinlänglich bedacht hatten, um nicht mit dem heiligen Lande alles einzubüssen.

Den Völkern Europens waren nun endlich die Augen geöffnet, und so viele Mühe sich die Päpste gaben, ihren Eifer anzufachen, so arbeiteten sie doch umsonst. Das heilige Land sank wieder in die alte Sklaverey zurück, die vielleicht erträglicher war, als die Herrschaft habsüchtiger und zügelloser Christen.

Dieß ist der Ausgang der heiligen Kriege, oder der frommen Rasereien, welche zwey Jahrhunderte allgemein, vorzüglich in Frankreich, und zu dessen größten Nachtheil gewüthet, und außer den unermeßlichen Kosten an sechs bis sieben Millionen Europäer aufgerieben haben!! Frankreich hat bey den fünf großen Kreuzzügen am meisten geblutet, da es immer größern Antheil, als Deutschland und das übrige Europa daran hatte; keiner war, der Europa nicht unermeßliche Kosten, nicht großes Elend zugezogen hätte, wie der Leser aus der ganzen bisherigen Erzählung von selbst schon wird haben schließen können. Reines Christenblut hingegossen wie Bäche, für Knochen und Kreuzesreliquien; Hinsterben der edelsten Geschlechte, des Kerns der Söhne von Deutschland, Frankreich, Britannien, Spanien, Ungarn,

garn, Venedig, die im Orient ihr Blut versprützten; abgehauene Wurzeln einer schönen blühendn Nachkommenschaft, öde Städte, menschenarme Länder, verwilderte Felder, abscheuliche Sitten, Leib und Seele verderbende Krankheiten, wilde Denkungsart, geheuchelte Frömmigkeit, ausgeartete Staatskunde, System der Unterdrückung und der Fehden, Ketten der Lehnsdienste, Ritterschaft und Ordensinnungen — dieß waren Früchte der heiligen Kriege.

Und der Nutzen dieser fürchterlich großen Begebenheiten? — (denn in unserer besten Welt muß doch alles, selbst Sünde, Tod und Teufel einen Nutzen haben.) Ich will ihn meinen Lesern nach der Angabe eines unserer deutschen Kreuzzugsgeschichtschreiber *) mit wenig Worten angeben.

*) S. Maiers Versuch einer Geschichte der Kreuzzüge. Ich kann wegen der ohnehin schon überschrittenen Grenzen der obigen Erzählung nur die Rubriken vorzeichnen; wer sich weiter davon belehren will, muß diese eben angeführte Schrift selbst nachlesen. Ob übrigens alles oben verzeichnete wirklicher baarer Nutzen ist, wage ich nicht zu entscheiden. Manches mögte ich lieber bezweifeln, aber — der Leser mag selbst denken und urtheilen.

Eine schon im Verfolg der bisherigen Erzählung bemerkte Wirkung der Kreuzzüge war die Entstehung neuer Königreiche und Fürstenthümer. Cypern, Preussen, Liefland und Kurland, das neue Kaiserthum Trapezunt, das neue Königreich Thessalonich, das nicäische Kaiserthum verdanken den Kreuzzügen ihre zum Theil momentane Existenz. Der Enthusiasm gründete sie — er verrauchte, und mit ihm auch die neuen Herrlichkeiten.

Eine auffallende Folge (ob auch Nutzen? mögen die Leser nach Belieben entscheiden) der Kreuzzug war eine neue Staatsverfassung in Europa. Der Adel mußte seine Güter verkaufen, um Geld zur Equipirung zu bekommen. Der Regent oder die Klerisey kauften sie oft um einen geringen Preis. Beide wurden dadurch mächtiger, besonders die Klerisey, weil man es für ein verdienstlich Werk hielt, den Geistlichen Ländereyen zu verkaufen. Darf man sich nun wohl über die reichen Stifter, Klöster und Abteyen wundern?

Es entstanden Ritterorden — Johanniter oder Maltheser, — Ritter des heiligen Lazarus — Tempelherren — deutsche Ritter, die sich alle bald durch Edelmuth und Tapferkeit,

bald

bald durch Ausschweifungen, Wollust und Tyranney berühmt und berüchtiget gemacht haben.

Mit den Kreuzzügen nahm auch die Handlung einen andern Weg. Die Italiener (die Holländer der damaligen Zeit mit ächtem kaufmännischen Spekulationsgeist) verstanden die Kunst, die Kreuzzüge meisterhaft zu benutzen. Entweder transportirten sie die Kreuzfahrer, und liessen sich die Fracht und Speditionsgebühren gut bezahlen, oder sie lieferten Kriegsbedürfnisse, halfen Eroberungen machen, wobey sie sich die besten Vortheile zu versichern wußten. Vor der Epoche der Kreuzzüge war die Herrschaft des Meeres beynahe allein bey den Griechen und Arabern. Nun aber fingen die Venetianer zuerst an ihre Waaren aus der ersten Hand zu holen, und so wurden sie aus Krämern, Fürsten. Sie handelten auf dem schwarzen Meer und nach der Levante. Auch in Norden wachte der Handlungsgeist auf. Man errichtete kaufmännische Gesellschaften. Hier wurde der Keim des hanseatischen Bundes gepflanzt. Der Handel zog sich nach der Lombardey, und die Niederlande und England brachten das unternehmende Genie ihres Volks auf die beste Art in Thätigkeit!

Doch nicht blos auf merkantilische Vortheile hatten die Kreuzzüge Einfluß, auch die Sitten wurden dadurch verfeinert. Der Impetus und furor teutonicus (das wilde und ungestüme Wesen der Deutschen) wie es das Chronicon Urspergense nennet, wurde mehr abgeschliffen. Sie lernten von den Franzosen, die sie zwar an Tapferkeit *), aber nicht an Urbanität übertrafen. Man denke nur an den Geist der Chevallerie, wovon vor dem ersten Theile dieses Buches ein Abriß gegeben worden ist. Man nenne es immer Donquixotismus oder wie man will. Dieser Enthusiasm hat sicherlich viel und mancherley Gutes gestiftet, und sehr zarte Begriffe von Ehre und Tapferkeit verbreitet.

In den politischen Einrichtungen, die die Kreuzzüge veranlaßten, lag der Grund, daß die Städte zu Gemeinheiten und politischen Körpern gemacht wurden. Diese Gemeinheiten breiteten sich bald über ganz Europa aus. Die erlangte Freyheit weckte die Völker aus ihrem trägen Schlummer zur Thätigkeit; der Handel blühete; die Bevölkerung wuchs; die Städte, bisher arm und hülflos, wurden reich;

*) Chron. Ursperg. p. CCXLVIII. — — *feritatemque* illorum suavissima *urbanitate* gallicis Caballariis commendans etc.

reich; mit Reichthum verband sich Pracht, und diese führt immer Verfeinerung der Sitten und Regelmäßigkeit der Politik mit sich.

Vorhin waren die Landbebauer Sklaven; freye Bauern kannte man kaum. Durch die Kreuzpredigten erweckt, stürtzten Bauern und Sklaven den Kreuzpredigern zu; man war also genöthiget, um die von Ackerleuten verlassenen Ländereyen nicht öde liegen zu lassen, sie freyen Personen, ihrer Freyheit unbeschadet, zu überlassen.

So entstand ein neuer Bauernstand. Man sieht leicht, welche vortheilhafte Folgen eine solche Veränderung haben mußte. Nun war der Landmann versichert, daß er nicht für andere allein, sondern auch für sich arbeite, es öffneten sich ihm neue Aussichten, und dieß munterte seine Thätigkeit auf.

Auch auf den Adel hatten die Kreuzzüge Einfluß. Sie beraubten zwar Deutschland und die übrigen Länder Europens ihrer edelsten Geschlechter, aber eben dieser Verlust schuf aus den Begütertsten des Volksstands neue Ritter und Adeliche. Und da während der Kreuzzüge der Gottesfriede (treaga Dei) beobachtet wurde, so hörten auch die Befehdungen auf ei-

ne Zeitlang auf, die vorhin Deutschland in seinem Innern so sehr zerrüttet hatten.

Man hat viel gestritten, in welchen Zeitpunkt der Ursprung der Wappen zu setzen sey, höchst wahrscheinlich aber ist es die Zeit der Kreuzzüge, wo sie die Nothwendigkeit einführten. Denn ein Heer von 7 bis 800,000 Mann mußte Zeichen nöthig haben, wodurch die Vasallen und die Waffenträger um ihren in eiserner Rüstung versteckten Herrn herversammlet werden konnten. Die aus Noth erwählten Kennzeichen wurden hernach aus Eitelkeit beybehalten. Eben aus den Kreuzzügen schreibt sich auch der Ursprung der Fahnlehen her, und die Gewohnheit, die Lehen auch Personen bürgerlichen Standes zu ertheilen, und aus der freyen Erlaubniß, die den Kreuzbezeichneten ertheilt wurde, ihre Lehen zu verpfänden, entstand eine neue Art Lehen, nehmlich die Pfandlehen. Anderer Arten von Lehen, die zur Zeit der Kreuzzüge entstanden, nicht zu gedenken. Zufälligerweise trug der Gebrauch der Wappen etwas bey, daß im 14. Jahrhundert in Frankreich Tuch-Manufacturen errichtet wurden; denn die Edelleute pflegten ihre Wappen mit ins Tuch verweben zu lassen.

Wir

Wir haben oben schon einige allgemeine Betrachtungen über den Zustand der Künste und Wissenschaften vor und zur Zeit der Kreuzzüge angestellet; es bleibt uns also blos übrig, zu sehen, ob und welchen Einfluß die Kreuzzüge auch in dieser Rücksicht gehabt haben. Man kann wohl nicht zweifeln, daß dieser Einfluß sehr wohlthätig gewesen sey. Nicht zu gedenken, daß man Universitäten und Akademien errichtete, einen regelmäßigen Gang zu studieren, entwarf, und überhaupt Gelehrsamkeit besser schätzen lernte, machten sich die Kreuzzüge vorzüglich um Geographie, Astronomie und Weltkunde verdient. Die in Gang gebrachte Handlung mußte nothwendig Kenntniß der natürlichen und politischen Verfassung der Länder hervorbringen, so wie Krieg überhaupt die Beschaffenheit der Länder, die des Krieges Schauplatz sind, kennen lehrt. Da nun bey den Arabern, gegen welche die Kreuzzüge unternommen wurden, damals die Litteratur in einem blühenden Zustande war, so begreift man, daß von daher das Licht der Künste und Wissenschaften, auch auf die Abendländer seine Strahlen werfen mußte. Hiezu kam, daß man es zu fühlen anfieng, wie nothwendig die Kenntniß der griechischen und arabischen Sprache unter solchen Umständen sey — daher das Studium

dium der morgenländischen Sprachen — das Studium des Alterthums und der Geschichte. So empfiengen die europäischen Sprachen eine Menge neuer Wörter, z. B. Admiral, Felucke, Magazin, Beutel, Deckel, Assassin, und vielleicht erhielten wir eben daher auch die arabischen Zahlzeichen oder Ziffern, und ganz unstreitig verfeinerten Geschmack in der Dichtkunst. Die Periode der reizenden Minnesinger, der Troubadeurs und Jangleurs, war damals am blühendsten.

Die Bedürfnisse, die man bey Führung der Kriege wider die Ungläubigen im Orient zu überwinden hatte, waren die Veranlassung zu Erfindung, oder doch wenigstens zu Ausbreitung mancher mechanischen Künste, die gewöhnlich Kinder des Mangels und der Nothdurft sind. Auf der andern Seite aber auch gaben die Kreuzzüge der Handlung Nahrung — blühende Handlung erzeugt Ueberfluß, und Ueberfluß — Künste, daher alle Völker desto früher Künste und Wissenschaften hatten, je früher sie sich auf die Handlung legten.

Hieher gehört noch eine Vermuthung, die nehmlich, daß Europa die Erfindung der Magnetnadel vielleicht den Kreuzzügen zu danken habe.

be. So viel ist gewiß, daß die Magnetnadel im 13. Jahrhundert eine allgemein bekannte Sache war, und auch schon bey der Schiffahrt gebraucht wurde. Demzufolge muß die sonst gewöhnliche Meinung, die die Ehre jener Erfindung dem Flavio Gioja von Amalfi zuschreibt, falsch seyn. Flavio Gioja lebte im Anfang des 14. Jahrhunderts, er konnte also nicht eine Sache erfinden, die man in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts allgemein kannte. Ohnehin sind alle Zeugnisse für ihn erst aus dem 15. Jahrhundert, und verdienen also desto weniger Glauben.

Ich schweige von der Beförderung der schönen Künste, die durch die Kreuzzüge bewirkt wurden. Schon oben haben wir Proben genug von dem Einfluß der Kreuzzüge auf die Religion gegeben, wir dürfen also hier die dadurch bewirkten Veränderungen und Neuerungen in kirchlichen Sachen kurz berühren. Mit Recht rechnet man dahin, die Abschaffung der öffentlichen Poenitenz, die in so verschiedenen Arten von grausamen Martern, Zerfleischungen, Geißelungen des Körpers u. s. w. bestand. Statt dieser traurigen und barbarischen Büßungen, legte man dem armen Sünder einen Zug ins heilige Land auf, den man

willi-

williger that, als jene marternde Busübung. Von den Kreuzzügen schreiben sich auch die Titular Bischöffe (Episcopi in partibus infidelium) her, und die General- und Spezial-Vikarien, die noch jetzo in den Kathedral-Kirchen angestellt sind. Von dem Handel mit Reliquien, der nie blühender als zu den Zeiten der Kreuzzüge war, ist oben schon gehandelt. Von dem Moslems lernte Peter der Eremite auch den Gebrauch des Rosenkranzes, und brachte ihn mit nach Europa, wo bald darauf die Päpste diesen Moslemschen Gebrauch den Christen, als eine religiöse Gewohnheit, empfohlen. Die Fahnen und Waffen, womit noch hie und da die Kirchen austapeziert sind, sind das Andenken der tapfern Thaten rechtgläubiger Christen gegen die Ungläubigen.

In jener Zeit machte man auch den Anfang, das Abendmal unter einer Gestalt zu reichen. Urban II. machte zuerst die Verordnung,

nung, daß man zur Vorsicht oder im Nothfall den Wein weglassen könne; vermuthlich fürchtete er, daß bey der unermeßlichen Menge von Leuten, die auf den Kreuzzügen mehr als gewöhnlich den Genuß des Abendmals verlangen würden, der Wein verschüttet, oder zu häufig gebraucht werden würde.

Durch die Kreuzzüge kamen auch — und das ist keine der geringsten Folgen derselben — neue Pflanzen nach Europa: z. B. Pergamottenbirn, Saffran, Charlottenzwiebeln, (Zwiebel von Askalon) Savoyer Kohl, ein cyprisches Gewächs, Zuckerrohr, (zuerst nach Sicilien) und vielleicht auch der Balsam von Gilead, die Kunst Leichname zu balsamiren, und die ersten Mumien.

Hier hast Du, lieber Leser, alles, was ich Dir aus andern größern Werken, von der Geschichte der Kreuzzüge und ihren Folgen mittheilen

theilen wollte, und, nach Maaßgabe des engen Raums, mittheilen konnte. Es könnte nun jemand fragen, ob diese erstaunliche Begebenheiten für Europa mehr schädlich oder nützlich gewesen wären — dieselbige Frage, die man auch in Ansehung der Endeckung von Amerika gethan hat — allein

nostrum non est, tantas componere lites.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schilling, Johann Georg, / Schubert, Johann David / Müller, Johann Heinrich Elias

Berthold von Urach Eine wahre, deutsche, tragische Rittergeschichte aus den Zeiten des Mittelalters ; mit Scenen aus der Geschichte Heinrichs des Vierten und Fünften
Bd.: 2 : Nebst einer Abhandlung über die Kreuzzüge, ihren Ursprung, ihre Ge schichte und Folgen. Mit vier

Leipzig 1789

P.o.germ. 1540-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10122460-6
VD18 8003537